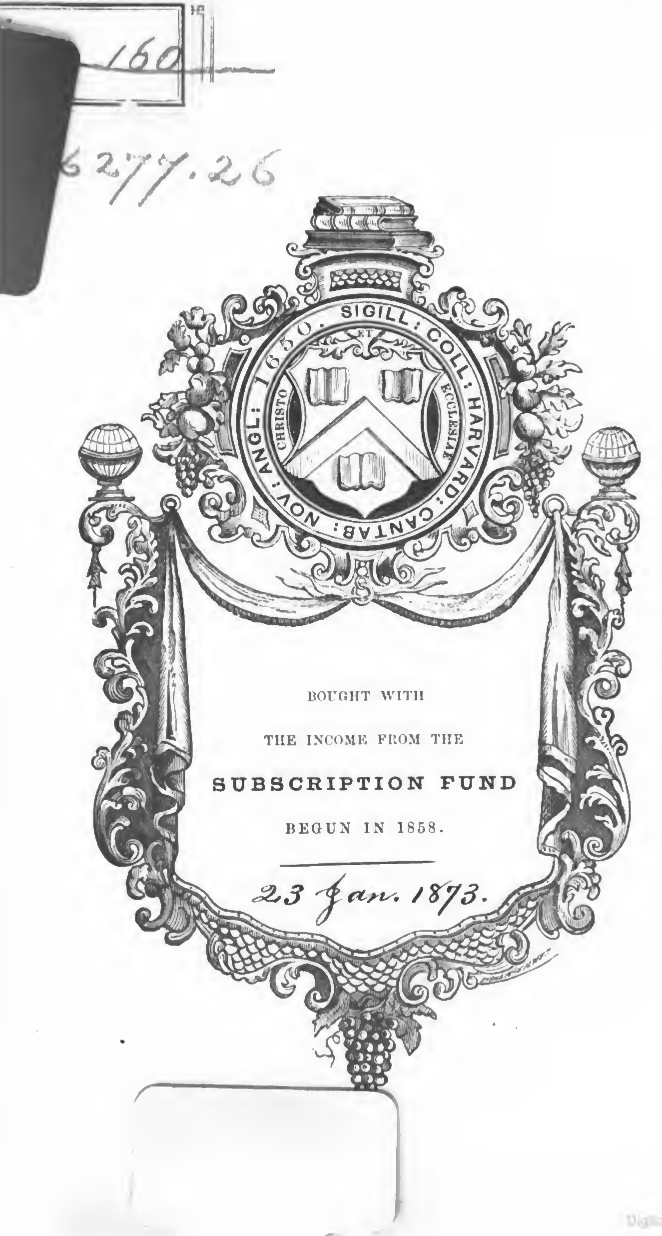
Bilder aus Westfalen

Hermann Hartmann


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE



(S. 197.)

Bilder aus Westfalen.

Sagen,
Volks- und Familienfeste, Gebräuche,
Volksaberglaube
und sonstige Volksthümlichkeiten
des
ehemaligen Fürstenthums Osnabrück.

Von

Hermann Hartmann.



Osnabrück.
Verlag der Rackhorst'schen Buchhandlung.
1871.

Druck von J. G. Kisling in Osnabrück.

Meinem Freunde und Jugendgenossen

Dr. Aug. von Eye

in Liebe gewidmet.

Vorrede.

Unter dem Titel „Bilder aus Westfalen" habe ich in dem ersten Abschnitt dieses Werkchens alle gedruckten und ungedruckten Aufsätze, in welchen ich die Volks- und Familien-Feste, Gebräuche und Anschauungen des westfälischen Landvolkes geschildert habe, zusammengefaßt und möchte es meinen Landsleuten und allen denen, welche sich für derartige Motive interessieren, empfohlen haben. Die Bilder suchen Menschen und Verhältnisse zu fixieren, wie sie sich vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren darstellten, und welche in dem Zeitalter der Eisenbahnen und Maschinen nur zu rasch verschwinden. Denn gegen die Festbräuche führen Geistlichkeit und Polizei, die in ihnen nicht die culturhistorische Seite, sondern nur unverzeihlichen Aberglauben und Unfug erblicken, einen siegreichen Kampf; Sage und Märe verschwinden mit den Hünengräbern, an welchen sie haften, vor den geraden Linien der Feldmesser; Sitten und Anschauungen weichen mit der Tracht und Genügsamkeit des Volkes; die launigen Spinnstubenlieder machen trivialen Drehorgelliedern Platz, und wer wagt jetzt noch, wo der Alles nivellierende Zeitgeist die Stände durcheinander wirft, ein Original zu sein? Aber grade darin sollte

das Verdienst dieses Werkchens bestehen, den rechten Augenblick benutzt zu haben, um flüchtige Erinnerungen dauernd zu fixieren und der jetzigen rasch lebenden und vergessenden Menschheit das Bild einer Zeit vorzuhalten, in welcher allerdings Ackerbau und Handel in den Windeln lagen, dagegen Menschen und Verhältnisse sich aus sich selbst ursprünglicher entwickelten. In meiner Stellung als Landarzt konnte ich im Auffinden solcher Bilder wohl gefördert werden, auf der andern Seite aber auch nur auf einem beschränkten Raume der rothen Erde, dem ehemaligen Fürstenthume Osnabrück, in dessen nördlichem Theile ich geboren bin, in dessen südlichem ich jetzt wohne, die Jagd nach solchen ausüben. Da aber die Beziehungen der Westfalen zu einander trotz der verschiedenen politischen Verbände, in welche sie nachher geriethen, lebendig blieben und das sächsische Volk, zu dem sie gehören, sich von jeher durch zähes Festhalten an dem Alten, Hergebrachten auszeichnete, so werden die Bilder auch auf die anderen Theile Westfalens, ja des ganzen Sachsenlandes, passen und dadurch an culturhistorischem Interesse gewinnen.

In einem zweiten Abschnitt sind unter dem Titel „Gedichte" vielfach dieselben Vorlagen, wie im ersten, hier in Versen behandelt. Es sind diese auch schon früher, die größeren, wie „Wittekind", „Die Schlacht am Schlagvorderberge", einzeln, andere in einem Bändchen zusammengedruckt erschienen. Es haben sich da Wiederholungen nicht ganz vermeiden lassen. Da aber die Behandlung, die prosaische wie poetische, jedesmal eine durchaus selbständige war, so werden dem Leser auch schon bekannte Sachen in neuer Gewandung vorgeführt und hoffentlich ein erneutes Interesse erwecken.

Inhaltsverzeichniß.

Bilder aus Westfalen.

Gedichte.



Bilder aus Westfalen.

Volksfeste und Festgebräuche.

Von allen deutschen Stämmen waren die Sachsen die letzten, welche das Christenthum annahmen. Die Burgunder, Franken, Alemannen und Longobarden waren schon im fünften und sechsten, die Baiern, Chatten, Thüringer und Friesen im siebenten und achten Jahrhundert bekehrt. Erst gegen das neunte und im neunten Jahrhundert wurde den Sachsen das Christenthum aufgezwungen. Und wie sehr das wilde, gewaltthätige Volk geneigt war, dasselbe wieder abzuschütteln, beweist der Abfall des ganzen Sachsenstammes zu den Zeiten des Kaisers Lothar, welcher eigentlich die Veranlassung dazu gegeben hatte. Dieser Abfall, in der Geschichte als Aufstand der Stellinger bekannt, wurde von König Ludwig blutig unterdrückt und dem Sachsenvolke nochmals das Christenthum und der ihm wegen des Zehnten verhaßte christliche Priesterstand aufgedrungen. Aber erst nach Jahrhunderten und nicht ohne bedeutende Concessionen gemacht zu haben, gelang es dem Christenthum,

über das Heidenthum den Sieg davon zu tragen. Die zerstreute Wohnweise auf Einzelgehöften und die bekannte Zähigkeit des sächsischen Volkes erschwerte den Priestern ungemein ihr Bekehrungsamt; und erst als man in politischer und religiöser Beziehung von strengen Maßregeln Abstand genommen und sich zu einem milderen Verfahren bequemt hatte, gewöhnte man das unterjochte Volk an den neuen Glauben.

Zunächst ließ man die eingesessenen Edelinge zum Grafenamte zu; und so finden wir unter den Grafen des Osnabrückschen Sprengels mehrere Nachkommen Wittekinds. Nachdem dieses Edelingsgeschlecht, das edelste und reichste in Engern und Westfalen, durch die Taufe Wittekinds zum Christenthum übergetreten war, entwickelte sich unter den Mitgliedern desselben ein großer Eifer für dasselbe. So gründete Waltbert, der Enkel Wittekinds, der 859 in zweien Gauen des Osnabrückschen Sprengels das Grafenamt verwaltete und die Reliquien des heiligen Alexander selbst von Rom geholt hatte, die Kirche zu Wildeshausen im Gau Leri. Die Königin Mathilde, die Tochter des Grafen Dietrich, eine Urenkelin des Grafen Waltbert, stiftete ein Kloster in Enger, wo die Gebeine ihres berühmten Vorfahren ruhen; und die Schenkungen an dasselbe bestätigte ihr Sohn, Kaiser Otto I., am 14. Juli 948. Auch der Bischof Ludolf zu Osnabrück, vom Wittekind'schen Stamme, trat in die Fußstapfen seiner Vor-

fahren. Der sächsische Heerbann, d. i. die allgemeine Wehrpflicht, auf welcher die Freiheit des Einzelnen und der Gesammtheit beruhte, war unter der Fremdherrschaft zu Grunde gegangen. Anstatt dessen hatte sich ein Lehnsverhältnis entwickelt, welches die unbemittelten Freien zu Hörigen der Grafen, der reichsten Freien und der Kirche umformte. Da nun die Grafen aus den Edelingsgeschlechtern sich des Christenthums mit solchem Eifer annahmen, so mußten die Hörigen nothgedrungen ihrem Beispiele folgen. Von den Hörigen der Kirche verstand sich dieses von selbst. Außerdem verließen die Edelinge und Freien, welche sich an die neuen Verhältnisse nicht gewöhnen mochten, das Land.

Die Concessionen, welche der Priesterstand dem Heidenthum machte, bestanden zunächst darin, daß er die heidnischen Festbräuche fast unverändert fortbestehen ließ und nur dafür sorgte, daß diese von jetzt an zur Verherrlichung des christlichen Gottes verwandt wurden. Außerdem fielen die christlichen Hauptfeste mit den heidnischen zusammen. Das Osterfest wurde nicht nur mit dem heidnischen Feste der Ostara, woher auch der Name blieb, zu Anfang des Frühlings gefeiert, sondern hatte auch eine ähnliche, wenngleich tiefere Bedeutung. Denn wenn die heidnischen Deutschen in diesem Feste die Auferstehung der Natur vom Winterschlafe feierten, so ist es den Christen das Erinnerungsfest an die Auferstehung ihres Herrn und Heilandes. Das

Weihnachtsfest fiel in die heiligen zwölf Nächte, in welchen unsere heidnischen Vorfahren das Fest der Wintersonnenwende, die Wiederkehr der alles belebenden Sonne, feierten. Ferner wurden der Verehrung des Volkes anstatt der Götter solche Heilige untergeschoben, welche vermöge ihrer Bedeutung oder Eigenschaften mit jenen Aehnlichkeiten darboten. An die Stelle des Gottes Wodan traten der Apostel Petrus, die Heiligen Nicolaus und Martin, welcher letztere auf seinem weißen Rosse, mit dem breitkrämpigen Hute und im weiten Mantel ganz dem Bilde entsprach, welches man sich von dem heidnischen Gotte entworfen hatte. Der Apostel Paulus ersetzte den mächtigen Donnerer, und Maria übernahm die Rolle der Frau Holle. Sie tritt statt dieser als Beschützerin des Flachses auf, wie denn auch die über die Herbstfelder gespannten leichten Spinngewebe Mariengarn, Marienfäden genannt werden. Ja, wo der Vorrath von Heiligen ausging, erfand man neue, um mit ihren Namen die eingeschmuggelte heidnische Waare zu decken. Da man nun außerdem auf den dem Wodancultus geheiligten Plätzen, zu welchen die alte Gewohnheit das Volk hinzog, christliche Kirchen und Kirchhöfe anlegte und auch hier dem heidnischen Gebrauche treu blieb, welcher in den Hünenbetten Altar und Begräbnisplatz vereinigte, so waren alle Bedingungen zu allmähligen, fast unbemerkten Uebergängen vom Heidenthum zum Christenthum gegeben,

wenn wir annehmen dürfen, daß die tiefe geistige Bedeutung des Christenthums dem rohen sächsischen Volke vorerst noch verschlossen blieb.

Aus dem oben Angeführten ergiebt sich nun von selbst, welchen Weg die Forschung der deutschen Götterlehre einzuschlagen hat. Da wir keine geschriebene Götterlehre, keine Ueberbleibsel von Tempeln mit Götterbildern haben, da solche bei den alten Deutschen in der Regel nicht vorkamen, so bleiben uns außer den Göttersagen des stammverwandten scandinavischen Nordens nur die alten Lieder, Sagen und der Volksaberglaube, um aus ihnen und den Gebräuchen, welche sich aus heidnischer Zeit bei den christlichen Festen erhalten haben, die Götterlehre unserer heidnischen Vorfahren zurechtzulegen.

Die alten Sachsen wurden, wie erwähnt, von allen deutschen Völkern zuletzt bekehrt, und ihrer zähen Anhänglichkeit an die alten Gebräuche haben wir es zu danken, daß noch so viele Anklänge an den heidnischen Mythus erhalten sind. Die beiden Stämme des Sachsenvolks, die Westfalen und Engern, von denen jene zwischen Weser, Rhein und Ems, diese an der Weser wohnten, besaßen in der Edelingsfamilie, welcher Wittekind entstammte und der an Grundbesitz und fast königlichem Ansehen in Engern und Westfalen keine andere gleichkam, den treuesten Hort ihrer Freiheit und Religion. In den sächsischen Kriegen vertheidigten sie

beides, unter Führung ihres tapfern Herzogs Wittekind, mit der größten Hartnäckigkeit gegen die Uebermacht der Franken, bis sie dieser unterlagen und Wittekind sich taufen ließ. Die letzte dreitägige Schlacht wurde nach einer alten Urkunde, welche Möser auf der Dombibliothek zu Osnabrück fand (Mösers Osnabrück'sche Geschichte I. pag. 205), an der Hase in der unmittelbaren Nähe von Osnabrück geschlagen; und bald darauf gründete Karl der Große das Bisthum Osnabrück, das erste in den sächsischen Landen. Da der große Frankenkönig nichts ohne eine tiefere Berechnung that, so läßt sich annehmen, daß gerade dieser Ort, welcher auserwählt wurde, das erste christliche Münster zu tragen, ein durch vorhin schon angegebene Gründe vorzüglich geeigneter sein mußte. Und dieses war auch wirklich der Fall. Die vielen durch Sagen gefeierten Hünenbetten, welche zugleich auch den Gerichten als Sitze dienten, so die berühmten Karlssteine im Hon, deren größten Deckstein Karl der Große mit einer Pappelgerte zersprengt haben soll, die Gretescher Steine und die vielen Stellen, welche die Osnabrückischen Wittekindssagen verherrlichen, umgeben den alten Bischofssitz in nächster Nähe. Die Wittekindsburg, in welche Wittekind nach der Schlacht an der Hase floh, und von welcher die Fundamente noch nachweisbar sind, liegt nur eine Stunde davon entfernt. Alles dieses weist darauf hin, daß der von Karl dem Großen im Jahre 783 ge-

gründete Dom zu Osnabrück auf einem Platze steht, welcher auch dem heidnischen Sachsenvolke ein besonders heiliger war.

Außer dem Heiland, der altsächsischen Evangelienharmonie, welchen, wie Bechstein sagt, noch der Geist und die Anschauungs- und Ausdrucksweise der Eddaliedersänger durchweht, haben wir nichts, was von sächsischen Dichtungen aus der ersten christlichen Zeit erhalten ist. Dagegen ist Westfalen und vorzüglich das hannoversche, der Landdrosteibezirk Osnabrück, auf welchen wir uns zunächst beschränken wollen, reich an Sagen, Festbräuchen und Aberglauben. Unter den Sagen stehen die Wittekindssagen oben an; wir verweisen die Leser auf die Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück, wo sie im dritten Bande gesammelt sind. Auch die andern Sagen von Alke, dem Juljäger, vom Darnssee u. s. w. möge man dort und in A. Kuhns westfälischen Sagen nachlesen. Uns sollen unter den beiden Fundgruben des heidnischen Mythus, dem Volksaberglauben und den Festbräuchen, zunächst die letzteren beschäftigen.

Die Mummereien und Umzüge, Festspiele und andere Festbräuche hatten sich in den katholischen Gegenden Westfalens bis in das zweite Viertel des jetzigen Jahrhunderts erhalten, und da erst fiengen sie an, den vereinten Bemühungen der Polizei und Geistlichkeit zu weichen. In einem katholischen Dorfe, dessen schon im

Jahre 948 Erwähnung geschieht, geboren und erzogen, war ich in meinen Jugendjahren Zeuge der sich jedes Jahr wiederholenden Festbräuche und will nun diese in chronologischer Ordnung und getreu zu schildern versuchen.

Fangen wir mit der heiligen Adventszeit an, so begegnet uns zunächst das Nicolausfest, welches am 6. December gefeiert wurde. Am Abende erschien der heilige Nicolaus, Klausmann genannt, und brachte den artigen Kindern allerhand Naschwerk, den unartigen und schmutzigen drohte er mit Ruthe und Schüsseltuch. Dort, wo der Heilige nicht selbst erschien, wurden Holzschuhe vor die Fenster gesetzt, und am andern Morgen fand man allerlei Leckerbissen in denselben. Für die Erwachsenen fanden Tanzereien, Schmausereien und Verkleidungen statt. In allen Häusern wurden Mettwürste gebraten, und von weit und breit kamen Gäste herbei, um sich an diesen Schmausereien zu betheiligen. Es muß auffallen, daß an diesem Tage eine bestimmte Speise zugerichtet wurde; und wenn wir uns erinnern, daß man im scandinavischen Norden um die Weihnachtszeit dem Gott Freir (althochdeutsch Fro) Schweine schlachtete, so werden wir in obigen Schmausereien eine heidnische Beziehung nicht verkennen können. Der uns in Westfalen begegnende St. Nicolaus ist mit dem Schimmelreiter, dem Pelzmärte oder Martin in Schwa-

ben, dem Knecht Ruprecht verwandt.*) Er ist derselbe, welcher auf einem Schimmel als Sünte (d. i. St.) Klaas durch Friesland und Holland zieht; ja die weite Seereise nach dem Kap der guten Hoffnung nicht scheut, um die Kinder der sogenannten „Boers" zu beschenken. Durch ganz Nordamerika lenkt der alte deutsche Gott seine Schritte, denn kein geringerer ist in der Gestalt des heiligen Nicolaus verborgen, als Gott Wodan. Es muß uns ein stilles zufriedenes Lächeln ablocken, wenn wir sehen, wie die nüchternen Amerikaner, welche vom Deutschthum nichts wissen wollen, sich arglos um unsern alten deutschen Gott scharen, welcher ihren Kindern mit gewinnender Freundlichkeit Geschenke darreicht. Mit dem St. Nicolausfeste beginnen die Umzüge der heidnischen Götter, welche in den heiligen zwölf Nächten zur Zeit der Wintersonnenwende ihren Gipfel erreichen und am heiligen Dreikönigsabend mit einem großen Umzuge der Göttin der Erde, Nirdus (Nerthus, die rügische Hertha, Herda, Berchta, Perchta, Frau Holle) endigen.

Die Weihnachtszeit fällt in die heiligen zwölf Nächte, welche noch jetzt unter den Landleuten die Zwölften heißen. In dieser Zeit hält man sich auch

*) In einigen Gegenden erschien am Abend vor Weihnachten ein Schimmelreiter mit seinem Begleiter in den Häusern, um allerlei Unfug zu üben.

noch jetzt von jeder groben häuslichen Arbeit fern. Man darf weder dreschen noch ausmisten, weil die Verrichtung einer solchen Arbeit Unglück für das nächste Jahr bringen würde. Wenn man in den Weihnachtstagen Stroh vom Boden zieht, fällt leicht ein Kind mit herunter. In der Christnacht wird alles Wasser zu Wein und der Hopfen kommt fingerlang aus der Erde. Die Hühner stehen auf einem Bein. Wer unter den Tisch sieht, wird darunter entweder Weizen- oder Roggenkörner erblicken, jenachdem Weizen oder Roggen im nächsten Jahr besser gerathen wird. Neujahrsabend muß alles rein abgesponnen und ein neuer Wocken aufgesteckt werden; das bringt Glück fürs neue Jahr. In die Weihnachtszeit fällt nun das Singen vom Thurm. Damit hat es folgende Bewandnis. Auf einem dem Dorfe nahegelegenen Bauernhofe erwachten vor vielen, vielen Jahren die Schläfer durch das volle Dorfgeläute, welches deutlich und feierlich herüberschallte. In der Meinung, daß man zur Frühmette läute, welche am ersten Weihnachtstage den Festgottesdienst eröffnet, kleiden sich die Hofleute rasch an und begeben sich nach dem Dorfe. Als sie vor der Kirche ankommen, finden sie die Kirchthür verschlossen und die Straßen des Dorfes leer. Bei näherem Nachdenken und Besinnen sehen sie die Täuschung ein, da sie bis zum Weihnachtsfeste noch drei Tage zu warten haben. Der Bauer stiftet hernach, wie auf höhere Eingebung, das

Singen, welches noch jetzt drei Tage vor Weihnachten, mit Glockengeläute abwechselnd, von dem hohen Kirchthurm zauberhaft in den stillen Abend herüberschallt. Diese Sage, welche die Stiftung, die noch augenblicklich von dem jedesmaligen obgleich protestantischen Hofbesitzer durch eine an die Sänger gespendete Labung aufrecht erhalten wird und Lienescher Mittewintersabend heißt, erklären soll, gehört zu den vielen anderen, welche von dem Zauberwesen in den heiligen zwölf Nächten berichten. In ihnen bricht auch das wilde Heer mit erneuter Wuth hervor.

Am Vorabend des Dreikönigstages hielt die Göttin Herda, Berchta, Frau Holle, die Erdenmutter, die Beschützerin des Herdes, die Belohnerin des häuslichen Fleißes, die Göttin des Spinnens und Flachses, noch die letzte Umfahrt. Am heiligen Dreikönigsabend giengen nun größere Knaben verkleidet und mit einer Papierlaterne versehen, welche auf einem Stabe befestigt ein brennendes Licht enthielt, von Haus zu Haus und sangen Lieder, welche auf die heiligen drei Könige Bezug hatten. Es waren immer ihrer drei, von denen der eine die Laterne in stetiger Drehung erhielt. Das Lied wurde in hochdeutscher Mundart abgesungen und hatte weiter keinen Werth. Dagegen kann ich nicht unterlassen, zwei kleinere im Ankumer Plattdeutsch hier einzuschalten, welche kleinere Kinder, Mädchen und Knaben, jene die frierenden Händchen unter ihren Schürzen verbergend,

absjangen. Diese nahmen wie die als „die drei Waisen aus dem Morgenland" verkleideten Knaben Geschenke in Empfang. Das eine Lied heißt:

„Kindken, Kindken Jeisus,
Giw us ein Pund Deigus (Teig?)
Lütke Stücke,
Grôt Gelücke.
Sel'ges nies Jahrs Abend,
As de Kinner nar Schaule gingen,
Harrn se gern wat êten,
Harrn nich einen bêten.
Leiwe Mauder, gât nâ'n Spîker,
Seuket wat ji fînen könnt:
Keise un Brod,
Gottes Lohn.
En Stücke van de Teuten (Torte),
Da könn wî schön nâ fleuten (flöten).
En Stücke van de Schinken,
Du könn wî gaut nâ drinken.
Rosenblatt!
Schöne Stadt!
Schöne junge Deeren gewt us wat!
Drei Mile (Meile) Weges is nô wîd,
Gewt us wat, so were ji us quît."

Das andere lautete:

„Hil'ge drei Kön'ge sin hoch gebor'n,
Marie Mauder Gottes heft Kindken verlor'n.
Kindken was in Gipkenland (Aegyptenland),
Gipkenland was wol bekannt.
Da seiten drei Düfkens (Täubchen) up mîne Dür (Thür),
De eine was kold, de anre was warm,
De drüdde nâm Marie Mauder Gottes in'n Arm."

Auch ist es in einigen Gegenden gebräuchlich am heiligen Dreikönigsabend, dem sogenannten Großen Neujahr, Neujahrswünsche in die Häuser zu bringen, wofür man mit Kuchen und Obst beschenkt wird.

Mit den Fastnachtsmummereien beginnen nun die Vorbereitungen zu den Frühlingsfesten. In ihnen spielte der Wettstreit zwischen Frühling und Winter seine bedeutsame Rolle, welche mit der Niederlage des Winters endigte. Dieser wurde in der Gestalt einer Strohpuppe auf einer Bahre zur Gruft gebracht (das Todaustragen), und damit endigten die heidnischen Spiele. Wir wollen nun sehen, was von ihnen als Festbrauch geblieben ist.

Am Sonntag vor Aschermittwoch begannen die Aufzüge. Von der Fastnachtsherberge aus erschienen nach der Kirchzeit zwei stattliche, costümierte Reiter, welche mit Trompetengeschmetter den Beginn der lustigen Fastnacht verkündeten. Dann folgten die Aufzüge, welche auf bekränzten, meistens von verkleideten Knaben gezogenen Wagen allerlei lustige und ernste Scenen vorstellten. Daß hierbei ein derber Humor mitspielte und manche Gebrechen und Lächerlichkeiten der vornehmen Stände gegeißelt wurden, versteht sich von selbst. Mit einem Spielchor voran und vom Hanswurst begleitet, der sich manchen Scherz gegen zuschauende Mädchen und Frauen erlaubte, bewegte sich der Zug über die Straße des Dorfes und kehrte dann nach der Herberge zurück. Am Abend bis tief in die Nacht wurde getanzt und getrunken. Am Montag Morgen

riefen maskierte Reiter die beliebte Fastnachtsspeise, heiße Weggen, aus, indem sie folgenden Spruch hersagten:

„Hallôp, hallôp! N. N. heft Hedewegge to kôp.
Schmeckt so seute as Ferkenfeute (Schweinefüße).
Steckt der ein betken Botter in,
Schmeckt no eis so seute (süß)!“

Am Nachmittage desselbigen Tages begannen die Spiele auf dem Vogelberge, einem öffentlichen Vergnügungsorte. Diese bestanden in dem Hahnenschlag und Katzenwerfen. Zu jedem der beiden Spiele gehörte eine Gesellschaft junger Männer, welche sich durch Beigaben zur Anschaffung eines Siegespreises, der gewöhnlich in einem bunten, seidnen Tuche bestand, vereinigt hatte. Es zogen nun solche Gesellschaften unter dem Vorgange der Musik, die Siegeszeichen auf einer Stange hoch zur Schau tragend, nach dem Vogelberge. Ein Hahn, in einem Korbe so befestigt, daß nur sein Kopf sichtbar blieb, wurde bei dem ersteren Spiel, dem Hahnenschlag, an einen passenden Platz gesetzt. Nachdem die Reihenfolge durch das Loos bestimmt worden war, schritt der erste mit verbundenen Augen, dreimal im Kreise gedreht, ein mächtiges Schwert in der Hand, auf den Hahn los, um ihm den Kopf abzuschlagen. Gewöhnlich gieng er in ganz entgegengesetzter Richtung und hieb, sich dem Hahn gegenüber wähnend, mit mächtigem Schwunge in den Sand. Ein anderer folgte

auch wohl kopfüber dem mächtigen Hiebe, und so konnte es an komischen Episoden dabei nicht fehlen. Zuletzt gelang es einem Klügeren, welcher die Binde unbemerkt zu lüften wußte, dem Hahn den Kopf abzuschlagen, und er wurde so als Sieger begrüßt. Das Katzenwerfen bestand darin, daß man gegen eine auf einem Pfahl befestigte Tonne, in welcher ein Kätzlein gefangen saß, warf, bis zuletzt ein glücklicher Wurf den Käfig zerbrach und das geängstigte Thier unter lautem Hurrah entsprang. Durch den glücklichen Wurf hatte sich der Sieger das Tuch erworben. Waren diese Spiele beendigt, so wurde der Abend wiederum mit Tanz und Trinkgelage bis tief in die Nacht verlängert. Für uns sind diese Spiele bedeutungsvoll in ihren Erinnerungen an die heidnischen Thieropfer. Wenn ein Ortseinwohner sich diesen Festlichkeiten entziehen wollte, so wurde er von den lustigen Zechbrüdern auf eine Leiter gesetzt, wie die Strohpuppe beim Todaustragen, und so aus seinem Hause fort nach dem Wirthshause gebracht. Am Aschermittwoch-Abend wurde die Fastnacht begraben. Eine Strohpuppe wurde auf eine Leiter gelegt, welche als Tragbahre diente, und unter dem fürchterlichsten Geheul der Fastnachtsgenossen vor's Dorf getragen und hier begraben. Jeder Leidtragende hatte eine Laterne, und bei der Beerdigung wurden Reden gehalten. So schloß mit dem Todaustragen der Fastnacht das Fest, wie das heidnische mit dem Todaustragen des Winters

Die Tage in der stillen Woche vor Ostern heißen goen Mondag (guter Montag), Schellen - Dingsdag (Schellen = Dienstag), krummen Goensdag (krummer Mittwoch), grönen Donnersdag, stillen Fridag, Pauskâbend (von Passah). Am Charfreitag darf keine Arbeit vorgenommen werden. Das Wasser, welches in der Osternacht vor Sonnenaufgang geschöpft wird, ist heilkräftig. Die heilige Osterzeit bietet nun wieder eine Anzahl von Festbräuchen dar, welche auf die hohe Bedeutung des heidnischen Frühlingsfestes hinweisen. Der Palmsonntag war für die Kinder ein überaus wichtiger Tag. Mit einem großen, mit Bändern geschmückten Palmenstocke, an welchem als besondere und schon seltene Zierde ein großer Apfel prangte, umstanden die glücklichen Kleinen den Altar, von welchem aus der Priester mit Weihwasser die Palmstöcke benetzte. Diese wurden nun, nachdem zuvor der Apfel verzehrt worden war, sorgsam aufbewahrt und bei Gewittern von den Hausbewohnern ins Feuer geworfen, ein dem Gotte Donar dargebrachtes Opfer, damit er das Haus mit seinen Keilen verschone. Am Charfreitage war große Procession nach einem nahen Berge, auf welchem noch neuerdings ein ausgemauertes Hünengrab entdeckt wurde, welcher Umstand auf seine heidnische Bedeutsamkeit hinweist. Am Ostersonntag Nachmittag fanden die schönen Osterspiele auf dem Vogelberge statt. Vor allen w a r e s d a s h e r r l i c h e Ballspiel, an welchem alle, junge und alte, theilnahmen.

Ich habe fünfzig-, ja sechszigjährige Männer mit jugendlichem Uebermuthe Ball schlagen sehen. Die kleineren Kinder boten in ihren bunten Kleidern und bei ihren Spielen mit farbigen Eiern auf der sandigen Erhöhung des Vogelberges die freundlichsten Gruppen dar. Hier saßen sie, in langen Rinnen ihre gefärbten Eier kollernd. Die Farbe derselben war gewöhnlich roth oder gelb, und man behauptet, daß die rothen dem Gotte Donar, die gelben der Göttin Ostara, der Göttin des Frühlings und des Frühroths, heilig waren. Das Spiel bestand darin, daß zwei Kinder ihre Eier (Pauskeier) durch eine Rinne laufen ließen. Bei dem Zusammenstoß mußte eins der Eier brechen und gehörte dem, dessen Ei heil blieb. Auch wurden die Eier gegen einander geschlagen, welches man Bicken nannte. Auch hier bekam der Besitzer des heilgebliebenen das andere. Nicht selten bickte ein kleiner Betrüger mit einem nachgemachten hölzernen Ei. Auch für erwachsene Mädchen fehlte es nicht an einer Lustbarkeit. Es wurde ein Wettrennen veranstaltet, in welchem die jungen Dirnen ihre Schnellfüßigkeit zeigen konnten. Junge Bursche waren Kampfrichter. Die schnellfüßigste wurde als Kaufobject ausgeboten, es wurde um dasselbe gefeilscht und es zuletzt dem Meistbietenden zugeschlagen. Außerdem boten überall Buden ihre Leckereien feil und trugen nicht wenig dazu bei, das Volksfest zu beleben. Die Abendkost bestand in allen Häusern aus gekochten

Eiern. Am Abend leuchteten die Osterfeuer von den Bergen in die Thäler. Das Osterfeuer, welches die Dorfjugend anzündete, hatte früher auf dem Osterbrink gebrannt, war aber der Feuergefährlichkeit wegen, da dieser dem Dorfe zu nahe lag, nach einer andern Höhe verlegt.

Um Johannis feierten unsere heidnischen Vorfahren in der Reihe der Naturfeste das Sommerfest und in ihm die größte Erdennähe der alles erwärmenden und belebenden Sonne. Die Johannisnacht ist eine besonders geeignete, um heilkräftige Kräuter zu sammeln. In ihr und zwar vor Sonnenaufgang muß man die Hauswurz, Donnerkraut genannt, schneiden und in der Wohnstube oder im Unterschlage, dem Raume, welcher neben der einen Seitenthür liegt und wo im Sommer gegessen wird, in den Balken stecken. Nimmt man so viele Stengel, als Hausbewohner vorhanden sind, und merkt sich ein jeder den seinigen, so kann man an dem Welken des einen oder andern Stengels genau messen, wer von ihnen zuerst sterben muß. Gewöhnlich grünen und blühen die wurzellosen Stauden lustig fort. Wer am Johannistage arbeitet, über dem hält ein Gewitter. Am Johannistage tritt uns ein Fest entgegen, welches noch im 17. Jahrhundert gefeiert wurde und eine tiefe religiöse Bedeutung hatte. Auf dem Giersfelde im Kirchspiele Ankum, auf welchem acht Hünenbetten von einer solchen Mächtigkeit liegen, daß wohl ursprünglich

an vierhundert Granitblöcke, sogenannte Findlinge von acht bis zwölf Fuß Länge, über einander gethürmt waren, von denen noch wohl zweihundert vorhanden sein mögen, vereinigten sich am dritten Pfingsttage drei Processionen, welche von Ueffeln, Merzen und Alfhausen, drei benachbarten Ortschaften, deren schon in einer Urkunde von 974 Erwähnung geschieht (Möser, Osnabrück'sche Geschichte, Band I. Urkunde 17) ausgiengen, um durch eine symbolische Handlung von diesem dem Wodancultus geweihten Boden fürs Christenthum Besitz zu nehmen. Es wurde nämlich auf dem dort befindlichen heiligen Berge, einem künstlichen Todtenhügel, das Kreuz aufgepflanzt und eine Messe gelesen. Ueffeln, welches protestantisch wurde, blieb zurück, und von diesem Umstande rührt das Sprichwort her: „He blivt ut as Ueffeln". Auf dem Giersfelde spielt auch die Sage vom Alke, einem Nix, welcher in dem ebenfalls dort befindlichen trichterförmig gestalteten und mit Wasser gefüllten Erdfalle haust. C. W. Heine vermuthet in seinem Werke über den Germanismus, daß hier das numen alcis des Tacitus (Germ. Cap. 43) verehrt worden sei. Da das gothische Wort alkeis die glänzenden, leuchtenden bedeutet, so weist das numen alcis auf die Lichtgestalten der Asen hin, deren Höchster Wodan war.

Familienfeste.

1. Die Taufe.

„Et is 'n Jungen un dat 'n düchtigen Feger!" so erschallt der freudige Zuruf aus der Kammer und bringt Friede und Freude in die geängstigten Gemüther der Familienglieder. Die glückliche junge Mutter liegt in der behaglichsten Ruhe da und verfolgt von ihrem Lager aus mit leuchtenden Blicken die Vorkehrungen, welche zu ihrer und ihres neugeborenen Kindes Pflege gemacht werden. Dann schließt sie die Augen und träumt von den vielen frohen Stunden und Tagen, welche ihrer harren. Denn nach Empfang der freudigen Nachricht werden erst die Mutter, dann die Schwestern kommen, und sie kann ihren prächtigen dicken Jungen zeigen. Und die Mutter soll ihr gleich eine Brodsuppe kochen; denn nur sie versteht es, eine Brodsuppe so ganz nach ihrem Geschmacke zu kochen. Auch der Vater wird sich einstellen und den Sohn seiner Lieblingstochter in Augenschein nehmen. Was wird das

für eine Freude sein! Dann kommt der Tauftag und ihr Schwiegervater nebst ihrem ältesten, unverheirateten Bruder müssen das Kind zur Taufe halten, wozu die verheirateten Geschwister, auch die von ihres Mannes Seite, mit ihren Familien eingeladen werden. Ein Kalb, welches zu dieser Festlichkeit geschlachtet werden soll, ist vorsorglich gemästet worden. Und wenn sie erst ihren Kirchgang gehalten haben wird, dann geht sie mit dem kleinen Prinzen, welchen der Vater tragen muß, zum ersten Male zu ihren Eltern. Sie hat ihn recht aufgeputzt; eine prachtvolle, mit vielen bunten Bändern gezierte Mütze, die Krone des Pathenzeuges, schmückt den kleinen Kopf, unter welcher die dicken rothen Backen ordentlich hervorleuchten. Und nun währt es nicht mehr lange, bis der Kleine laufen kann. Wenn er doch erst drei Jahre alt wäre, damit der Schneider bestellt werden könnte, um dem kleinen Manne eine Hose und Weste mit blanken Knöpfen zu machen! Aus dem wilden Straßenbuben muß am Ende ein ruhiger Schüler wider Willen werden, und so wandert er mit einem A-Buche unterm Arm an der Hand seiner Mutter zum Herrn Lehrer, welcher ihn äußerst freundlich empfängt und seine Furcht vor der ihm von seinen ältern Spielgenossen nicht ganz vortheilhaft geschilderten Persönlichkeit des Schulmonarchen durch die Darreichung von Matierstuten (Semmeln) zu beschwichtigen sucht, zu deren Ankauf die vorsorgliche Mutter ein reichliches

Schreibgeld geopfert hat, so daß noch ein Erkleckliches für den Herrn Lehrer übrig bleibt. Doch das gönnt sie ihm schon gern; denn nun wird er nicht so streng gegen ihren Liebling sein, und zu dem Ende erzählt sie ihm, wie klug, aber auch blöde ihr Sohn sei, so daß es durchaus keiner Schläge, auch keiner harten Worte bedürfe, um ihn zu leiten. Denn solche würden, da er sehr empfindlich und ehrgeizig sei, ihn zuletzt ganz verschüchtern.

Der Lehrer hört mit einem überlegenen, fast mitleidigen Lächeln über die mangelhaften pädagogischen Kenntnisse der guten Frau ihren Unterweisungen zu und sucht das geängstigte Mutterherz mit den besten Versprechungen zu beruhigen. Der kleine Schüler geht jetzt täglich nach der Schule, und nachher kommt der Herr Cantor zum Besuch, und bei einer guten Tasse Kaffee, welche die von dieser Ehre freudig bewegte Mutter ihm vorsetzt, lobt er ihn als einen seiner besten und fleißigsten Schüler. Nur mit dem Rechnen wolle es noch nicht recht; aber das werde am Ende auch schon kommen. In der Schule und in der Kirche auf dem Chore sitzt er natürlich oben an, und wenn hier der Herr Cantor vor Anfang des letzten Verses ein Zeichen giebt, so ist es ihr Sohn, welcher vor der ganzen Gemeinde aufsteht und in die Beichtkammer geht, um den Wink dem Herrn Pastor mit einem tiefen Bückling zu überbringen. Ja, ihr Sohn ist eine Art

Kirchendiener geworden, denn er muß an den Abendmahlstagen die großen auf dem Altar stehenden Kerzen anzünden und die Nummern der Gesänge auf dem Nummerbrette befestigen. Und immer weiter schweifen die Gedanken, bis zuletzt die regelmäßigen Athemzüge verkünden, daß die junge glückliche Mutter sanft eingeschlafen ist.

Im Wohnzimmer nebenan wird der Erstgeborene, nachdem er gewaschen und in das funkelnagelneue Kinderzeug eingewickelt worden ist, dem Vater übergeben, welcher den von der Hebamme als einen Kernjungen gepriesenen mit halb verlegenem, halb glücklichem Lächeln so ungeschickt empfängt und so fest und zugleich ängstlich hält, daß es zweifelhaft bleibt, ob er ihn als ein fünfundzwanzigpfündiges Brod oder als eine Glaskugel zu behandeln gedenkt. Seine Mutter steht schmunzelnd ihm zur Seite, und indem sie mit glücklichem Gesichte auf ihren Enkel sieht, findet und betheuert sie, daß es keine größere Aehnlichkeit geben könne, als die zwischen Vater und Sohn, nur mit dem Unterschiede, daß jener als neugeborenes Kind noch dicker gewesen sei. Diese Betrachtungen geben ihr Gelegenheit, auch die anderen Heldenthaten aus dem Säuglingsalter ihres Sohnes zu erzählen und noch außerdem viele interessante Ereignisse ihres eigenen Wochenbettes mit einzuflechten. Der glückliche Vater weiß unterdessen nicht mit seinem Sohne zu bleiben, und wie er eben wieder

eine ungeschickte Bewegung macht, welche befürchten läßt, daß er seinen Sohn in der Verlegenheit als ein Stück Holz in den Ofen schieben wird, nimmt ihm die erschrockene Alte das gefährdete kleine Wesen ab, und nun fährt ihr die alte Gewohnheit auf einmal in die Glieder und sie tänzelt mit dem jedoch ganz ruhigen Kinde auf und nieder und summt und brummt dazu mit dem drolligsten Eifer. Unterdessen ist die alte Wiege, welche schon viele Geschlechter beherbergt hat, zum Empfange des kleinen Gastes aufs beste hergestellt, und schon sitzt der Großvater in der allerdings richtigen Voraussicht, daß hauptsächlich ihm das Schaukelgeschäft zufallen wird, bereit, dasselbe sogleich zu üben. Die noch rüstige Großmutter ist überglücklich, daß das Regiment, welches sie ungern an ihre Schwiegertochter abtrat, wenn auch nur auf kurze Zeit, wieder in ihre Hände gekommen ist, und indem sie so recht zeigen will, daß die Führung des Haushaltes ihr noch ein leichtes sei, wirthschaftet sie darauf los, daß es eine Lust ist, dem zuzusehen. Sie kocht für die junge Wöchnerin eine kräftige Suppe und giebt, indem sie den reichen Schatz ihrer Erfahrungen aufschließt, gute Lehren und Ermahnungen für derartige Vorkommnisse. Auch hat sie vorsorglich einen Apfel gebraten, wovon sie dem kleinen Enkel zu geben gedenkt, damit er einen reinen Athem bekommt. Und nicht in der letzten Instanz nimmt sie für sich und die Hebamme auf einen

guten Kaffee Bedacht. Der glückliche Vater hat seine Pfeife, welche ihm während der unruhigen und sorgenvollen Stunden ausgegangen war, wieder angezündet und sieht rauchend mit innigem Behagen dem ganzen Treiben zu, nähert sich unbemerkt dann und wann der Wiege, und wirft einen verstohlenen, aber glücklichen und respectvollen Blick auf seinen Erben, den muthmaßlichen zukünftigen Besitzer seines Hofes. Auch zieht ihn ein inniges Gefühl zu seiner Frau, welchem er aber nur durch einen freundlichen Blick auf sein junges tapferes Weib Ausdruck verleiht. Vielleicht streift seine Hand wie zufällig die seiner Frau und bleibt an der Gardine hängen, welche er zuzieht und fast leisen Schrittes die Kammer wieder verläßt.

Nachdem der junge Erdenbürger nun in die ersten Tage des sogenannten dummen Vierteljahres eingetreten ist und vorläufig nur auf die Bedürfnisse seines Magens Rücksicht nimmt, werden die Vorkehrungen zur Feier des am nächsten Sonntage stattfindenden Tauffestes getroffen. Das Wohn- und beste Zimmer, letzteres als ausgebautes auch Ausstich, Schlickerstube genannt, werden geweißt und förmliche Wasserfluten von außen gegen die Fensterscheiben losgelassen. Die Anrichte, Tellerbord, der Milchschrank, eben so Tische und Stühle werden einer gründlichen Säuberung unterworfen, der Ofen geschwärzt und die zinnernen Schüssel und Löffel, der messingene Milcheimer, die Kaffee-

kanne und selbst der Schlägerknopf an der Pumpe so blank gescheuert, daß sie die erhitzten rothen Wangen der putzenden Magd wiederspiegeln. Ein Gemisch von Weizen und Roggen wird in der Mühle gemahlen und und dann zu Bauernstuten (Graubrod) verbacken, eben so eine Anzahl Zwiebäcke beim Bäcker bestellt. Das gemästete Kalb wird zur Schlachtbank geführt und fällt dem kommenden Feste ein frühes Opfer. Der junge Bauer kann nicht rasch genug allen Anforderungen nach Geld genügen, denn es muß Kaffee, Zucker und Reis gekauft werden. Von gebackenem Obst und trocknen Pflaumen hat die tüchtige Hausfrau selbst Vorrath und zieht dieselben ihrer Güte wegen denen, welche der Krämer feil bietet, bei weitem vor. Doch so oft auch die Mutter kommen mag, um Geld zu fordern, so wird der junge Bauer doch nicht unwirsch, was um so mehr Wunder nimmt, als er sich doch sonst nicht gut von dem Gelde trennen kann und, wie man zu sagen pflegt, einen Groschen zweimal umdreht, bevor er ihn ausgiebt. Aber es gilt, das Tauffest des muthmaßlichen Erben dem Stande gemäß auch nach außen hin zu feiern, und außerdem muß der in dieser Angelegenheit aller Erfahrung ledige Sohn sich den Anordnungen seiner Mutter unbedingt unterwerfen. Es steht aber leider zu erwarten, daß die späteren Tauffeste weniger prächtig ausfallen werden. Unterdessen hat die Hebamme die Gevattern und übrigen Taufgäste gebeten und die

Einladung einen wahren Freudensturm unter den Kindern hervorgerufen. „Wir müssen auch nach der Taufe", rufen sie mit freudestrahlenden Gesichtern ihren neidischen Gespielen zu und erzählen mit fliegendem Athem von den neuen Kleidern, welche für sie zum Feste genäht werden. Nachdem die gute Frau die Einladung angebracht und sich von den Anstrengungen ihrer Reise durch den Genuß eines guten Kaffees erholt hat, tritt sie den Rückweg an, und daß die Hausfrau hinter dem Rücken des Mannes noch etwas mehr gethan hat, beweist die volle Schürze, welche sie nach Hause trägt.

Nun ist endlich der Tauftag angebrochen, und mit Ausnahme der jungen Wöchnerin und des Täuflings sind alle Hausbewohner schon früh auf den Beinen, um die nöthigen Vorkehrungen zur Begehung des Festes zu treffen. Die Fußböden sind rein gefegt und mit weißem Sande bestreut worden; ein reines Fransenhandtuch hängt am Thürpfosten. Zunächst kommen nun die Mägde, auch Kinder der Nachbaren, mit Töpfen an, in welchen sie frische Milch bringen, und werden dafür mit Kaffee und Zwieback regaliert. Sie bewundern nun auch den kleinen Helden des Tages, welchem unterdes das Taufkleid angelegt ist. Die abergläubische Großmutter hat dabei nicht unterlassen, dem Kinde aus allen Schulbüchern, wie Bibel, Gesang-, Lese- und Rechenbuch und Katechismus, Blätter auf die Brust zu legen. Denn wenn er diese während der heiligen Tauf-

handlung bei sich trägt, so wird er später als Schüler mit Leichtigkeit lernen. Für den Täufling liegt außerdem ein neues, mit buntem Kattun überzogenes Kissen bereit, auf welchem er nach der Kirche getragen werden soll; sodann steht, falls derselbe wegen der Entfernung vom Kirchdorfe gefahren werden muß, der Jagdwagen fertig auf dem Hofe, und der Knecht hat nicht blos die Pferde, sondern selbst das Geschirr blank geputzt. Die Taufgäste, welche sich jetzt in dem schönsten Staate eingestellt, haben in sauberen Ueberzügen große Weggen (große platte ausgerollte Semmel), außerdem prächtige Butterschlagen mitgebracht, und dieser und der andere Vorrath werden auf den in der Kammer befindlichen Tischen und Koffern ausgeschüttet. Die Kinder, nachdem sie ihre erste Neugierde in der Kammer, den Stuben und am Herde befriedigt haben, treiben sich lustig auf der Diele, dem Hofe und im Garten umher, während die höher steigende Glut des Herdfeuers und geschäftig hin- und herrennende Frauen und Mägde anzeigen, daß jetzt die Bereitung des Mittags- oder Festessens die meiste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die Gevattern, auch diejenigen Gäste, welche dem Gottesdienste von Anfang an beiwohnen wollen, haben sich, nachdem alle eine kräftige über Weißbrodschnitte ausgegossene Bouillon, Morgensoppen genannt, gegessen, sogleich nach der Kirche begeben. Ihnen folgt etwas später die Hebamme mit dem Täufling nach, und indem sie das Haus verläßt, ruft sie den Zurück-

bleibenden zu: „Einen Heiden bring' ich hinaus, einen Christen bringe ich wieder ins Haus!" Die Kinder haben sich ins nahe Holz begeben, wo die Knaben Eichhörnchen jagen, die Mädchen Blumen pflücken und Kränze winden, und da der Kinderlärm nur noch gedämpft herüberdringt, so tritt eine augenblickliche Ruhe im ganzen Hause mit Ausnahme der Herdstelle ein.

Es liegt die Glut der Mittagssonne auf dem Gehöfte. Die Hühnerschar und der Hofhund haben sich, jene in die Schatten des Fliederbaumes, dieser in sein Hundehaus zurückgezogen; selbst die Schwalbe, welche ihr Nest an einen der Dielenbalken innerhalb des Hauses gebaut hat, ruht von der Fütterung ihrer Jungen auf einem der vorstehenden Pflöcke sitzend aus. Nur die fleißigen Bienen, deren Haus auf dem Bleichplatze unter dem Birnbaume steht, fliegen unermüdet aus und ein. Doch die Ruhe wird nicht von langer Dauer sein; schon sieht man einzelne Kirchgänger zurückkommen und bald biegt auch der Wagen, auf welchem, so weit der Platz ausreichte, jetzt alle die Taufgäste, welche der kirchlichen Handlung beigewohnt haben, sitzen, durch die Pforte in den Hof ein. Mit seinem geräuschvollen Erscheinen wird es überall wieder lebendig; Stühle werden gebracht, um den Gästen das Absteigen zu erleichtern; die Kinder haben sich wie bunte Schmetterlinge, dem ganzen Treiben den heitersten Anstrich gebend, auch wieder eingestellt, und so zieht der lärmende Zug im Triumph über die Diele und verschwindet in

den Stuben. Die junge Mutter empfängt den zum ersten Male von ihr gegangenen und als Christ zurückkehrenden, vermißten Sohn mit großer Freude und erkundigt sich theilnehmend, ob er auch unterweges oder gar während der heiligen Taufhandlung geweint habe. Ist letzteres der Fall, so hat er dadurch seine Pathen an ein tüchtiges Pathengeschenk erinnert. In der Wohnstube oder, falls diese für alle Gäste nicht ausreicht, auch auf der Diele haben sich die großen und kleinen, diese mit vor Erwartung weit geöffneten Augen und schmackendem Munde, an den mit weißen Laken bedeckten Tischen niedergelassen. Nachdem das Tischgebet gesprochen, wird zuerst die in mächtigen Schüsseln aufgetragene, sehr kräftige Rindfleischsuppe in Angriff genommen. Von dieser tragen die Mägde auch den Nachbaren, den Kranken und Schwachen im Dorfe zu. Dann folgen Braten, gekochter Reis mit Pflaumen, mitunter auch trockne Kartoffeln. Den Beschluß machen Butter und Weggenschnitte. Der sonst so berühmte Pumpernickel bleibt von der Festtafel ausgeschlossen, da keiner der Gäste ihn anrühren würde, denn den können sie alle Tage genug zu Hause essen. Jeder greift nun, ohne sich nöthigen zu lassen, herzhaft zu, und in der vollen Würdigung des wahren Satzes, daß man nicht zugleich zweien Herren dienen kann, wird der Mund mehr zur Aufnahme der Speise als zum Hervorbringen von Worten geöffnet, und man hört

statt der Stimmen die verschiedensten schlürfenden, schnalzenden und schmackenden Töne, welche sowohl den Eifer als auch das Behagen der Tafelnden verrathen. Nachdem zuletzt alle gesättigt sind und zu ihrem eigenen Leidwesen nicht mehr lassen können und das Dankgebet gesprochen worden ist, erheben sich die Gäste mit dem Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben. Die Männer zünden ihre kurzen Meerschaumpfeifen an und widmen sich in möglichst bequemen Stellungen dem Verdauungsgeschäfte, welches nach einem so reichlichen Genusse doppelte Berücksichtigung verdient. Die Frauen gehen in die Kammer zu der Wöchnerin, welcher man ihren Antheil vom Festessen auf das Bett gebracht hat, und plaudern mit ihr oder tändeln mit dem kleinen Heinrich. Die kleinen Taufgäste haben schon längst ihre durch das Mittagsessen unterbrochenen Spiele wieder aufgenommen. Aber die Rast währt nicht lange; schon dampft der Kaffee aus den Röhren der blankgeputzten messingenen Kannen, große Teller mit Weggenschnitten und Zwiebäcken, andere mit Zucker gefüllte stehen daneben, und bald finden wir die ganze Gesellschaft trinkend und essend wieder um die Tische versammelt. Bei jeder Tasse erhebt sich ein Kampf zwischen den einschenkenden Frauen und den bescheiden dankenden Gästen, bei welchem jedoch immer die letzteren unterliegen, so daß es einige dem Anscheine nach nur aus Höflichkeit bis zu einem Dutzend Tassen bringen. Man

muß die Verdauungskraft eines bäuerischen Magens kennen, um die Möglichkeit zu begreifen, daß kaum nach Vollendung einer solchen ausgiebigen Mittagsmahlzeit schon wieder gegessen werden kann. Die Unterhaltung übertrifft hier die beim Mittagstische geführte an Lebhaftigkeit, und Haushaltungs- und Gemeindeangelegenheiten, Marktberichte und Ernteaussichten werden von den Männern, vor allem aber der Dorfklatsch von den Frauen mehr oder weniger eifrig besprochen.

Die zwischen dem Kaffeetrinken und Abendbrode liegende Zeit wird von den Männern mit Besichtigung der Insassen der Pferde-, Kuh- und Schweineställe, auch der Garten- und Landfrüchte hingebracht, wobei der Bauer es sich nicht nehmen läßt, seine Gäste selbst zu führen. Indem er von den Verbesserungen spricht, welche er schon gemacht oder noch zu machen gedenkt, und seine Blicke über die Aecker hinfliegen läßt, drückt sich in denselben dasselbe stolze Gefühl aus, welches den Beherrscher von Samos bei Schiller in die Worte ausbrechen läßt:

„Das alles ist mir unterthänig,
Gestehe, daß ich glücklich bin!“,

welche Worte, in seine platte Sprache übersetzt, viel kürzer ausfallen und: „Alle use!“ lauten würden. Die Frauen machen unterdessen Besuche in der Nachbarschaft und die Kinder setzen unermüdet ihre Spiele fort. Die

Reste des Mittagsmahles bilden das Abendbrod. Die Unterhaltung hat hier an Lebhaftigkeit ihren höchsten Grad erreicht, sei es, daß der nimmersatte Magen doch endlich mit dem ihm zu Theil gewordenen Tribute zufrieden ist, sei es, daß gereichte Spirituosen die Zunge gelöst haben. Vor allen anderen belebt der alte Bauer die Unterhaltung, und da auch der Herr Lehrer mit seiner Frau zu den Gästen gehört und sich gern von den alten Zeiten erzählen läßt, so ist der erste bald in Schuß gerathen und erzählt mit großem Selbstgefühl, wie er sich freigekauft und die Gründe verbessert habe, und daß sein Sohn es sich jetzt bequem machen könne. „Mir ist es", so fährt er fort, „so gut nicht geboten. Als ich den Hof antrat, war er noch dem Gutsherrn eigen. Wir mußten zweimal wöchentlich auf dem Gutsherrnhofe Spanndienste thun und eine große Pacht an den Gutsherrn abliefern. Als mein Vater starb, ließ der Gutsherr alles taxiren, und ich mußte es nach dem Anschlage, selbst den hölzernen Löffel auf dem Spahn (Löffelbord), wiederkaufen. Der gutsherrliche Consens zu der Heirath mit meiner Alten kostete mir das ganze von meiner Frau zugebrachte Heirathsgut. Und außerdem hatte ich anfangs viel mit Sterbefällen unter dem Vieh und Krankheiten bei den Kindern zu schaffen. In der Franzosenzeit war es auch nicht darnach angethan, daß man weiter kommen konnte. Die großen Einquartierungen fraßen alles auf,

und die Frauen hatten ihre liebe Noth mit den aufdringlichen Gästen. Den Branntwein soffen die Kerle wie Wasser, und man mußte mit der Pulle immer unterweges sein, sonst gab es Scheltworte die Menge und Schläge obendrein. Die Kriegsfuhren bei Tag und Nacht und den schlechten Wegen machten auch kein Vergnügen; man kam nie ins Bett, sondern konnte draußen unter Gottes freiem Himmel, ein Bund Heu unterm Kopfe, bei den Pferden übernachten; und wer keine feste Gesundheit hatte, der kriegte es weg für immer, und nicht selten kehrte man, glücklich, doch wenigstens das Leben gerettet zu haben, ohne Pferde und Wagen nach Hause zurück."

So erzählt der Alte noch manches, dessen Wahrheit die aufmerksam zuhörende Ehehälfte durch häufiges Nicken mit dem Kopfe bestätigt. Aber nun wird es Zeit zum Aufbrechen, denn die kleinen Gäste werden müde und verdrießlich, die Mütter, welche sie vergebens zu beschwichtigen suchten, treiben, und nachdem die Gevattern der Hebamme etwas klingendes in die Hand gedrückt haben und die Kissenüberzüge, in welchen die Weggen gebracht worden, mit einigen genießbaren Erinnerungen an das Fest gefüllt wieder in Empfang genommen sind, wird unter Händedrücken und Dankesworten Abschied genommen.

Und der kleine Täufling? Der schläft sanft und ruhig in seiner Wiege, und indem auch wir mit den

anderen das Haus verlassen, rufen wir ihm den Segensspruch nach, der über der Hausthür, durch welche er zum ersten Male das Haus verließ und wieder zurückkehrte, steht:

„Ein- und Ausgang segne Gott,
Und beschütz' uns bis zum Tod!"

---

2. Die Hochzeit.

„Erst kommt die Hochzeit, dann die Kindtaufe" bemerkte ein bäuerlicher Freund, welchem ich meinen Vorsatz, die Familienfeste des westfälischen Landvolkes zu beschreiben, und die Reihenfolge, welche ich dabei zu beobachten mir vorgenommen, mittheilte. „Aber erst muß der Mensch doch geboren sein, bevor er heirathen kann," war meine Antwort und nun suchte ich ihm begreiflich zu machen, daß es meine Absicht sei, den westfälischen Bauern in seinem Thun und Treiben von seiner Geburt bis zum Grabe zu schildern. Nachdem ich meinem aus dem Bauernstande gewählten Recensenten den ersten Theil, die Taufe enthaltend, vorgelesen, bemerkte er: „Es ist gerade so, wie Sie es da niedergeschrieben haben. Aber wozu soll es denn eigentlich nützen? Was Sie da lesen, das weiß ja doch schon jedermann." Da ich hierauf keine ihm genügende Antwort geben konnte, so schwieg ich. Mir aber genügte das günstige Urtheil, welches ohne sein Wissen in sei-

nem Ausspruche lag; denn in der naturgetreuen Beschreibung liegt Zweck und Berechtigung dieser Arbeiten.

Nachdem wir den jungen Bauernsohn, wenigstens in den Träumen seiner Mutter, bis auf die Schulbänke verfolgt haben, sehen wir ihn nach Ablauf seines vierzehnten Lebensjahres confirmiert werden. Er, als Erbe eines Hofes, tritt uns in neuen Kleidern und mit einem neuen Hute stolz entgegen, während mancher seiner ärmeren Kameraden in dem alten, gewiß nicht mehr modernen Hute seines Vaters, welcher ängstlich auf beiden Ohren balanciert, und einem abgetragenen unbequemen Rocke, welcher vom Großvater herrührt und mit seinem dauerhaften Stoffe schon manche Confirmation überstanden hat, neben ihm eine weniger vortheilhafte Figur spielt. Nach der kirchlichen Feier kehren die jungen Confirmierten in Begleitung ihrer glücklichen Eltern nach Hause zurück, und am Nachmittage sehen wir sie in ihren neuen Anzügen mit weiten, bedächtigen Schritten auf der Straße des Dorfes umherwandeln. Sie sehen mit einem überlegenen Ernste dem Treiben ihrer jüngeren Gespielen zu, und wenn es sie auch in den Armen und Beinen prickelt, so darf es ihnen vor allem jetzt nicht einfallen, mitzuspielen, denn von heute an zählen sie zu den Großen und können ihr Haus bei allen Feierlichkeiten, z. B. bei Kindtaufen und Leichenbegängnissen, nach außen hin würdig vertreten. Was nun die Stellung unseres jungen Helden im eige-

nen Hause anbetrifft, so nimmt er, welcher bis dahin als Schüler nur außer den Schulstunden bei der Arbeit verwendet werden durfte, hier als kleiner Knecht die unterste Stellung unter den verantwortlichen Hofdienern ein. Da es den Eltern eine bedeutende Erleichterung verschafft, wenn sie anstatt fremder Dienstboten ihre eigenen Kinder zur Arbeit benutzen können, so treten diese nach und nach in die Stellungen der entlassenen fremden Dienstboten ein. Außer den seinem Amte als kleiner Knecht zufallenden häuslichen und Feldarbeiten, repräsentiert er dieses an Sonntagnachmittagen durch den Besitz einer neuen Meerschaumpfeife, welche er im Kreise seiner Kameraden auf der Straße des Dorfes etwas gezwungen raucht, und die Annahme einer möglichst wichtigen Haltung seines in eine neue mit blanken Knöpfen versehene Weste und glänzende kattunene Aermel gekleideten Oberkörpers und weit auseinander gespreizte Beine. Daß die auf der Weste baumelnde silberne Uhrkette keine Täuschung bezweckt, beweist das häufige Hervorziehen einer an ihr befestigten Taschenuhr. Nebenbei beweist er seine Lernfähigkeit dadurch, daß er sich die Fertigkeiten der großen Knechte im Ausspeien beim Rauchen, Necken der Dorfschönen, Ueberstürzen eines Glases Branntewein und in anderen ebenso nützlichen Verrichtungen aneignet. Aus dem kleinen wird mit der Zeit ein großer Knecht, aus dem untergeordneten Beamten der erste Minister des Hofes,

welcher bei der Herrschaft angesehen und von den übrigen Dienstboten gefürchtet dem äußeren oder Feld- und dem inneren oder Stalldepartement vorsteht. Auf den Märkten und Tanzböden spielt er die Hauptrolle, bestimmt die Tänze, tanzt sein Solo mit kecker, herausfordernder Lust, und bei den nur zu oft provocierten Prügeleien ist er gewiß nicht der letzte, welcher als „Rufer im Streit“ und durch gewichtige Faustschläge sich auszeichnet.

Doch so weit darf es mit unserem Helden, welchen wir in der allgemeinen Schilderung fast aus den Augen verloren haben, nicht kommen. Denn als Erbe ist er sich seiner bevorzugten Stellung wohl bewußt, und da er als solcher etwas auf sich hält, so hütet er sich vor entwürdigenden Ausschweifungen, welche ihn in den Mund der Leute und um seinen guten Namen bringen würden. Er ist ein fleißiger Arbeiter, ein musterhafter, gehorsamer Sohn, ein stiller, solider junger Mensch, und so wird von Hof und heirathsfähige Töchter besitzenden Eltern auf ihn als begehrten Schwiegersohn gebührende Rücksicht genommen. Er ist aber zu vernünftig, um jetzt schon an das Eingehen einer Ehe zu denken, denn von seinen jüngeren Geschwistern ist noch keines ausgebracht, seine Eltern sind noch rüstig und beide nicht gesonnen, den Hof und die Führung des Haushaltes an ihn und eine Schwiegertochter abzutreten; und nie wird es ihm in den Sinn kommen, an eine andere als

eine standesgemäße und für den Hof vortheilhafte Verbindung zu denken. Sollten aber Umstände eintreten, welche es wünschen lassen, daß der Erbe heirathet, so wird bei der in Bedacht genommenen Schließung einer Ehe wohl nur in letzter Instanz eine vielleicht vorhandene, und am allerwenigsten eine nach den Ansichten der Eltern nicht standesgemäße Neigung berücksichtigt.

Wir nehmen an, daß unser Erbe den Hof antreten kann oder daß der Vater ihn abtreten will, was dahin zielende Aeußerungen vermuthen lassen, oder daß überhaupt der Sohn heirathen soll, so stellen sich baldigst Freiwerber, Degensmänner genannt, auf dem Hofe ein. Daß hierzu in diesem Metier berühmte und gewiegte Diplomaten entweder aus der Verwandtschaft oder unter den Bekannten genommen werden, versteht sich bei der Wichtigkeit der Sendung von selbst. Oft sind es die Helden von der Nadel, welche sich wegen ihrer ausgiebigen Rednergabe und ihrer höheren Intelligenz vorzüglich zu diesem Posten eignen. Ein solcher Freiwerber tritt nun eines Tages bei den Eltern unseres Heirathscandidaten ein, und diese schließen aus seinem unerwarteten Kommen leicht auf den Zweck desselben. Der schlaue alte Bauer hütet sich, ihm durch freundliches Ausfragen entgegenzukommen, und legt sich, indem er den Besuch reden läßt, wie man zu sagen pflegt, auf die Lauer. Einige von diesem gemachte einleitende Bemerkungen, daß er nachgerade alt würde, seine Frau

(sin Et) der Arbeit nicht allein mehr vorkommen könne und einer Hülfe bedürftig, daß sein Sohn auch nicht mehr jung sei, sucht er anfangs zu widerlegen, dann aber, um den Freiwerber nicht ganz zu entmuthigen, nach und nach zuzugeben, bis dann dieser, welcher, da er auf diese feindliche Taktik vorbereitet war, sich nicht irre machen läßt und in der Veränderung der Stellung auf gegnerischer Seite seinen Vortheil wahrnimmt, mit seinem Antrage herausrückt. Ist die vorgeschlagene Partie, was Familie und Mitgift anbetrifft, annehmbar, so wird, wenn der Sohn die ihm bestimmte Braut kennt und sie ihm gefällt, eine Zusammenkunft der beiden Familien in dem Hause des Erben verabredet, und der Freiwerber hat mit dem jetzt gesicherten Erfolge seiner Bemühungen den neuen Hut, den Lohn für denselben, fast schon in den Händen. Sollten sich die jungen Leute noch nicht kennen, so geht eine Zusammenkunft derselben am nächsten Sonntage in einem bestimmten bei der Kirche liegenden Wirthshause voraus.

Die Verlobung wird immer auf dem zukünftigen Wohnsitze des demnächstigen jungen Paares gefeiert, auch wenn ein junger Mann auf den Hof heirathet, welcher dann, wie gebräuchlich, den Namen des Hofes annimmt. Obgleich diese Stätigkeit des Namens den administrativen und commerziellen Verkehr auf dem Lande sehr erleichtert, so möchte doch der Grund hierzu

wohl tiefer liegen. Kinder kommen und gehen, d. h. werden geboren und ausgebracht, mancher Besitzer wird als Leiche unter dem mit frommen Sprüchen gezierten Bogen der großen Einfahrtsthür weggetragen, und unverändert liegt das einem Herrensitze ähnliche westfälische Bauernhaus im Schutze und Schatten hundertjähriger Eichen, umgeben von seinen Aeckern und Wiesen, da. Niemand wagt es, den Hof anzutasten oder zu zersplittern, denn der jedesmalige Besitzer hält das von seinen Vorfahren überkommene Erbe heilig und ist bestrebt, es unverändert, wenn möglich vergrößert, seinem Nachkommen zu hinterlassen. Da kann es denn kein Wunder nehmen, wenn man den Namen lieber an den fast unvergänglichen Besitz als den vergänglichen Besitzer knüpft. Die Sitte, dem jedesmaligen Inhaber den Namen des Hofes beizulegen, ist so tief im Volke eingewurzelt, daß er selbst auf die zeitweiligen Pächter, ja Bewohner übergeht.

Die Zusammenkunft der beiden Familien ist also beschlossene Sache. Gewöhnlich wird dazu ein Wochentag und meistens der Sonnabend genommen. Denn an den Wochentagen sind die Nachbaren zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß sie Zeit hätten, sich durch eine störende Neugierde bemerklich zu machen. Also am festgesetzten Tage erscheint die entfernt wohnende Familie der Braut, durch den Degensmann und einige der nächsten Verwandten verstärkt,

hoch zu Wagen kurz vor Mittag auf dem Hofe und wird zwar freundlich, aber mit einer gemessenen Würde, wie sie der Wichtigkeit dieses Tages geziemt, empfangen. Wohnt die Familie der Braut in demselben Dorfe, so erscheint sie erst am Nachmittage. Es ist übrigens alles zu ihrem Empfange aufs beste hergerichtet, und es wird, so viel der Rauchfang vermag, tüchtig aufgetischt. Nachdem gegessen und getrunken worden, wird ein Rundgang durch alle Räume des Hauses, die Vorrathskammer ja nicht ausgeschlossen, über den Hof und in den Feldern abgehalten, damit die Gäste sich überzeugen, daß von allem genug da und die Lage, in welche die junge Frau kommt, eine gute ist. Diese und der ihr bestimmte junge Mann sitzen und gehen möglichst steif neben einander her, ohne sich anzusehen oder mit einander zu sprechen, und könnte man versucht werden, dieselben, wenn man sie im Zuge mitgehen sieht, mit zwei festlich geschmückten Opferthieren zu vergleichen. Ein Uneingeweihter würde aus dem Betragen der für einander bestimmten jungen Leute nicht auf ein sich zwischen den beiden anbahnendes und so nahes Verhältniß schließen, sich aber doch immer angenehmer dadurch berührt finden, als durch das für Unbetheiligte so lästige ungenierte Liebesgekose städtischer Brautleute. Das wichtigste Geschäft des Tages, die Bestimmung der Mitgift, wird bis zuletzt aufgespart und durch den Degensmann gewöhnlich mit

den Worten eingeleitet: „Weshalb sitzen wir hier denn eigentlich zusammen?“ Sind die Vorschläge, welche der Vater der muthmaßlichen Braut in Betreff ihrer Mitgift jetzt macht, annehmbar, so werden diese stillschweigend angehört und mit kurzen Worten gutgeheißen. Im entgegengesetzten aber seltenen Falle äußert der Wirth seine Mißbilligung bei den einzelnen Vorschlägen und sucht die Mitgift seiner zukünftigen Schwiegertochter zu vergrößern. Es entwickelt sich dann ein mehr oder weniger heftiger Streit, in welchem der Degensmann seine ganze diplomatische Gewandtheit aufbietet, um die streitenden Parteien zu versöhnen und ein günstiges Conferenz-Resultat zu erzielen *). Ist dieses erlangt, so wird die Partie als eine gemachte Sache angesehen, und von den Abschied nehmenden und Dank sagenden Gästen eine Gegeneinladung auf den nächsten Sonnabend angebracht und diese von den Wirthen angenommen. Der Besuch wird nun in derselben Weise erwiedert und empfangen, und dieselbe Reihenfolge in

*) Die spöttische Fama erzählt von einem habsüchtigen Bräutigam, daß er, welchem der Schwiegervater eine gewünschte Sau mit Ferkel abgeschlagen hatte, vor dem Altare sich zu diesem umgedreht und das verlangte Jawort von der Erfüllung seines Wunsches abhängig gemacht habe. Der bestürzte und überlistete Schwiegervater mußte jetzt Ja sagen, und nun erfolgte auch das fröhliche feierliche Ja des Schwiegersohnes.

Essen und Trinken und Besichtigung, wie bei der ersten Zusammenkunft, befolgt. Der Vater der Braut ergeht sich in näheren Auseinandersetzungen über die zu beschaffende Mitgift, zeigt den Gästen das bestimmte Brautpferd und eine hübsche schwarzbunte Kuh, welche die Braut selbst aufgefüttert hat und die ihr jetzt folgen soll, zuletzt seinen Vorrath von starken eichenen Dielen; die Hausfrau öffnet ihre Koffer, welche mit Rollen von weißem Leinen bis oben hin gefüllt sind; auch wird die Zeit, in welcher die Hochzeit am zweckmäßigsten abzuhalten sei, in Erwägung genommen. Gewöhnlich muß auf dem Hofe, auf welchem das junge Paar zunächst wohnen soll, zuvor noch, entweder ein Ausstich oder eine neue Kammer gebaut werden; auch hat der Vater der Braut noch wichtige Arbeiten vor, welche er vorher zu erledigen wünscht. Der junge Bauernsohn hat sich in irgend einem Winkel seiner Braut zu nähern gewußt, giebt ihr die Treue (Truwe), welche aus einigen blanken Thalerstücken besteht, und sucht sie über ihre demnächstige Stellung als junge Hausfrau zu beruhigen, indem er versichert, daß er ihr nicht zur Last sein, d. h. sie nicht zu strenge zur Arbeit anhalten wolle, daß seine Eltern auch nicht unrecht seien u. s. w.

Mit diesem Besuche hat nun das Verlöbnis seinen richtigen Abschluß erhalten, und das Publikum betrachtet die jungen Leute als Verlobte. Die Eltern derselben

weisen dahin zielende Bemerkungen von Seiten der Nachbaren nicht zurück, stellen aber beide ihre Zustimmung zu der Verlobung mit dem Bemerken, daß sie dem Andrängen von der andern Seite endlich hätten nachgeben müssen, als eine reine Gefallenssache hin. Jetzt beginnen in dem Hause der Braut die Arbeiten, welche die Herstellung der Aussteuer bezwecken. Die Tischler arbeiten im Nebenhause am Brautwagen, d. h. an den Möbeln, welche zur Ausrüstung desselben gehören. Schneider und Nätherinnen setzen Nadel und Mund in Bewegung, und das ganze Haus befindet sich in einer großen, oft nicht ganz gemüthlichen Aufregung. Denn der Bauer sieht mit geheimer Unruhe seine Frau und die bräutliche Tochter oft mit einander flüstern und sie bald mit allerlei Zumuthungen an sich herantreten, welche nur zu sehr darnach angethan sind, seinen Unmuth zu vermehren. Denn er hat, von seiner eigenen Prahlsucht verleitet, oder von dem Verlangen, seine Tochter auf den großen Hof zu bringen, getrieben, eine zu reichliche Aussteuer versprochen und fürchtet, dadurch seinem Hof weh gethan zu haben. Bald ist es diese, bald jene Forderung, welche er zurückweisen oder nothgedrungen gutheißen muß. Der Kauf des Brautstaates, welcher bei einem der Kaufleute des Dorfes vorgenommen wird und, da dabei auch der nächsten Verwandten, selbst der Dienstboten im Hause des Bräutigams gedacht werden muß, oft mehrere hundert Thaler kostet,

hat auch den von ihm gemachten Ansatz bei weitem übertroffen. Die gutmüthige Mutter ist nun vollends der Spielball der töchterlichen Laune, denn bald ist es eine Schürze, bald ein Paar Strümpfe, welches die Braut ihr über die bestimmte Zahl hinaus abzuschmeicheln versteht. Die nicht so gutmüthigen Schwestern verfolgen die entente cordiale zwischen Mutter und Braut mit einiger Besorgnis; suchen sich aber alles genau zu bemerken, damit sie in demnächstigen ähnlichen Fällen dieselben Forderungen stellen können.

Wenn nun der Hochzeitstag endgültig festgestellt worden, so wird dieser als ein von den Verwandten und Bekannten erwünschter Tag durch den auf den Straßen des Dorfes erscheinenden festlich geschmückten Hochzeits- oder Leutebitter angezeigt. Zu dieser Würde nimmt man einen der Heuerleute, in den meisten Fällen aber eine geeignete Persönlichkeit im Dorfe, welche dieses Geschäft gewöhnlich zu besorgen pflegt. Wenn der Hochzeitsbitter zu Pferde erscheint, so ist dieses mit Blumen und Bändern, wie er selbst, prächtig ausgeschmückt; kommt er zu Fuße, so trägt er einen langen, oben mit verschiedenfarbigen Bändern verzierten Stock (Pek, Pike) in der Hand. So erscheint er, der Freudenbote, von der ganzen fröhlichen Kinderschar umgeben, in den zu ladenden Häusern und bringt mit gehörigem Pathos, indem er jeden einzelnen der Hausbewohner, Knechte und Mägde mit eingeschlossen,

bei Namen nennt, seinen Spruch (Sermonie) an. Obgleich die Form desselben stereotyp ist, so schmückt sie dennoch ein jeder Leutebitter mit einigen Zusätzen eigener Erfindung aus, worauf er nicht wenig stolz ist. Der Spruch des Hochzeitbitters lautet, wenn dieser reitet:

„Ich komm' hierher geritten und nicht geschritten"

wenn er zu Fuß kommt:

Ich komm' hierher geschritten und nicht geritten,
Um Euch auf einen Ehrentag zu bitten.
Ich komm' jetzt aus einem fremden Land
Und bin ich hier ganz unbekannt;
Nun komm' ich in ein fremdes Haus,
Ich weiß nicht Weg ein oder aus;
Da nehm' ich meine Kappe in die Hand
Und setze meinen Stock an die Wand:
Ich bin ausgesandt von Braut und Bräutigam,
Von Koch und Spielmann . . . . .

Nun folgen die vollständigen Namen von Braut und Bräutigam: De löten Ehr bidden, Se mögden doch komen, Old un Jung, Mann un Fru, Söhnens und Dögters, Knegde un Mägde, Dönnerdag Morgen na . . . . . Höfde (Hof), nehmen da vorlew met goen Brannewin un goen Morgensoppen. Gahn dann met Brut un Brügam, met Spell un Musikanten na de Kerken un hören de Copulation met an. Wenn de Copulation vorbi wöre, komen denn wier ümme

na . . . . . Höfde un nehmen vorlew wat Kock (Koch) un Keller vermag: Stücke van fetten Ossen, Stücke van fetten Kalwe, Stücke van fillden Schinken, Stücke van braden Gos (gebratenen Gans), Stücke van fetten Hämel (Hammel), Stücke van langen Roggen (Wegge), Glas Beer or Brannewin, veer, fiewe (fünf) or en halv Stiege, so vel Ehr lüstet und belewet, Lucht (Licht) un Für de ganze Nacht dür. Wi hewwet dre Mannen wegschicket na Fresland, de schullen siewen fette Beester (Rinder) halen. Wenn de glücklich öwerkomet, dann schall et acht Dage duren (währen). Merr dat kann ick nich versprecken, kann sin, dat et nich länger duert es van Dönnerdag Morgen an bet Saterdagmorgen (Sonnabend), bes de Sünne öwer alle Böme schint. Wenn Ji or Jue Kinner (Kinder) et wier van doen harren (nöthig haben), dann wüllt se Ehr richtig nafolgen, et mogte fallen in Fröde or Troer (Freude oder Trauer).

Ich bin jung von Jahren,
Habe nicht viel erfahren,
Bin klein von Sachen,
Große Complimente kann ich nicht machen.

Irgend eine Erfrischung wird jetzt dem Boten gereicht und er mit günstigem Bescheide freundlich entlassen.

Nun sind wir endlich glücklich beim Hochzeitsfeste angelangt. Dieses zerfällt in drei Abschnitte, welche drei aufeinanderfolgende Tage, den Kissenfüllungs-, den

Hochzeits- und den Tag der Nachfeier ausfüllen. Der erste, zu welchem gewöhnlich der Mittwoch auserſehen wird, beginnt im Hauſe der Braut und endigt in dem des Bräutigams. Am Morgen erſcheinen auf dem Hofe der Braut die Knechte der Verwandten, Nachbaren und Bekannten, welche, da dieſes alles auf Gegenſeitigkeit beruht, zum Bringen aufgefordert worden ſind, zu Pferde auf einem mit Roggen gefüllten Sacke reitend und ein großes Bund Flachs vor ſich haltend. Dieſe werden mit ihren Gaben freundlich empfangen und bewirthet. Dann erſcheint der mit vier Pferden beſpannte und von daherſtürmenden Vorreitern angemeldete Wagen des Bräutigams, auf welchem die luſtigen Spielleute, der Bräutigam mit ſeinem Vater, ſeine nächſten Verwandten und Nachbaren mit zwei oder drei Frauen und die zur Hochzeit geladenen Knechte ſitzen. Mit voller Muſik und vielem Peitſchengeknalle fährt er in den Hof ein, und mit ſeinem Erſcheinen erreicht das bewegte Leben den Höhepunkt. Nachdem ein tüchtiges Mittagsbrod und mancher herzhafte Trunk eingenommen worden, beginnt die Füllung der Kiſten, wobei die mitgebrachten Frauen die Hauptrolle ſpielen, indem ſie in die beiden leerſtehenden Koffer der Braut f o r d e r n und dieſe mit der leinenen Ausſteuer und ihren Kleidern füllen. Hier fehlt es bei der herrſchenden ungebundenen Luſt nicht an neckiſchen Hin- und Herreden, wobei die füllenden Frauen nicht aufhören zu fordern.

Die jungen Leute stellen dann die Möbeln auf den Brautwagen und haben am Ende ein wahrhaftiges architektonisches Wunder geliefert, welches zu jedermanns Lust auf dem Hofe steht. Unten auf dem Wagen liegen in sechs großen Säcken sechs und dreißig Himten Roggen, darauf die Bündel von rohem Flachse, zwischen welchen die Möbeln stehen. Es sind diese: zwei mit heraushängenden Fransenhandtüchern geschmückte Koffer, eine Anrichte, ein Secretär, die gewaltige, mit acht vollständigen Bettbezügen umhängte Bettstelle, fünf oder elf Stühle, denn der sechste oder zwölfte bleibt zurück, damit die Kinder und Schwiegerkinder, wenn sie die Eltern besuchen, sich auf ihrem eigenen Stuhle niedersetzen können; ein Sorgenstuhl und zuletzt der Kleiderschrank, an dessen Rückwand eine Seite Speck angenagelt ist. Der dazu gehörige Tisch bleibt, wir werden nachher sehen, zu welchem Zwecke, vorerst noch zurück. Ueber dem allen thront ein neues Spinnrad mit vollem und verziertem Wocken, und hinten auf steht ein großer, mit fertigem Flachse gefüllter Sack, aus welchem ein umlaubter Stock hervorragt, der oben an seinen Aesten manchen dicken rothbäckigen Apfel trägt. Da aber ein Wagen nicht ausreichen würde, um allein so viele Sachen zu tragen, so werden die übrigen auf einen zweiten und dritten verladen, welche vom Hofe des Vaters der Braut ausfahren. Nachdem der Brautwagen hergerichtet worden, vereinigt die lustige Musik

alle zu munterem Tanze, und da auch an Getränk kein Mangel ist, so herrscht bald die ungebundenste Lust, die sich durch manchen Ausruf und taktmäßiges Aufstampfen der Tanzenden kundgiebt. Der Bräutigam, dem an diesem Tage nur zu oft Gelegenheit geboten wird, seine freigebige Hand zu öffnen, hat den Sattler, welcher den Brautsattel gebracht, und die Tischler beschenkt. Doch nun ist es Zeit zum Aufbrechen. Der zurückgehaltene Tisch wird unten auf die Diele gestellt und auf diesem zählt der Brautvater in harten Thalern die klingende Mitgift auf, welche der Vater des Bräutigams, ohne viele Complimente zu machen, einsackt. Nachdem nun der Tisch und ein Dreschflegel, welcher vorher zerbrochen wurde zum Zeichen, daß der junge Mann seine junge Frau nicht durch Strenge, sondern durch Liebe leiten soll, dem Brautwagen hinzugefügt worden, ergreifen die Wirthe ihre Besen und kehren unter vielem Gelächter und wiederholtem Rufen: „Nun macht, daß Ihr fortkommt!“ hinter den Abziehenden her.

Der Zug verläßt unter vielem Lärm und mit voller Musik den Hof. Die Spielleute sitzen nicht eben sattelfest mehr auf den Pferden, der Bräutigam, Verwandte und Knechte umgeben entweder reitend oder gehend die Wagen, die Braut folgt auf dem Brautpferde hinter dem Schwiegervater sitzend, die Brautkuh wird hinten nach geleitet; und so bewegt sich der stattliche Zug auf der Straße dem Orte seiner Bestim-

mung zu. Ueberall in den Dörfern und Wegen, welche er passiert, wird er von solchen, welche sich ein Trinkgeld erbitten (schatten, schatzen) angehalten, indem diese entweder Seile über die Straße ziehen oder mit mächtigen Flintenschüssen ihn empfangen. Auf dem Hofe des Bräutigams angekommen sind alle beschäftigt, die Möbeln der Braut abzuladen und an ihren Bestimmungsort zu bringen. Die mächtige Brautbettstelle wird aufgestellt und mit schwellenden Kissen gefüllt und allerlei Nichtdahingehöriges zur neckischen Kurzweil hineingelegt. Essen, Trinken und Tanzen endigen, da jetzt auch die Töchter und Mägde der zur Hochzeit geladenen Familien mit der sogenannten Gabe, mit Weggen, welche oft von sechs Fuß Länge auf besonderen Brettern getragen werden (lange Roggen) und Butterschlagen eingetroffen sind, den Tag, wie sie ihn begonnen haben. Die Braut kehrt auf dem Wagen des Vaters wieder nach ihrem elterlichen Hause zurück.

Mit dem folgenden Morgen beginnt nun, falls die Braut die Katzen gut gefüttert hat, in heiterer Klarheit der Hochzeitstag. Vom Hofe des Bräutigams aus wird auf einem mit vier geschmückten Pferden bespannten Wagen die Braut herbeigeholt; diesem schließen sich die mit ihren übrigen Verwandten, dem Degensmann und der Nätherin, dem, da sie die Braut ankleiden muß, gewiß nicht unbedeutendsten Hochzeitsgaste, gefüllten Gefährte an. Nachdem auch die anderen Gäste sich ein-

gestellt und an der äußerst schmackhaften und kräftigen Stutensoppen, einer über Weißbrodschnitte ausgegossenen Rindfleischbouillon, erquickt haben, beginnt, falls der Hochzeitvater nicht im Kirchdorfe wohnt, die Fahrt nach der Kirche. Wenn vor dem Wirthshause, in welchem die Familie des Bräutigams auf ihren Kirchgängen einzukehren pflegt, abgestiegen ist und die Trauung, durch Glockengeläute angekündigt, beginnen soll, so eröffnet der Bräutigam, unter Vortritt der spielenden Musikanten, den Zug. Ihm folgt die Braut, eine von Flittergold, gemachten Blumen und kleinen Spiegeln aufgebaute Krone*) auf dem Haupte, umgeben von zwei Brautmägden (auch Gegenmägde genannt) mit ähnlichen aber kleineren Kronen, dem Brautführer (Brutleher) und den beiden Brautknechten (Gegenknechte), alle drei mit blumengeschmückten Hüten versehen, und hintennach kommt der ganze große Schwarm von Hochzeitsgästen. Die Brautmägde sind die Schwester des Bräutigams und der Braut, der Brautführer einer ihrer Brüder, und die Brautknechte die Brüder oder nächsten Verwandten von beiden Seiten. Mit voller

*) Die Kronen werden von gewissen Familien in den verschiedenen Ortschaften gehalten und gegen einen Entgelt verliehen. Da nur eine jungfräuliche Braut die Krone tragen darf, so fällt im entgegengesetzten Falle die dadurch entweihte Krone weg und muß durch eine neue ersetzt werden.

Musikbegleitung geht der Zug in die Kirche, wo dann die Orgel einfällt und das Musikcorps zurücktritt. Die Braut und die Brautmägde setzen sich vorn in die Frauensitze, während der Bräutigam sich vor dem Altare aufstellt. Nun kommt der Brautführer, ergreift das Taschentuch der Braut, welches sie in der Hand behält, und führt sie an demselben an die Seite des Bräutigams. Mit dem Erscheinen des Predigers beginnt die Trauung. Beim Wechseln der Ringe ist es von einer üblen Bedeutung, wenn einer derselben auf den Boden fällt. Auch wird der von den jungen Eheleuten die Herrschaft im Hause führen, welcher bei der Einsegnung die eingelegte Hand oben hält oder seinen Fuß auf den des Gegenparts zu setzen weiß. Nach der Trauung empfangen die jungen Vermählten die Gratulation des Predigers, der Eltern, Geschwister und der übrigen Verwandten und Anwesenden und werden vor der Kirche von den Spielleuten und dem schattenden kleinen Volke empfangen. Unter vielen Schüssen und großem Lärm fahren die Hochzeitsgäste, nachdem sie im Wirthshause getrunken und getanzt haben, das Spielcorps voran, in rasendem Galopp dem Hochzeitshause wieder zu, und da die Knechte wissen, daß bei dem tollen Jagen das Geschirr, um Unglück zu verhüten, fest sein muß, so ist dieses vorher einer genauen Revision unterworfen worden. Da auch einige rasche Vorreiter da sind, andere, ihre Frauen hinter

sich, auf Pferden folgen, so wird dadurch die Mannigfaltigkeit des Aufzuges und das Vergnügen der Heimkehrenden nicht wenig vermehrt. Nachdem der Zug zurückgekehrt und abgestiegen ist, macht er vor der großen geöffneten Einfahrtsthür Halt, und nur der junge Mann tritt ein, um bald darauf mit einem Brode und einem mit Bier gefüllten Kruge wiederzuerscheinen und seiner jungen Frau den Willkommen zu bieten. Das abgeschnittene Stück Brod nimmt sie zu sich und bewahrt es sorglich in ihrem Koffer auf; denn wenn es nicht rasch schimmelt, so wird sie lange leben. Vom dargereichten Biere nippt sie ein wenig. Das übriggebliebene Brod und Bier wird den schon zuwartenden Armen überlassen. Nun führt der junge Mann seine junge Frau, gefolgt von allen Gästen, an ihrem Taschentuche oben vor die Spitze der Tafel, wo sie in der Mitte der Brautmägde, des Brautführers und der Brautknechte Platz nimmt. Diesen reihen sich ihre Eltern und die übrigen Verwandten an. Der Knecht, welcher den Brautwagen gefahren hat, und dafür ein neues Hemd erhält, sitzt unten an der Tafel. Der junge Mann muß an dem Tische, an welchem seine junge Frau sitzt, aufwarten. Vor dieser stehen die unangeschnittene Brautwegge, auf welcher jedoch Stücke von anderen Weggen zum Gebrauche bestimmt liegen, die mit einem Strauße geschmückte Brautbutter, welche ebenfalls nicht angeschnitten werden darf, und die aus

einer Brodkruste geformte kleine Wiege, in welche sie ein Trinkgeld für den Tummelfoot (Tummelfuß) legen muß. Dieser ist der uns schon bekannte in diese Gestalt metamorphosierte Hochzeitsbitter, welcher als Hauptaufwärter für die Bedienung der Gäste sorgen muß, während die Verwandten des Gastgebers vorzüglich darauf zu sehen haben, daß jene keinen Durst leiden. Für die vielen Plackereien und Neckereien sucht der Tummelfoot, ebenso wie der Koch, sich durch eine bei Tisch angestellte Geldsammlung zu entschädigen, welche, sobald die Spielleute den Braten auf den Tisch spielen, ihren Anfang nimmt und an der sich auch einer der letzteren für sich und seine Collegen betheiligt.

Am Herde sieht es einladend genug aus und die gewaltigen dort getroffenen Vorkehrungen sind von den eintretenden Gästen mit leuchtenden Augen bemerkt worden. Ueber einem Feuer, welches das Material zu einem Osterfeuer aufweist, hängt an einer starken Kette der große kupferne Kessel, in welchem die Hochzeitssuppe brodelt. In großen Waschmulden liegen die ausgekochten gewaltigen Fleischreste eines ganzen und großen Ochsen, auf Platten stehen die einladenden fetten Kalbs- und Rinderbraten, und die großen mit gekochtem Reis und geschmorten Pflaumen gefüllten Kümme leuchten, vorzüglich da der Inhalt mit Zucker reichlich bestreut ist, den kleinen Gästen mächtig in die Augen. Die Familienglieder sitzen beisammen und haben die Kinder

zwischen sich genommen. Ein hölzerner Teller und ein hölzerner Löffel bilden die einzigen Eßgeräthschaften, welche geliefert werden. Ein Messer wird außerdem von einem jeden geführt. Zwei bis drei lange, mit weißen Laken bedeckte Tafeln stehen die Diele entlang, und es giebt von der Mächtigkeit eines westfälischen Bauernhauses einen ungefähren Begriff, wenn man bedenkt, daß hier und in den Stuben, in welchen die Vornehmen, die hohe und niedere Geistlichkeit, Arzt, Apotheker, Kaufmann, Vogt und Dorfwirth mit ihren Familien speisen, oft mehrere hundert Personen versammelt sind.

Fleißig machen die mit Bier oder Branntwein gefüllten Trinkgefäße die Runde und erhöhen nicht wenig das allgemeine Behagen. Nachdem auch hier wie bei der Taufe ein jeder im Essen sein Möglichstes geleistet hat, wird der Kaffee in den Nachbarhäusern getrunken. Die aufwartenden Personen, welchen sich auch die Musikanten anreihen, haben sich, während die übrigen Gäste in den Nachbarhäusern verweilen, hingesetzt und gegessen; und da auch die Armen und Schwachen bedacht worden sind, so können jetzt die Knochen ausgekehrt werden und die Tänze, auf welche die jungen Gäste schon lange gewartet haben, beginnen.

Den Anfang machen die Ehrentänze, welche nur von dem Brautführer und den Brautknechten mit der Braut und den Brautmägden, denen sich als viertes

Paar ein Tänzer und eine Tänzerin aus der nächsten Verwandtschaft angeschlossen haben, getanzt werden. Diese bewegen sich nun mit ihren schimmernden und flimmernden Kronen und flatternden Bändern, die Tänzer mit den geschmückten Hüten nach den gemessenen Klängen des Menuett und bilden in ihren so aufgeputzten Gestalten und vor Lust gerötheten Gesichtern eine sowohl erfreuliche als für unsere prosaische, in Schwarz und Grau gekleidete Zeit überraschende Erscheinung. Nachdem die Ehrentänze abgetanzt sind, treten, da nun auch die Verheiratheten sich allmählich wieder einstellen, alle tanzlustigen Gäste mit an. Die junge Frau bewegt sich mit ihrem klingenden Kopfputze meistens unter den jungen Leuten, welche, da sie zuerst den Tanzplatz betreten und die Musikanten durch reichliche Spenden für sich gewonnen haben, die unermüdliche Tänzerin ganz für sich in Beschlag nehmen. Erst spät in der Nacht wird sie versteckt und von den jungen auf der einen, von den verheiratheten Gästen auf der andern Seite gesucht, und beide Theile machen die gefundene einander streitig. Bleiben die jungen Leute Sieger, so muß ihr Mann sie gegen ein anständiges Trinkgeld einlösen. Es wird ihr die Krone abgenommen und eine Frauenmütze aufgesetzt. Der junge Mann tanzt jetzt zuerst mit ihr, muß sie aber dann wieder an die jungen Leute ausliefern. Haben aber die verheiratheten Tänzer den Vorzug, so übergiebt er sie dem

nächsten Verwandten und dann muß sie mit allen Männern die Runde machen. Wenn jetzt die Lust am höchsten gestiegen, dann müssen die Spielleute, deren Platz im Unterschlage neben der einen Seitenthür ist, auf den Rahmen, eine über dem Herde zur Abwehr der Flammen und des Rauches angebrachte baldachinartige Vorkehrung steigen, wohinauf dann oft genug von der Posaune nur der obere Theil gelangt, während der untere vergessen, aber nicht vermißt am Boden liegend zurückbleibt. Jetzt hat das Menuett über die Tänze der jungen Welt, wie Ecossaise und Tempete, den Sieg davongetragen und wird nach der herzerhebenden Melodie: „Aulhet, heww't de Gäus' auk wat?" mit Taschentüchern in den erhobenen Händen, aufstampfenden Schuhhacken und aller gravitätischen Lust von den sich verjüngt fühlenden Alten getanzt. Im Nebenzimmer nimmt unterdessen einer der Hausfreunde im Beisein des Gastgebers das von allen Familienvätern und den Unverheiratheten, selbst Knechten und Mägden, gespendete Geld in Empfang, und es werden Geber und Gaben genau verzeichnet, damit der Empfänger nach dem Empfangenen bei eintretenden Gelegenheiten wieder zurückerstatten kann. So dauert denn die immer lauter werdende Lust tief in die Nacht hinein, bis endlich die Ermüdeten mit dem langen Reihe-Tanz die Festlichkeit beschließen. Die Tanzenden, welche sich an den Händen halten, bewegen sich, der

Brautführer die Braut an ihrem Taschentuche hinter sich herziehend, in einer langen Reihe über die Diele und um den Herdkessel herum. Hier übergiebt die Braut ihr Taschentuch dem Brautführer zum Geschenk, bedankt sich bei ihm und wird nun von dem Nachbarsohne ergriffen, um zu dem ihrer in der Brautkammer harrenden jungen Manne geführt zu werden.

Einige Gäste bleiben, andere verlassen das Haus, um auszuruhen und hernach gestärkt mit frischen Kräften in dem Hochzeitshause wieder zu erscheinen. Hier werden sie mit einer Biersuppe, in welche man die verschiedenartigsten Reste des vorigen Tages geschüttet hat, bewirthet. Diejenigen Gäste, welche ganz ausbleiben, werden von einigen lustigen Brüdern abgeholt und auf einer Leiter sitzend unter Vortritt eines lustig spielenden Musikanten und großem Triumphe nach dem Hochzeitshause zurückgebracht. Hier beginnt die Lust wieder auf's neue, und Tanz und Trinkgelage gehen neben einander her. Mit diesem dritten Tage endigen meistens die Festlichkeiten; man hat aber auch Fälle, in welchen eine große Bauernhochzeit wohl acht Tage dauerte und die Gäste das Haus nicht eher verließen, als bis alle Hochzeitsvorräthe verzehrt und die letzten Neigen aus den Fässern gelaufen waren.

Nachdem nun die laute Lust verweht ist und die Eltern und Geschwister der jungen Frau, die nächsten Verwandten und Nachbaren sind noch einmal zum

sogenannten fetten Kohle, wobei aber ebenfalls die aufgewärmten von der Hochzeitstafel übriggebliebenen Speisen verzehrt werden, in dem Hochzeitshause eingefunden haben, beginnt der erste Wochentag mit seinen ernsten Anforderungen an die tägliche Arbeit, und die junge Frau nimmt in dem geordneten Mechanismus des Haushaltes entweder die leitende oder eine der Schwiegermutter untergeordnete Stellung ein. Es möge ihr gut gehen, der lieben jungen Frau, und da unser Segensspruch, welchen wir ihrem jungen Manne als Täufling nachgerufen haben, bis dahin wenigstens bei ihm so schön in Erfüllung gegangen ist, so soll auch sie einen bekommen. Er steht über der Seitenthür ihrer neuen Wohnung und hat nun auch auf sie Bezug:

„Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermaßen."

---

3. Die Haushebung.

Da du, mein lieber Leser, den Ehrentag des jungen Paares als Hochzeitsgast hast feiern helfen und dich für sein ferneres Wohlergehen zu interessieren scheinst, so wollen wir ihm einen Besuch machen. Wir verlassen zusammen das Dorf und wandeln von dem Fahrwege abbiegend einen Fußpfad hin, welcher bald

durch wogende Kornfelder, bald über das saftige Grün der Wiesen führt. Du wunderst dich wohl, daß du in der reichbebauten Gegend nirgends eine Wohnung, ein Bauernhaus, das Ziel unserer heutigen Wanderung, erblickst. Nur Geduld, lieber Leser! das westfälische Bauernhaus liebt es, sich zu verstecken, um dann um so mächtiger auf den es unverhofft Findenden einzuwirken. Auch hast du vielleicht noch aus der Germania des Tacitus (cap. 16) behalten, daß die alten Deutschen getrennt und abgelegen wohnten, wo sich ihnen eine Quelle, ein Feldstück oder ein Wald als ein geeigneter Wohnplatz darbot. Der westfälische Bauer hat diesen Brauch beibehalten und es außerdem verstanden, sein Haus da zu bauen, wo ihm keins der oben angegebenen Requisite fehlt. Ein kleiner Wald von hundertjährigen Eichen umgiebt seine Wohnung, vor dem Hofe dehnt sich sein fruchtbringendes Feld, in regelmäßige Aecker getheilt, aus und hinter dem Hausgarten rauscht, von Erlen umstanden, das reine Wasser eines Baches, welches seinem Hause und seinen Wiesen, die hier ihre geblümten Teppiche auszubreiten beginnen, den erfrischenden Trunk spendet. Und — doch wir sind am Ziele. Am Ziele? rufst du verwundert und suchst mit den forschenden Augen vergebens nach einem solchen. Nachdem wir wiederum auf den Fahrweg gelangt sind, gehen wir an einem geflochtenen Zaune hin und du gewahrst zwischen den

hinter ihm stehenden Eichen hindurch etwas weißes schimmern — das sind die weiß getünchten Wände eines westfälischen Bauernhauses und zwar desjenigen, welchem wir unsern Besuch zugedacht haben. Nun folge mir! Schon bemerkst du, daß sich die Wagenspuren einem in dem Zaune befindlichen Einschnitte zuwenden und bald erblickst du die Hofpforte. Doch diese ist geschlossen und so müssen wir uns bequemen, über ein daneben befindliches Steg (Stiegsel) zu steigen. Jetzt wandeln wir im Schatten hoher Eichenkronen den Hofweg entlang und schon zeigen uns die hier und dort unter den Bäumen in dem Rasen wühlenden Schützlinge des heil. Antonius, die vor uns auf dem Wege bedächtig hinter einander herwandelnden, schnatternden Gänse, das auf und neben dem Hofzaune, welcher die Wehre, d. i. das Bauernhaus mit den Nebengebäuden und dem inneren Hofraume, umgiebt, flatternde, gackernde, klatschende und krähende Hühnervolk die lebhafteste Staffage zu dem landschaftlichen Bilde, welches sich mit dem Sichtbarwerden des Bauernhauses in seiner ganzen Großartigkeit vor unseren Augen entwickelt. Ja, es ist etwas großartiges um ein westfälisches Bauernhaus, zumal für diejenigen, welche nur die ärmlichen Lehmhütten des nördlichen Frankreich, die kleinen aber schmucken Landhäuser Belgiens und die winzigen Winzerhütten der Rheinlande kennen; und die Lobpreisung seines Hauses, welche die kluge Gertrud im Wilhelm

Tell an ihren bekümmerten Gatten, den Stauffacher, richtet, paßt auf keine Wohnung besser, als die eines westfälischen Bauern:

Da steht Dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell,
Mit bunten Wappenschildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert.

Ein mächtiger Vordergiebel erhebt sich über der Einfahrtsthür, Niendür genannt, weil sie im Gegensatze zu dem oberen Theil der Diele niedrig liegt. Ein Vordach schrägt den Giebel ab, dessen Giebelbretter in die für Westfalen charakteristischen Pferdeköpfe auslaufen. An das Gesimse hat die fluggewandte Schwalbe überall ihre Kothnester angeklebt und erhascht in raschen Zügen ihre Beute unter den zahllos über den Misthaufen und Tümpeln umherschwärmenden Mücken und Fliegen. Ueber den Pferdeköpfen steht auf dem Rande seines Nestes der Storch, ein treuer Wächter bei den altheidnischen Götterbildern, und läßt sich in seiner erhabenen Großmuth als zudringliche Miethsleute ein nicht sehr ruhiges Spatzenpaar gefallen, welches in einer Lücke seines Reisignestes für sich und seine Brut ein flaumiges Nest gebaut hat. In einer Länge von über hundert Fuß dehnen sich die niedrigen

Seitenwände aus, und über ihnen erhebt sich das mächtige, rauchgeschwärzte, mit grünem Moose bedeckte Strohdach. Neben dem Hauptwohnhause liegen der Speicher (Spieker), welcher, hier von behauenen Steinen aufgeführt, mit Schießscharten reichlich versehen und durch eine eisenbeschlagene Thür geschlossen, einen wirklichen Berchfrit bildet, ferner die Leibzucht und die Scheunen, alle von mächtigen Eichenkronen überschattet. Auch der Fliederbaum, unter welchem das Hühnervolk gern seine Siesta hält, fehlt nicht. Er steht am Speicher, und seine duftigen Blüthen weiß die sorgsame Hausfrau zur rechten Zeit einzusammeln, auf dem Boden zu trocknen und in einem kleinen Beutel an einem dort befindlichen Pflocke aufzubewahren. Wenn einmal einer der kleinen Hausgenossen am Husten erkranken sollte, so findet sich in dem Hollunderthee gleich das geeignete, aber für die kleinen Leckermäuler gerade nicht sehr schmackhafte Mittel, um sie von ihrer Last zu befreien. Lieber schneiden sie die schlanken Sprößlinge des Hollunder mit scharfem Messer ab, theilen sie in Stücke von geeigneter Länge ein, entfernen aus ihnen das Mark und verfertigen auf solche Weise ein Schießrohr, aus welchem sie zum Schrecken der haushälterischen Mama mit aus Rüben und Wurzeln gebildeten Pflöcken unermüdlich schießen. Auch dem sorglichen Hausvater ist der Hollunder unentbehrlich. Er zerschneidet ihn in feine Stifte, mit welchen er lederne Absätze unter seine

Holzschuhe befestigt oder diese, wie der technische Ausdruck lautet, aufklaubt. Der interessante Speicher, auf welchem deine Augen immer wieder haften bleiben, ist eine Reliquie aus den Zeiten des Faustrechts. Wahrscheinlich hat ein rittermäßiger Besitzer des Hofes ihn gebaut und bewohnt. Er ist ungefähr vierzig Fuß hoch, aus behauenen Steinen aufgeführt, mit einem Pfannendache und Schornsteine versehen. Eine mit starkem Eisenblech beschlagene Thür führt in den unteren Raum; dann steigt man auf einer Treppe, welche aus einem kolossalen, mit eingetriebenen Pflöcken versehenen Holzstamm besteht, in einen zweiten Raum. Hier findet man eine Küche mit Kamin und Waschstein, einen eingemauerten Schrank und Abort. Von hieraus steigt man in den obersten, unter dem Dache befindlichen Boden und findet hier eine nach außen führende Thür, unter deren Sohle zwei Balken nach außen hin vorstehen. In allen drei Räumen sind Schießscharten angebracht und die einzelnen Böden durch schwere Fallklappen geschlossen. Von der oberen Thür aus konnte man über die auf den beiden vorstehenden Balken ruhenden Bretter hinweg schwere Gegenstände auf die Köpfe der Belagerer hinabwälzen und durch die geschlossenen Fallklappen den nachdringenden Feind ausschließen.

Jetzt wird im unteren Raume in einem dort befindlichen Backofen der Pumpernickel gebacken, auf

den Böden der oberen Räume das Getreide ausgeschüttet.

Doch ich merke dir, lieber Leser, die Ungeduld an, und so wollen wir endlich durch die große Einfahrtsthür, vor welcher in seinem Hundehause angekettet der Hofhund uns vergebens den Eintritt zu verwehren sucht, das Innere des Hauses betreten. Doch halt! hast du auch schon den am Gesimsbalken ausgehauenen Spruch bemerkt? den mußt du lesen:

Wir bauen Häuser groß und fest,
Drin wir sein nur fremde Gäst;
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig ein.

Dieses ist derselbige frommsinnige Spruch, welcher schon den Sammler deutscher Sprichwörter, Michael Neander, einen Zeitgenossen und Schüler Melanchthons, bis zu Thränen rührte, als er ihn an dem neugebauten Hause seines Vetters Andres ablas. Auch noch andere frommsinnige Sprüche liest man, nicht bloß an den Gesimsbalken, sondern auch über den anderen Thüren der Bauernhäuser, selbst an den Viehställen. Andere sind oft sehr schalkhafter, launiger und origineller Natur, noch andere spielen auf Neid und Mißgunst der Nachbaren an. Ich will von diesen verschiedenen Arten einige zu deinem Nutz und Frommen, lieber Leser, anführen:

Das Haus in dieser Eitelkeit,
Das währt nur eine kurze Zeit.
O denk an's Haus, das ewig ist,
Weil du in diesem Hause bist!

Ich bin ein Mann und wohne am Felde,
Bin reich an Arbeit, aber arm an Gelde.
Ich habe gebaut auf neuem Grund;
Gott lasse mir Leib und Seele gesund.

Abgunst der Leute thut mir nicht schaden.
Was Gott giebt, das giebt er mir aus Gnaden.
Die mir nichts gönnen und nichts geben,
Die müssen doch leiden, daß wir leben.

Laß tadeln, wer tadeln will;
Ich habe gebaut nach meinem Sinn.

Wo ein vorausgegangenes Brand- oder anderes Unglück den Neubau veranlaßt hat, da wird uns auch dieses in Versen mitgetheilt und diese sind gewöhnlich der poetischen Ader des Dorfschulmeisters entflossen. Ein solcher heißt:

Da durch die große Feuersgluth
Auch unser Haus mit Hab und Gut
So plötzlich ward vernichtet,
Da gab es Gott uns in den Sinn,
Daß wir nach dieser Stelle hin
Das Haus hab'n aufgerichtet.

Ueber den Seitenthüren, welche sich gegenüber liegen und vom Herde aus nach der Straße und nach der

andern Seite in den Garten und an den Brunnen führen, steht gewöhnlich folgender Spruch angebracht:

Aus- und Eingang segne Gott
Und beschütz' uns bis zum Tod.

Ueber der nach außen führenden Kammerthür, der sogenannten Noththür, stehen oft folgende mahnende Worte:

Jetzt schlaf' ich hier im Kämmerlein:
Einst wird die Erd' mein Bette sein.

Auch der Ein- und Ausgang des Viehes steht unter dem Schutze bald frommsinniger, bald launiger Sprüche:

Ein Ochs erkennet seinen Wirth,
Der Esel seine Krippen,
Allein der Mensch ist ganz verwirrt
Mit Herzen, Mund und Lippen.

Ueber der Thür eines Schweinstalles las ich folgenden launigen Spruch:

Weil ich kein Jude bin,
Hab' ich für Schweine Sinn.

Wir treten nun ein und stehen auf der langen Diele von festgestampftem Lehm, welche an beiden Seiten durch Kuh- und Pferdeställe begrenzt wird. Der Blick über die etwas dunkle Diele nach dem Herdfeuer hin macht einen fast feierlichen, aber auch ge-

müthlichen Eindruck. Die lange Diele mit den Balkenlagen darüber gleicht dem Hauptschiffe einer Kirche. Haben wir die Diele überschritten, so kommen wir an die Herdstelle, wo sich das Haus nach beiden Seiten hin zu einem Querschiffe erweitert. Hier liegt nun der Altar des Hauses, der Herd mit dem flackernden Opferfeuer. Das Licht fällt durch die bunten Scheiben, welche in die auf dem Waschorte nach dem Garten und im Unterschlage nach der Straße hin befindlichen Fenster eingelassen sind. Sie enthalten in bunten Farben Darstellungen aus dem Bauernstande, auch Wappen und Inschriften, bald frommsinnigen, meistens launigen Inhalts. Die bunten Fensterscheiben wurden von den Verwandten, Nachbaren, den beim Hausbau beschäftigten Handwerkern und sonstigen zur Haushebung Geladenen geschenkt, und man nannte dies die Fenstertier (Fensterzehrung). Die obere Scheibe zeigt gewöhnlich in einem bunten Bilde die tägliche Berufsbeschäftigung des Gebers. So sieht man den Schullehrer Schule halten; der Krämer hat sich als ein gebildeter Mann das Bild der Justitia gewählt, wahrscheinlich deshalb, weil sie eine Wagschale in der Hand hält; der Bauer pflügt mit einem Gespann stolzer Pferde seinen Acker und die Bäuerin nähert sich ihm mit einem großen gefüllten Glase, um ihrem Manne die verdiente Labung zu reichen; der Schäfer treibt seine Herde Schafe vor sich her, und es fehlt weder der

mit Bändern geschmückte Schäferstab noch der treue Schäferhund. Die Tracht der abgebildeten Personen ist die städtische, und wenn es auch wahr ist, daß die Land- oder Volkstracht eine verspätete Copie der höfischen ist, so ist sie doch auf den Bildern eine verfrühte. Wir sehen in der Schule den Herrn Lehrer mit der Frau Lehrerin, ihn mit Sammetkäppchen und Allongeperücke, sie mit hohem Kopfputze am Tische sitzen, und vor ihnen stehen statt der einfältigen Bauernkinder lauter saubere Stadtherrlein, große und kleine, mit ihren aufgeschlagenen Büchern in den Händen. Auf den älteren Bildern sehen wir die enganliegende spanische Tracht mit gesteifter Hemdkrause und spitzem Kinnbart. Auf den Bildern aus dem dreißigjährigen Kriege sind Reiter mit wehenden Federhüten, Koller und langen Reiterstiefeln abgebildet; die späteren Bilder zeigen die französische Tracht, und man glaubt in dem Schäfer einen schmachtenden Seladon aus den Watteauschen Gemälden wiederzuerkennen. Unter der bunten Scheibe befindet sich regelmäßig eine andere mit dem Namen des Gebers, der Jahreszahl und einem Spruche eingefügt. Ein solcher heißt:

Allen, die mich kennen,
Gebe Gott, was sie mir gönnen.
Es sei ihnen Ernst oder Spott,
Was sie mir gönnen, das gebe ihnen Gott.

Ein anderer heißt:

Vor den Augen Freund,
Im Rücken falsch,
Dem breche der Teufel den Hals.

Ein lustiger Glaser hat seinen drolligen, selbstsüchtigen Wunsch in folgende Verse eingekleidet:

Der Herr beschütze Korn und Wein;
Der Hagel schlage die Fenster ein.

Wir können uns diesem Wunsche nicht anschließen, denn es wäre doch schade, wenn die schönen bunten Fenster zerstört würden. Aber es hat auch so bald keine Noth; sie sind von dickem Glase und können schon einen tüchtigen Puff vertragen.

Es ist ein traulicher Platz, dieser Platz am Herde, vorzüglich in den Sommermonaten, wenn die häusliche Beschäftigung die Bewohner hier versammelt, oder nach gethaner Arbeit und an den Feiertagen ein Plauderstündchen die Nachbaren vereinigt. Hier schaltet und waltet die Hausfrau, die Priesterin des häuslichen Herdes, dessen flackerndes Feuer die an seine Rückseite befindliche gußeiserne Brandplatte mit dem Bilde des weisen Königs Salomo, wie er in all seiner Herrlichkeit thronend den Besuch der Königin von Aegypten empfängt, grell beleuchtet. Hier vom Mittelpunkte ihrer häuslichen Wirksamkeit aus leitet die Hauswirthin die

ganze Wirthschaft, von hieraus kann sie die Aus- und Eingehenden controlieren, das Hausgesinde in seinen Arbeiten verfolgen, das Vieh überwachen und einen Blick durch die in den Wänden und Thüren angebrachten Fenster hinter sich in die Wohnstube und zur Seite in die Webekammer werfen. Hier bereitet sie die Mittags- und Abendmahlzeit; und es macht ein großes Vergnügen, sie in ihrer stillen, geschäftigen Weise zu verfolgen, während über ihr eine Rauchschwalbe eben so unermüdlich für ihre kleinen Nestlinge sorgt. Im Unterschlage steht ein großer weißgescheuerter Tisch, welchen die sorgliche Hauswirthin für die hungrig von ihrer Arbeit heimkehrenden Hausgenossen deckt, und das durch die bunten Scheiben fallende farbige Licht zittert dann in den gefüllten, mit frommen Sprüchen versehenen Eßnäpfen und auf den von Eifer gerötheten Gesichtern der Schmausenden.

Man hat wiederholt, aber unnöthiger Weise die Aufgabe gestellt, eine zweckmäßigere (?) Einrichtung des Bauernhauses zu erfinden, und Prämien für die dahin zielenden besten Arbeiten ausgesetzt, aber bis dahin noch keine praktischen Erfolge erzielen können. Ebenso haben Dilettanten und Hochnäsler des Bauernstandes eine andere Bauart auszuführen versucht, aber ebenfalls nur Unzweckmäßiges und Unbequemes geliefert. Es mag sein, daß bei der gewaltigen Umwälzung, welche der Ackerbau durch die neuen landwirthschaftlichen Maschinen

und Geräthe erfährt, die bisherige Einrichtung des Bauernhauses nicht mehr genügt; vorläufig wird die jetzige wohl die beste bleiben, und wenn man auch für die späteren Verhältnisse eine eben so vorzügliche erhält, so ist es doch sehr fraglich, ob es gelingen wird, mit der neuen Einrichtung die alte Gemüthlichkeit zu vereinigen.

Doch da öffnet unsere junge Wirthin die Stubenthür; und wie sie den willkommenen Besuch erblickt, kommt sie mit dem freundlichsten Gesichte auf uns zu, um uns mit traulichem Handschlage Guten-Tag zu bieten und zum Nähertreten einzuladen. In der Wohnstube finden wir ihre beiden Schwiegereltern; die Schwiegermutter sitzt am Spinnrade, der Schwiegervater in seinem großen Sorgenstuhle hinterm Ofen und schält Kartoffeln. Der junge Mann befindet sich, wie wir auf unsere Nachfrage hin vernehmen, auf dem Felde. Wir reichen auch jenen Beiden die Hände, die noch rüstige alte Bäuerin bietet uns Stühle und ladet zum Niedersitzen ein. Die junge Frau hat die Stube wieder verlassen; und bald vernehmen wir draußen das mahlende Geräusch der Kaffeemühle, welches immer als ein Zeichen gastlicher Aufnahme willkommen ist. Auch bemerken wir, indem wir zufällig einen Blick durch das Fenster werfen, daß die Magd, irgend etwas geheimnißvoll unter ihrer Schürze verbergend, wahrscheinlich vom Krämer zurückkehrt. Die Wohnstube ist weiß ge-

tüncht und durch eine Reihe Fenster hell erleuchtet. Ueber der einen Thür steht der jedesmalige Wochenkalender mit Kreide verzeichnet und daneben hängt ein sauberes Fransenhandtuch zum Abtrocknen. Ein großer Kachelofen, welcher von außen geheizt wird, mit den beiden blankgescheuerten messingenen Knöpfen, der Molkenschrank, die Hausuhr und Durtiche, an der Stube gelegene Schlafstellen, fehlen nicht. Zur Ausschmückung der Wände sind Bilder und fromme Sprüche unter Glas und Rahmen angebracht.

Wir unterhalten uns mit den beiden Alten und finden die alte Bäuerin gesprächig, ihren Mann einsilbig und etwas stumpf. Bald dampft nun der Kaffee, welchen die junge Frau mit von der Herdhitze und dem geschäftigen Eifer gerötheten Wangen einschenkt, vor uns auf dem Tische, und die beiden Alten haben sich, von ihr eingeladen, zu uns gesetzt. Jetzt tritt auch der junge Mann herein, bewillkommt uns freundlich und läßt sich nach einigem Nöthigen ebenfalls an unserem Tische nieder.

Seine Frau hat ihm den schmackhaften Bauernstuten übergeben, von welchem er bereitwilligst große Schnitte abschneidet.

Die resolute, freundliche Wirthin läßt sich nicht zum Niedersitzen bewegen; sie ist ganz und gar mit der Bedienung ihrer Gäste beschäftigt und giebt ihre Freude über unseren Besuch und ihr Wohlwollen dadurch zu

erkennen, daß sie ein Stück Zucker nach dem anderen in die Tassen wirft, so daß wir zuletzt abwehren müssen. Alles, was wir sehen und hören, macht auf uns den Eindruck der Reinlichkeit, Zufriedenheit und des Wohlbehagens, und wir empfinden eine innige Befriedigung über das glückliche Los, welches der jungen Frau zu theil geworden zu sein scheint.

Und in den meisten Fällen sind die Ehen auf dem Lande zufriedene, wenngleich selten die Liebe, am meisten die Convenienz sie schließt. Die junge Frau findet dieselben häuslichen und wirthschaftlichen Verhältnisse, welche sie verlassen hat, vor. Es gleicht auf dem Lande ein Haushalt so ganz dem andern, daß sie auch mit der Führung des neuen von vorn herein vertraut sein muß. Es ist überhaupt alles, was Familienleben und Verkehr nach außen hin anbetrifft, durch das Herkommen geregelt, so daß ein sicheres Auftreten in und außer dem Hause allerdings kein Verdienst ist, aber auch der Mangel desselben nicht empfunden werden kann. In den anderen Ständen treten leicht Täuschungen und Verstimmungen ein, wenn die junge Hausfrau das nicht leistet, was man von ihr erwartet hat. Da hier oft Heirathen unter verschiedenen Ständen vorkommen, so bringt die junge Frau selten die Sicherheit des Benehmens mit, welches für die neue Stellung erforderlich ist, und indem sie selbst unsicher ist, macht sie auch die anderen ängstlich.

Wenn sie sich nun dieses bald anzueignen versteht, so hat sie allerdings das Bewußtsein einer glücklichen Errungenschaft für sich und findet auch in der Anerkennung von Seiten der neuen Familie ihren Lohn. Oft aber bleibt sie in den Versuchen, sich mit der neuen Stellung auszusöhnen, stecken und vermehrt dadurch ihr eigenes und der Ihrigen Unbehagen. Ferner ist es der leidige Geldpunkt, welcher, da es die Artigkeit verbietet, sich zu angelegentlich mit ihm zu beschäftigen, unaufgeklärt bleibt und späterhin nur zu oft zu unangenehmen Täuschungen Veranlassung giebt und eine bleibende Mißstimmung in der jungen Ehe erzeugt. Diese Gefahr ist ebenfalls in der bäuerlichen Ehe glücklich vermieden, da über die Mitgift vorher ohne Scheu verhandelt und dieselbe, wie wir schon in der Beschreibung der Hochzeit sahen, meistens sogar vorher ausbezahlt wird. Da außerdem vom Müßiggange, welcher der Anfang alles Lasters ist, beim Landvolke nicht die Rede sein kann, so hat die junge Bäuerin keine Zeit, sich mit Launen, romantischen Gelüsten und anderweitigen Versuchen ihr leeres Herz auszufüllen zu beschäftigen, wie dieses nur zu oft bei den Städterinnen der Fall ist. Sie wird ihren Mann weder necken, noch weniger eifersüchtig machen, um mit solchem gefährlichen Spiele ihre Zeit hinzubringen. Ihre Vergnügungssucht ist nicht eine alltägliche, sondern nur eine sonntägliche. Sie quält und ruiniert ihren Mann weder durch uner-

schwingliche Anforderungen an seinen Geldbeutel, um für ihre Garderobe und Vergnügungen sorgen zu können, noch dadurch, daß sie ihn zwingt, seine Berufsbeschäftigung diesen letzteren unterzuordnen. Die Bäuerin hat eben so wohl, wie ihr Mann, ihre tägliche, zugemessene Arbeit zu verrichten und nur der Sonntag steht ihr zu einem bescheidenen Vergnügen zu Gebote. Sie geht, wenn es ihr nur irgend möglich ist, am Sonntagmorgen mit ihrem Manne nach der Kirche: denn nur daran erkennt sie den Sonntag, daß er zunächst ein dem Gottesdienste geweihter Tag ist. Am Nachmittage wird sie schon darin, daß sie sich ruhig niedersetzen kann, ein Vergnügen finden. Besuche bei ihren meistens in der Nähe wohnenden Verwandten, oder Spaziergänge zwischen ihren Aeckern in Begleitung ihres Mannes füllen den noch übrigen Theil des Tages aus. Außerordentliche Vergnügungen bieten ihr die Familienfeste, welche sie mit ihren auf das Beste herausgeschmückten Kindern besucht.

Auch erlaubt sie sich an Markttagen eine kleine Ausflucht nach den nächsten Dörfern, um ihre Schaulust vor den vielen Buden zu befriedigen, einen neuen Milchseiher oder doch etwas Docht u. s. w. einzukaufen und zuletzt die ungewohnten Glieder in einigen fröhlichen Tänzen zu versuchen.

Die nächste Gefahr, welche ihrem Glücke und Frieden in der neuen Familie droht, liegt in der zwischen

ihr und den Schwiegereltern leicht eintretenden Uneinigkeit. Wenn ihr Mann sich in dem Streite, welcher bei dem Streben nach der Obergewalt, oder, wie der Bauer sich ausdrückt, um den Schlef (hölzerner Kochlöffel) zwischen seiner Frau und Mutter nur zu bald ausbricht, auf die Seite der ersteren stellt, so ist der Friede, wenn auch von der Seite der letzteren nothgedrungen, bald wieder hergestellt. Hat aber die Mutter sowohl bei dem Sohne, als auch in dem Kampfe den Sieg davon getragen, dann wird das Glück der jungen Ehe auf lange Zeit getrübt bleiben. Die junge Frau, welche in der neuen Familie keinen Schutz findet, sucht diesen bei ihren Eltern; und wenn diese, wie es ja so leicht zu entschuldigen ist, so unvernünftig sein sollten, sich hinein zu mengen, dann ist das Los der jungen Frau zu ihrem Unheile entschieden und der Friede kehrt nicht eher wieder, als bis die alte Bäuerin freiwillig das Feld geräumt hat.

Ein anderer böser Feind ihres Friedens und Glückes ist der Branntwein, wenn auch ihr Mann, wie es leider bei vielen anderen der Fall ist, sich diesem Giftteufel zu eigen geben sollte; denn dieser giebt nur mit dem Tode sein Opfer wieder aus den Händen. Aber Gott sei Dank; das Auge unserer lieben jungen Wirthin lacht so glücklich und zufrieden, die Schwiegereltern sind artig und zuvorkommend gegen sie, und ihr Mann ist das Bild einer kräftigen Gesundheit und

großen Gutmüthigkeit, daß wir ihrer Zukunft wegen unbesorgt sein können. — Nachdem wir unseren Kaffee in der gemüthlichsten Gesellschaft und manche Tasse über die gewohnte Zahl hinaus, von der freundlichen Wirthin genöthigt (Näudigetassen), getrunken haben, nehmen wir mit herzlichem Händedrucke Abschied und werden zum baldigen Wiederkommen eingeladen.

Da in der Verwandtschaft unserer jungen Bekannten bald eine Haushebung, zu welcher auch wir eingeladen worden sind, statt findet, so sprechen wir noch die Hoffnung aus, daß wir uns dort gesund und fröhlich wiedersehen werden. —

Wenn der Bauer ein neues Haus bauen muß, so überlegt er den beschlossenen Bau zunächst mit dem Zimmermeister, welcher ihm auch bei dem Ankaufe des dazu nöthigen Holzes behülflich ist. Auch in solchen Gegenden, welche reich an Steinmaterial und arm an Holz sind, zieht der Bauer es vor, sein Haus von Fachwerk aufzubauen, einmal, weil es so gebräuchlich ist und er in dem Holzreichthume des neugebauten Hauses seinen Stolz sucht, dann auch, weil, da er vielleicht selbst passendes Holz in seinen Forsten besitzt und überdies von seinen Verwandten einige Bäume zum Hausbau geschenkt erhält, das erforderliche Baucapital schon um etwas geringer ausfallen darf.

Und es läßt sich nicht leugnen, daß das Fachwerk vor dem Steinbau ein viel freundlicheres Aussehen

voraus hat, da bei dem letzteren die großen grauen oder weißen Flächen monoton sind, während das Fachwerk in den von den schwarzen Ständern und Riegeln umrahmten vielen weißen Drei- und Vierecken eine angenehme Abwechselung bietet. Eben so liebt es der Bauer, sein Haus mit Stroh zu decken. Dieses sammelt er, der selbst schon manchmal seinen Nachbaren und Bekannten bei denselben Veranlassungen hat aushelfen müssen, von diesen ein und behauptet, daß außer der Wohlfeilheit der einmaligen Anlage das Stroh- vor dem Pfannendache noch sonstige Vortheile voraus habe, indem es das Vieh wärmer halte, was Reparaturen anbetrifft, leichter zu unterhalten sei und das Haus selbst weniger belaste.

Der Bauer wohnt während des Baues in einem seiner nächst gelegenen Heuerhäuser oder bei einem seiner Nachbaren. Zimmermeister und Gesellen arbeiten jetzt fleißig an der Herstellung der Balken, Ständer, Riegel und Sparren. Der Bauherr hat mit Holz-, Kalk-, Stein- und Sandfuhren und auf dem Bauplatze genug zu thun und seine Frau muß sich unverdrossen am Feuerherde tummeln, denn nicht nur Zimmer- und Mauerleute, sondern auch diejenigen aus der Nachbarschaft und Bekanntschaft, welche ihren Mann bei seinen Fuhren unterstützen, wollen beköstigt sein. Ihr Vorrath an Eßwaaren wird von ihren Bekanntinnen durch manche Spende vor dem zu raschen Verbrauche gesichert

und da auch diese Hülfeleistungen auf Gegenseitigkeit beruhen, so hat sie sich schon früher auf solche einen gerechten Anspruch erworben.

Sobald die Zimmerleute die Grundbalken gelegt haben, bitten sie, die nach echter Handwerkermanier im Trinkgeldfordern unermüdlich sind, sich ein solches von dem Bauherrn aus, welches als Grundtier (Zehrung) oder Grundbier in einigen Groschen besteht und natürlich von den durstigen Kehlen vertrunken wird. Auch wird ein jeder neugieriger und unvorsichtiger Fremder, welcher den Bauplatz betritt, um ein Trinkgeld angesprochen. Sollte er das bei seinem Erscheinen entstehende Geflüster und die von Seiten der Zimmerleute auf ihn gerichteten Blicke und Zeichen nicht zu deuten wissen, so wird ihm ihr Vorhaben überraschend klar werden, sobald einer von ihnen auf ihn zutritt, sich vor ihm bückt und mit der abgenommenen Mütze seine Fußbekleidung unter folgenden Worten putzt:

„Mit Vernunft und mit Verstand
Nehm' ich meine Mütze in die Hand
Und thu' dem Herrn N. N. die Schuhe putzen.
Es geschieht ja nicht aus Haß und Neid,
Sondern aus lauter Freundlichkeit;
Es geschieht ja nicht für mich allein,
Sondern für die ganze Gesellschaft soll es sein."

Der Zimmergesell', als ein Vielgereister, drückt sich natürlich geläufig und gerne in hochdeutscher Sprache aus. —

Sind die Vorbereitungen so weit gediehen, daß ein Tag zur Haushebung bestimmt werden kann, so geht auch hier ein Leutebitter zu den einzuladenden Familien und bringt seine Einladung in derselben Weise und fast mit denselben Worten, wie der Hochzeitbitter, an. Was nun den verschiedenen Zweck anbetrifft, so verkündet er demgemäß den Einzuladenden, daß die Eheleute N. N. willens sind, ene Husbührunge antostiften und sie bitten ließen, sie möchten verlew nehmen, wat Kock un Keller vermag. Auch ersucht er sie, totosehen, dat jeder Tappen (Zapfen) in sin Gatt (Loch) möchte komen.

Wenn die Sermonie zu Ende ist, so ersucht er noch zuletzt den Hausherrn, daß er einen Knecht tom Bören stellen möge. Auch auf dem Zimmerplatze erscheint der Leutebitter, um die Zimmerleute zur Haushebung einzuladen.

Am Abende vor dem Tage, an welchem die Haushebung statt finden soll, nachdem die Zimmerleute alle Bestandtheile hergestellt haben und nur die Zusammensetzung derselben für den anderen Tag mehr übrig bleibt, klopfen sie den Stockfisch. Es setzen sich alle, Meister und Gesellen, um ein beliebiges Stück Holz und klopfen mit ihrem Handwerksgeschirr darauf los. Dieses soll der Nachbarschaft und dem Bauherrn ein Zeichen sein, jener, daß die Zimmerarbeit geschehen ist, diesem, daß er den Zimmerleuten eine Labung als Be-

lohnung ihres Fleißes zukommen lassen muß. Zuletzt wird der Kloß an Ketten in das Haus, in welchem der Bauherr mit seiner Familie während des Baues wohnt, geschleift und vor der Frau desselben niedergelegt, damit sie ihm am folgenden Tage gar kochen kann, was ebenfalls eine Anspielung an die unermüdliche Wirthinnenpflicht ist, welche sie auch am Haushebungstage zu üben hat.

Am folgenden Tage beginnt nun die Haushebung, wobei alle Zimmerleute mit den von den geladenen Familien gestellten Knechten Hand anlegen. Am Morgen erscheinen die Mägde der Nachbaren, um Weggen und Butterschlagen zu bringen, während die entfernter wohnenden Gäste diese selbst überreichen. Die Gäste werden auch hier, wie bei Hochzeit und Taufe, zuvor mit einer kräftigen Stutensuppe (Morrensoppen, Morgensuppe) bewirthet. Die Haushebung selbst geht unterdessen ihren gewohnten, geräuschvollen Gang, welcher die erwachsenen Gäste, der in der Einladung enthaltenen Bitte gemäß und wenn sie nicht an den Tischen zurück gehalten werden, zuschauen, während die Kinder sich ihren fröhlichen Spielen hingeben. Das Mittagsessen ist in der Reihenfolge der Gerichte nicht verschieden von dem, welches wir schon bei den vorangegangenen Familienfesten beschrieben haben. Es nehmen an ihm jedoch nur die Gäste theil, während Zimmerleute und Knechte, zwischendurch an den gespendeten Ge-

tränken sich labend, ihre Arbeit unermüdlich fortsetzen. Nach dem Essen beginnt sogleich für die bei der Haushebung nicht beschäftigten Gäste der Tanz.

Wenn der Giebel mit dem mit den buntesten Farben bemalten Gecke, dessen muthmaßliche Bedeutung in der grauen Heidenzeit zu suchen sein wird*), unter großem Lärm und Gejauchze aufgerichtet worden ist, kommt der festlichste Abschnitt des Tages, welcher in der feierlichen Umherführung des Kranzes, seiner Befestigung am Giebel und der Ansprache des Meisterknechtes, dem Zimmermannsspruche (Sermonie) besteht.

Die Gesellen haben einen hübschen Tannenbaum den Nachbars-Töchtern und Mägden übergeben, und diese ihn mit Schnüren von bunten Eiern, Bändern und Fähnchen stattlich ausgeschmückt. Die Hauptzierde desselben aber bildet ein Kranz, welcher auf vier kreuzweise gebundenen und im Baume befestigten Stäben ruht. Wenn nun die Haushebung vollendet und dieses durch ein weithinschallendes Kettengerassel von dem Boden des neuen Hauses der Gesellschaft angezeigt ist,

---

*) Man glaubt nämlich, daß, da man im Lande der Sachsen die bekannten Pferdeköpfe als Giebelzierde allgemein vorfindet, im Lande der Engern aber eine Säule aus demselben hervorragt, diese das Nationalwappen der Engern, die Irmensäule, darstellen soll.

so gehen die Gesellen hin, fordern den Kranz von den Mädchen und einen Krug von dem Bauherrn, welchen dieser mit einem für die Zimmergesellen bestimmten Trinkgelde hat füllen müssen. Nachdem die Mützen der jungen Burschen ebenfalls von den Mädchen mit buntgeschmückten Tannensträußen (Prull) verziert worden sind, bewegt sich der festliche Zug mit einem Musik-Corps und dem von den Kranzjungfern getragenen Kranze voran, welchem zunächst er Zimmermeister mit voller Flasche in der Hand, dann die Gesellen und zuletzt alle bei der Haushebung beschäftigten und betheiligten Personen folgen, über die Straßen des Dorfes. Der Zimmermeister theilt fleißig den Umstehenden von dem Inhalte seiner Flasche mit. Sobald der lärmende Zug nach dem neuen Hause zurückgekehrt ist, wird der Kranz oben am vorderen Giebel desselben befestigt und der Altgesell, Meisterknecht, steigt mit dem mit Geld und Bier gefüllten Kruge hinan und hält die Sermonie, wobei er die nöthigen Pausen macht, damit den Zuhörern Zeit gelassen wird, die darin enthaltenen oft nur zu derben Witze zu belachen, und der Redner sich die Lippen mit dem in dem Kruge enthaltenen Nasse netzen kann. Eine solche rechtschaffene Sermonie mit Auslassung der derbsten Stellen lautet nun folgendermaßen:

„Hier bin ich aufgestiegen und geschritten;
Hätt' ich ein Pferd gehabt, so wäre ich hinaufgeritten.

Weil ich aber habe kein Pferd,
So ist es auch nicht viel sagenswerth.
(Prost!)

Das höchste Haupt des Kaisers gut,
Den Gott erhält in seiner Hut,
Ja alle Fürsten, Grafen und Herren
Das ehrbar Zimmerhandwerk nicht können entbehren.
Ich grüße Euch alle insgemein,
Dieweil Ihr alle hier versammelt sein,
Frauen, Jungfrauen, groß und klein,
Sollen von mir gegrüßet sein.
Meine ich die einen oder die anderen nicht,
So wäre ich ein rechtschaffener Geselle nicht.
(Prost!)

Wo soll ich denn nun fangen an.
Vor allem die darunter stahn,
Ich bitte Euch, Ihr wollet nicht lachen,
Wenn ich meinen Spruch nicht sollte recht thun machen.
(Prost!)

Wir haben heute durch Gottes Güte und Macht
Diesen Bau aufs beste zu Stande gebracht,
Welcher aus rauhem Holze gezimmert war
In diesem stehenden Arbeitsjahr.
Er ist wohl versehen mit Riegeln, Schwelgen und Pfosten,
Das wird unserm Bauherrn ein gutes Trinkgeld kosten.
Ein Dutzend Thaler wäre nicht zu viel,
Zwei Dutzend Thaler das rechte Ziel.
Wenn er uns aber fleißig thut bitten,
So sind wir mit drei Dutzend Thaler zufrieden.
Sollte dasselbe aber nicht können sein,
So falle dieser Bau nur gleich wieder ein,

Jedoch nicht eher, als ich herunter bin,
Daß ich kann reisen fürderhin.

(Prost!)

Ich bin gereist in das Land Sachsen,
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich daran gedacht,
So hätte ich für mich und meine Kameraden ein Dutzend mitgebracht.
Doch habe ich mich eines andern besonnen
Und dachte, hier wären auch Mädchen genug zu bekommen.
Ich bin gereist in das Land Hessen,
Da gab es große Schüsseln, aber wenig zu essen.
Ich bin gereist in das Land Oesterreich,
Da habe ich gemacht sieben Meister reich.
Der eine ist gestorben,
Der zweite verdorben,
Der dritte hat müssen sein Haus verkaufen,
Der vierte hat müssen gar entlaufen,
Der fünfte hat nichts überall,
Der sechste liegt im Hospital,
Der sieb'te ist gelaufen über das Land,
Wie ein Krebs lauft über den Sand,
Als wie ein Fisch schwimmt über den Rhein.
Ihr Herren, habt Ihr nicht vernommen,
Wo der siebente ist hingekommen?

(Prost!)

Ein Zimmergeselle bin ich genannt,
Ich bin gereist durchs ganze Land,
Dasselbe mit Fleiß zu besehen,
Daß ich einmal möchte bestehen.

Wenn ich hätt' aller Jungfrauen Gunst,
Aller Meister ihre Kunst,
Und aller Künstler ihren Witz,
So wollt' ich bauen ein Haus auf einer Nadelspitz.
Weil ich aber das nicht kann,
So muß ich bauen auf einen guten Plan.
Wer da viel bauet auf Gassen und Straßen,
Der muß auch einen Jeden kommen und reden lassen.

(Hier bringt nun der Sprecher die Gesundheit des Bauherrn, der Hausfrau, der Kranzjungfrauen, der Bauleute und Zuschauer unter Musikbegleitung aus. Dann fährt er fort:

Jetzt thu' ich unsern Bauherrn fragen mit frischem Muth,
Wie ihm dieser neue Bau gefallen thut.

(Der Bauherr antwortet, um das allgemeine Vergnügen zu erhöhen, erst ausweichend, zuletzt zustimmend.)

So gefällt er Meister und Gesellen auch wohl,
Weil er so gerathen ist, wie er sein soll.
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran gespart,
An diesem Bau ist alles wohl verwahrt.
Weil der Bauherr selbst thut sagen,
Daß der Bau ihm thut behagen,
So bitte ich nochmals, ohne Beschweren,
Ihr wollet mir noch ein wenig zuhören:
(Prost!)

Herr Gott und Schöpfer der ganzen Welt,
Dessen große Macht alles erhält,
Er woll' auch diesen Bau erhalten in Gnaden

Vor Wasser und anderm Schaden,
Vor Hagel und großem Ungewitter,
Daß er dadurch nicht falle nieder,
Vor Wasser und auch vor Brand,
Dazu unser ganzes Vaterland.
Du wollest auch segnen dieses Haus,
Und alle, die da gehen ein und aus.
Du wollest auch unserm Bauherrn geben
Ein gesundes und langes Leben,
Auch seiner Frau und seinen Kindern,
Und allen, die ihm angehörig sind.
Gott segne sie zu jeder Zeit
Und nochmals dort in Ewigkeit.
Der Gott, der alles geben kann
Und dieses Werk hat fangen an,
Der wolle diese Bitte gnädiglich erfüllen
Zu seinem Lob und Ehrenpreis,
Durch seinen Sohn und heiligen Geist.

(Prost!)

Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Diesen Strauß habe ich in meiner Hand,
Welcher ist gar hübsch und fein,
Dazu auch groß und rein.
Der dienet mir auf meinem Hut
Und giebt mir frisch' und frohen Muth.
Denselben will ich aufstecken zu einer Zier,
Dem Bauherrn aber zur Ehre hier.

(Prost!)

Jetzt thu' ich mich noch eins bedenken
Und diesen Strauß hinuntersenken,
Denn vor etlichen Wochen haben die Vögel darauf gesungen,

Sowohl die alten, als die jungen;
Und die jungen sammt den alten;
Gott wolle diesen Bau in Frieden und Gnaden erhalten.
(Prost!)

Jetzt kommen noch einige gutgemeinte aber derbe Aufmunterungen zur Festfreude, dann leert der Redner den flüssigen Inhalt des Kruges vollends und steckt den klingenden in die Tasche, um ihn am folgenden, dem Nagel-Tage, mit seinen Kameraden zu theilen.

Die Zimmerleute und Knechte werden jetzt an die für sie wieder hergerichteten Tische geladen und zu ihnen gesellen sich auch die wiederum hungrigen Mittagsgäste. Nachdem nun alle mit einander gesättigt sind und auch hier, wie beim Hochzeitsfeste der Tummelfoot und der Koch durch Verkleidungen und allerhand ausgeübte und ertragene Neckereien und Schelmenstücke zur Erheiterung der Gäste beigetragen haben, werden Tische und Stühle wieder an die Seite geschafft und der Tanz beginnt von neuem. Den ersten Tanz (Reh, Reihe) hat jetzt der Zimmermeister mit der Frau des Bauherrn und er macht unter allgemeiner freudiger Zustimmung in der heitersten und zufriedensten Laune von diesem seinen Vorrechte Gebrauch. Die nicht leicht zu sättigende Tanzlust dauert bei dem jungen Volke bis zum andern Morgen, während die älteren Familienmitglieder, von ihren müden und verdrießlichen Kindern getrieben, schon früher das gastliche Dach verlassen haben.

Wir haben eine jede der vorausgegangenen Beschreibungen mit einem passenden Spruche, wie sie über den Seitenthüren der Bauernhäuser stehen, geschlossen. Wenn wir dieser Gelegenheit auch hier treu bleiben wollen, so bietet sich uns kein Spruch dar, welcher geeigneter wäre, als der des guten Vetters Andres, welcher an dem Gesimsbalken über der großen Einfahrtsthür des neuen Hauses, deren Bogen den vollständigen Namen des Bauherrn und seiner Frau trägt und unter welchem hoffentlich auf lange Zeit der Aus- und Eingang zu den großen Freuden- und Trauerfesten der Familie stattfinden werden, mit weißen Buchstaben auf grünem Grunde gemalt steht:

„Wir bauen Häuser, groß und fest,
Worin wir sein nur fremde Gäst';
Und da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar wenig ein."

---

4. Die Beerdigung.

Wir haben im vorigen Abschnitte die uns befreundete bäuerliche Familie in glücklichen und zufriedenen Verhältnissen verlassen. Doch da nichts dem Glücke an Unbeständigkeit gleichkommt, so mußten wir erwarten, daß auch im Leben der jungen Leute Sonnenschein mit Regen abwechseln würde, dürften uns aber mit der

Gewißheit getrösten, daß der liebe Herrgott es keinem schwerer auferlegt, als er es zu tragen im Stande ist. Außer Streitigkeiten mit den Nachbarn, welche in einigen Fällen selbst zum Processe führten, und da sie den Bauer verdrießlich machten, der Bäuerin manchen Seufzer entlockten, war das erste größere Leid, welches an sie herantrat, der Tod ihres erstgeborenen Söhnchens. Es war so recht der Verzug des ganzen Hauses, ein Prachtjunge. Der Großvater ließ sich den Platz an seiner Wiege nicht streitig machen, und er gieng auch zu ihm am liebsten, da er alle seine Unarten geduldig ertrug und jede von den Eltern drohende Strafe mit großer Entrüstung zurückwies. Die Großmutter suchte den Großvater an Nachsicht noch zu überbieten. Wenn sie spann, hielt sie den kleinen Erbprinzen auf dem Schoße, und, mochte er auch noch so oft die Schnur vom Rade abgleiten machen oder mit dem Stocke in die Flucht fahren, so wurde sie doch niemals verdrießlich und legte, indem sie es bei einem abmahnenden Tüs! Tüs! (Laß das!) bewenden ließ, mit großer Geduld die Schnur wieder ums Rad oder hakte den Faden wieder ein; und man sah es dem kleinen Schelm im Gesichte an, daß er nur auf die Instandsetzung des Spinnrades wartete, um seine muthwilligen Streiche von vorn zu beginnen. Ebenso saß er bei Tische auf dem Schoße der Großmutter, welche die besten Bissen für ihn aufsparte. Auch

wußte er recht gut, daß nur die Großmutter Zucker und Weißbrod auf ihrem Kaffeetische führte und sich auch außer den Mahlzeiten ein Täßchen erlaubte, und so hielt er sich bei solchen Gelegenheiten klüglich zu ihr. Sobald aber der Vater vom Felde zurückgekehrt war, so wurden Großvater und Großmutter nicht mehr beachtet. Beide Aermchen reichte er dem Kommenden entgegen und ruhte und rastete nicht eher, als bis er auf seinem Arme saß und ihm die Pfeife aus dem Munde genommen; und dann strahlte sein Gesichtchen von hellster Freude. Die Peitsche war nächst der Pfeife sein liebstes Spielzeug; und wenn er sie in der kleinen Hand haltend auf des glücklichen Vaters Schoße auf dem Wagen saß, so trieb er mit Hü! und Hot! die Pferde an und suchte mit dem anderen Händchen die Zügel zu erhaschen. Und die Mutter? ach, sie war doch auch wieder die beste und wenn sie ihren kleinen Liebling auf dem Schoße hielt und ihm die Brust bot, und er zu ihr mit den tiefblauen Augen so glücklich emporschaute und mit voller Lust und vollen Zügen die Nahrung zu sich nahm, dann saß sie eben so glücklich da, wie die säugende Madonna des berühmten Malers Andrea Solario. Er war ein kleiner, kluger Mann, klüger als alle anderen Altersgenossen, was selbst die neidischen Nachbarfrauen zugeben mußten. Und nun ist er todt! Die Großmutter hatte es gleich gesagt, daß er nicht groß werden würde, weil er

zu klug war. Der Vater hatte schon so weit gehende Pläne in Bezug auf ihn gefaßt. Es wuchs ihm in dem Sohne erst ein kleiner, dann ein großer Knecht zu, mit dem und für den er arbeiten wollte; und nun ist er todt. Der Großvater weiß sich nirgends mehr zu beschäftigen, da die Wiege jetzt leer ist, und die Großmutter trinkt ihren Kaffee wieder allein. Und die Mutter? „Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen“, trösten die Nachbarinnen die Weinende. „Aber man kann sie (die Kinder) doch nicht gut missen“, entringt es sich fast als eine Entschuldigung der zusammengekrampften Brust.

Nach der Beerdigung des kleinen Lieblings geht ein jeder wieder an seine gewohnte Arbeit, und auch unsere lieben Bekannten werden erfahren, daß Zeit und Arbeit die besten Tröster sind. Freilich gilt noch mancher stille Seufzer der Erinnerung an den erlittenen Verlust; aber das Andenken verliert immer mehr den Charakter des Schmerzes und zieht sich am Ende in den tiefsten Schrein des Herzens zurück.

Das Leben einer Bauernfamilie bietet im übrigen wenig Abwechselung. Die Arbeiten, welche mit den Jahreszeiten gehen, wiederholen sich wie diese nach demselben stetigen Rhythmus; und wie auch die Geschicke fallen mögen, die gebieterische Nothwendigkeit führt den oft kummervollen Landmann zu Trost und neuem Hoffen immer wieder auf seinen Acker zurück. Denn

der Hof, dessen Pflege und Verbesserung füllen alle seine Gedanken aus. Was dem Italiener, Polen und Ungar die Befreiung, dem Deutschen die Einigkeit und Größe seines Vaterlandes, ist dem Bauer sein Hof. Für ihn arbeitet und strebt er, die Verbesserung und Vergrößerung desselben ist sein einziges Dichten und Trachten, und er selbst, seine Frau und Kinder stehen erst in zweiter Linie als Untergebene und Mitbeförderer der Majestät und Größe des Hofes.

Wie er jeden Verlust, welcher über ihn hinaus auch seinen Hof trifft, doppelt empfindet, so ist auch seine Anstrengung, diesen zu überwinden, eine mehrfache, indem alle Kräfte, über die er zu verfügen hat, zu diesem Zwecke aufgeboten werden. Neben der Zähigkeit des westfälischen Volkscharakters kommt ihm dabei das felsenfeste Vertrauen zur Hülfe, daß Gottes Segen seinen redlichen Bemühungen am Ende nicht fehlen werde. Sterbefälle unter dem Vieh, Misernten können ihn wohl beunruhigen, aber nicht entmuthigen. Jenen weiß er durch größere Umsicht, diesen durch die Erfahrung, daß die nächste Ernte gewöhnlich eine desto gesegnetere zu sein pflegt, und noch sorgfältigere Pflege seines Ackers zu begegnen.

Da der erste harte Verlust, welcher unseren Bekannten durch den Tod seines Erstgeborenen betroffen hat, durch einen an Zahl überwiegenden Ersatz gehoben ist, und die Söhne ihn, die Töchter seine Frau bei den

Arbeiten je nach ihren Kräften unterstützen, so sieht er die Blüthe seines Hofes immer mehr gesichert. Auch in seinem Wesen macht sich diese Zuversicht durch eine gewisse Behäbigkeit und sicheres Auftreten geltend. Man sieht es ihm an, daß er etwas auf sich hält, und wer will ihm den aus seinen Augen aufleuchtenden Stolz verargen, wenn er seine Gäste an den verbesserten Gründen (Aeckern) oder neugebauten Häusern entlang führt, oder in Gesellschaft seiner Genossen die Verbesserungen aufzählt, welche er mit seinem Hofe vorgenommen hat, selbst wenn die von ihm geführte Unterhaltung in eine überlegene Ruhmredigkeit ausarten will? Können wir doch einem solchen erfolgreichen tüchtigen Wirken unsere Anerkennung nicht versagen.

So ist auch unserem Bekannten manches Jahr voll von Sorge und Arbeit, aber auch nicht ohne Erfolge verstrichen. Sein Haar ist wohl allmählig grau geworden und sein Antlitz voll von Runzeln, aber seinem markigen Körper hat das Alter noch nichts anhaben können, und sein blitzendes Auge verräth die ungeschwächte, geistige Kraft. Da trifft ihn, den bislang kein Misgeschick hat beugen können, der zermalmende Schlag. Die treue Gefährtin seiner Sorgen, Mühen und Erfolge wird ihm durch den Tod entrissen. Es hatte wohl keine innige Zuneigung die beiden zusammengeführt, aber gemeinsame Sorge und Freude sie einander näher gebracht, und wie er in seiner Frau

die Mutter seiner Kinder verehrte, so hatte er in ihr die tüchtige Hauswirthin schätzen gelernt. Nachdem sie von ihm gegangen ist, findet er nirgends mehr den nöthigen Halt. Der Erbe hat geheirathet. Da nach dem Tode seiner Frau es überall im Haushalte an der leitenden Hand fehlte und ihm für den Sohn eine sehr gute Partie angestellt wurde, aber unter der Bedingung, daß er den Hof an ihn abtrete, so hatte er, um das reiche Heirathsgut seinem Hofe zuzuwenden, nicht nur in die Heirath, sondern auch in die gewünschte Abtretung des Hofes an seinen Erben gewilligt. Das junge Paar wirthschaftet nun selbstständig, und eine neue, unbequeme Verwandtschaft spricht überall mit darein. Er fühlt immer mehr, daß er überflüssig wird. Der Sohn, welcher früher in seine bessere Einsicht unbedingtes Vertrauen setzte, fragt ihn nicht mehr um Rath, oder weist den freiwillig gespendeten nicht eben sanft zurück. Er will sich nicht mehr am Gängelbande führen lassen und wird in dem Bestreben nach Selbstständigkeit von seinen neuen Verwandten unterstützt. Früher hatte der alte Bauer alles mit seiner Frau überlegt; sie war ihm eine unermüdliche Trösterin und Rathgeberin gewesen; jetzt spricht er in dem großen Himmelbette sein Morgen- und Abendgebet allein.

Mit dem Wirken verschwindet für ihn auch der Reiz des Lebens. Die Elasticität seines Körpers beginnt zu schwinden, und er empfindet selbst, daß, nach-

dem er zur Ruhe gekommen, seine Knochen durch die viele Arbeit steif und zur Arbeit untauglich geworden sind. Da auch jetzt noch das Heil des Hofes für ihn maßgebend bleibt und er nicht mehr für dasselbe wirken kann, so wünscht er abzuscheiden, damit er als unnützes Glied dem Hofe nicht zur Last falle. Sein Gang führt ihn dann und wann noch auf die Felder; diese, welche ihm seine Pflege so treu vergolten haben, ja treuer, als Menschen zu thun pflegen, bleiben seine einzigen Freunde. Aber auch diese Gänge sollen aufhören. Bei dem letzten Versuche kam er kaum über die Mitte des Gartens hinaus, da mußte er vor Schwäche schon wieder umkehren. Jetzt, da er selbst keine Freude mehr hat, noch anderen eine macht, ist es Zeit für ihn, von hier abzuscheiden. Und so legt er bald darauf seine arbeitsamen schwieligen Hände zum letzten Gebete zusammen, und die zitternde Brust haucht den letzten Seufzer aus.

Sobald der alte Bauer, selbst wenn er als Leibzüchter (Excolon) nicht in dem Bauern- sondern im Heuerhause (auf der Leibzucht) gestorben ist, so tritt die Pflicht an den Erben heran, den Verstorbenen mit allen seinem Stande gebührenden Ehren von dem Erbhause aus beerdigen zu lassen. Wie wir schon bei Beschreibung der vorangegangenen Familienfeste gemerkt haben, daß der Bauer diese dem Herkommen gemäß und mit allem Pompe zu feiern pflegt, so kennt er

auch bei Beerdigungen keine andere Rücksicht, als die, auch diese als ein Fest in der gebräuchlichen Weise nach außen hin möglichst ostentativ zu begehen.

Nachdem nun unter frommen Gebeten und in Beisein aller Hausbewohner, der nächsten Anverwandten und Nachbaren, welchen man das bevorstehende Ende kund gethan, der alte Bauer gestorben ist, beginnen sogleich die Anordnungen zu der demnächst stattfindenden Beerdigung. Das Absterben eines alten Menschen ist so sehr der Natur gemäß, daß den Anverwandten desselben eine darüber anzustellende lange Klage widersinnig erscheint. Auch unsere germanischen Vorfahren beendigten Klagen und Weinen rasch (Tac. Germ. Cap. XXVII.) Die schon auswärts verheiratheten Söhne und Töchter sind, ebenso der Erbe wohl betrübt. Jene fühlen sich am meisten verlassen, da das Band, welches sie an das Vaterhaus knüpfte, mit dem Tode des Vaters, dem schon die Mutter vorangieng, vollends zerrissen erscheint. Bei dem letzteren aber gewinnt der Gedanke, daß eine längere Lebensdauer sowohl dem gebrechlichen Vater, als auch ihm und seiner Frau, respective dem Hofe, zur Last gefallen wäre, bald die Oberhand, und so hat er, an den jetzt die Pflicht, dem hingeschiedenen Vater die letzte Ehre zu erweisen, d. h. ein großes Leichenbegängnis anzustellen, herantritt, sich bald gefaßt. Einer der Heuerleute wird zunächst beauftragt, die Leiche der Geistlichkeit anzusagen.

Er hat dem Leichenboten für alle drei Personen, für Pastor, Cantor und Küster weit über die Gebühren hinaus mitgegeben. Der Bote bringt dem Pastor die Nachricht wieder mit, wann die Beerdigung statt finden soll und darnach wird der Leichenbitter instruiert. Wir haben schon in der Sermonie des Hochzeitbitters das Versprechen vernommen, daß man: „Ehr richtig wier nafolgen will, et mogte fallen in Fröde or Troer.“ Dieser letzte Fall ist nun vorhanden, und so geht der Leichenbitter zu allen im Dorfe und den auswärts wohnenden verwandten und bekannten Familien (denn es soll das Gefolge möglichst groß werden), um sie zur Leichenfolge einzuladen. Zugleich werden diejenigen im Dorfe wohnenden Bauern, welche den Sarg tragen (unter dem Sarge gehen) sollen, noch besonders zu diesem Zwecke eingeladen.

Nachdem der Bauer mit seiner Frau am folgenden Tage bei einem Kaufmann die Trauer gekauft hat, welches im Ankauf von Trauergewändern für alle Hausbewohner, große und kleine, Knechte und Mägde mit eingeschlossen, besteht, Tischler, Maurer und Schneider bestellt sind, beginnen die eigentlichen Zurüstungen zur Beerdigung. Der Tischler, welcher aus dem Zusammenklingen seiner Sägen diesen Trauerfall vorausgesehen hat, ist auf der Diele beschäftigt, um aus den zu diesem Zwecke vorräthig gehaltenen Sargbrettern den Sarg herzustellen. Der Maurer übertüncht alle Wände von

neuem und kommt überall mit den putzenden und scheuernden Frauen in Collision. In der Stube aber sitzen die Aristokraten des Handwerkerstandes, die Herren von der Nadel, und nähen für Männer und Frauen, für alt und jung, Trauergewänder. Das Haupt des Leichenpersonals aber ist eine alte Frau, welche das Utkleen (Auskleiden), die Reinigung und Ankleidung der Leichen zu besorgen pflegt. Auch ihr ist ein Platz in der Stube eingeräumt, auf welchem sie das Leichenkleid näht, und außerdem Sorge trägt, den vom Erzählen schauriger Begebenheiten trocknen Mund nicht zu spärlich anzufeuchten.

In den Tagen, welche zwischen dem Absterben und der Beerdigung liegen, ruhen alle groben Arbeiten und auch die Kleinen sind während der Zeit vom Schulbesuch dispensiert. Diese, welche sonst nur draußen ihr Vergnügen zu suchen pflegen, haben jetzt im Hause nirgends Langeweile, denn bald werden sie in die Stube beordert, um sich das Maß zu neuen Kleidern nehmen zu lassen, bald treiben sie sich bei Maurer und Tischler auf der Diele umher, oder stehen den arbeitenden Frauen und Mädchen überall im Wege. An den Abenden stellen sich die Nachbaren und diejenigen aus dem Dorfe, welche für eine freie Zehrung schwärmen, zur Todtenwache im Leichenhause ein. Während in der geschlossenen Todtenkammer ein Licht brennt, sitzen sie mit den Angehörigen in der Stube.

Bei einer Pfeife Taback und dem oft kreisenden Glase wird eine lebhafte Conversation geführt, welche zunächst den Verstorbenen betrifft, dann aber sich auch auf alle anderen die Gesellschaft interessierenden Gegenstände ausbreitet. Wenn Tacitus im 27. Capitel seiner Germania berichtet, daß das laute Wehklagen für Frauen, für Männer das Gedenken schicklich sei, so möchte unsere heutige Todtenwache, wobei ja auch zunächst des Todten gedacht wird, wie auch die Schmausereien, auf welche wir später zu sprechen kommen, Erinnerungen an die oft mehrwöchentliche Bestattungsfeier unserer heidnischen Vorfahren sein.

An dem Begräbnistage erscheinen in dem Trauerhause die Mägde aller im Dorfe wohnenden geladenen Familien, um geschälte Gerste, Erbsen, Würste, Speck und Milch, die Ingredienzien zu der Mittagsmahlzeit zu bringen, welche in dieser ihrer Zubereitung herkömmlich beim Leichenbegängnis verzehrt werden soll. Die Bringerinnen werden mit Kaffee bewirthet. Gegen Mittag erscheinen die Trauergäste (Leichenleute) und werden durch den aus der Flasche fleißig spendenden Leichenbitter in der Hausthür empfangen. Mitten auf der Diele auf zwei Flachsbrechen (Flaßbraken) steht der Sarg. Der Deckel ist zurückgeschoben, so daß das Antlitz der Leiche unbedeckt bleibt. Wenn nun die Mittagsmahlzeit beginnen soll, so wird der Sarg auf die Seite gestellt, lange die Diele abreichende Tische

nehmen seinen Platz ein, an welchen sich die Gäste niederlassen, und ein uneingeweihter Zuschauer würde sich eher auf eine Hochzeit, als auf ein Leichenbegängnis versetzt glauben. Zunächst erscheint nun der Herr Lehrer mit den Schülern. Ersterer wird in die beste Stube genöthigt, wo eine für ihn bestimmte Flasche mit Wein nebst Glas und Backwerk auf dem Tische steht. Während der würdige Schulmonarch sich aufwarten läßt, werden die Tische von der Diele entfernt, der Sarg wieder in die Mitte gerückt und mit der Ankunft des Pastors beginnt die kirchliche Leichenfeier.

Es werden die auf dem Sargdeckel stehenden drei Lichter und die am Herde an dem Drehbalken (Weenhaken) hängende Lampe angezündet. Auch diese bleibt während der im Hause stattfindenden Leichenfeier brennen. Sobald aber letztere beendigt, der Sarg geschlossen ist und der Leichenzug mit diesem das Haus verläßt, wird das Licht ausgeblasen. Wie so manches, so mag auch dieses auf die heidnische Leichenfeier unserer Vorfahren zurückweisen. Die nun beginnende Leichenfeier wird dann und wann durch ein gackerndes Huhn oder durch das Gezwitscher der Rauchschwalbe unterbrochen, welche unermüdlich in das über dem Sarge an einen Balken angeklebte Nest ihr Futter trägt. Ja, jetzt sieht man es wieder deutlich, daß es damit seine richtige Bewandtnis hat, denn, wenn die Schwalbe an den sogenannten Leichbalken, den dritten von oben, unter

welchem bei Beerdigungen der Sarg zu stehen kommt, ihr Nest baut, so muß bald jemand im Hause sterben. Nachdem die Leichenfeierlichkeit im Hause beendigt ist, wird der Sarg hinten auf den vierspännigen Leichenwagen, welchen der Nachbar fährt, gehoben. Vorn nehmen auf demselben die nächsten weiblichen Verwandten, welche Trauerkappen, die sogenannten Hoiken tragen, Platz, und nachdem so alles zur Abfahrt bereit ist, bewegt sich der Leichenzug, welchen die singenden Schüler mit der Geistlichkeit eröffnen, dem Kirchhofe zu. Zunächst hinter dem Sarge gehen die nächsten männlichen Verwandten barhaupt. Die weiblichen Repräsentanten der geladenen Familien beschließen den Zug, in welchem die außerdörflichen Begleiter (Butendörper) sich durch das Tragen eines Stockes kennzeichnen. Nachdem die kirchliche Leichenfeier sowohl auf dem Kirchhofe als auch in der Kirche, wo am Ende der Predigt die vom Lehrer sehr künstlich abgefaßte Personalie, das curriculum vitae, vorgelesen wird, ihr Ende erreicht hat, wird die Bewirthung der Gäste in dem Wirthshause des Dorfes, in welchem die Familie beim Kirchgange ihren Verkehr hat, fortgesetzt. Diese besteht in dem Spenden des sogenannten Leichenbiers,*) an dessen Genusse sich alle Leichen-

*) An die Stelle des Biers, woher der Name, ist leider im Laufe der Zeit der Branntwein getreten. Nur in einzelnen Gemeinden kehrt man zu dem nicht leicht berauschenden, im Winter warm gemachten Biere zurück.

gäste lebhaft betheiligen, so daß auch hier der Eindruck eines Trauerfestes, da dieses in vielen Fällen in ein förmliches Trinkgelage ausartet, ganz verloren geht. Die nächsten Verwandten kehren nun noch wohl zum Trauerhause zurück, um vor ihrer Heimkehr noch eine Tasse Kaffee zu trinken.

Am andern Morgen beginnen wieder die Haus- und Feldarbeiten und alles geht seinen gewohnten Gang. Die durch den Tod des Familienhauptes entstandene Lücke ist wieder ausgefüllt. Seinen Platz am Tische, im Hause und auf dem Felde nimmt jetzt der Erbe ein; und da das bäuerliche Familienleben durchaus monarchisch ist, so erinnert die Weise, in welcher der Erbe allsogleich in alle Machtvollkommenheiten seines Vorfahren, wenn derselbe sich diese bis zuletzt bewahrt hat, eintritt, an den Ruf, welcher nach dem Tode des französischen Königs die Gemächer der Hofburg durchhallte: „le roi est mort, vive le roi!“

Volksaberglaube.

1. Thieraberglaube.

Unter den vielen Gestalten, in welchen der Volksaberglaube sich zeigt, ist der Thieraberglaube unter den Landbewohnern Westfalens der am meisten verbreitete. Es hat wohl kein Volk sich von jeher so eingehend mit den Geheimnissen der Natur, so liebevoll mit denen der Thierwelt beschäftigt, als das deutsche. So finden wir auch die letztere mit der deutschen Götterwelt auf das engste verknüpft. Das schnelle Roß ist dem Wodan heilig und das ihm geweihte Opferthier. Auf seinem heiligen weißen Rosse, von seinen Jagdhunden, den ungezähmten Wölfen, umgeben, braust er in wilder Jagd als Hakelberend (d. i. Mantelträger) durch die Lüfte. Rothe Böcke ziehen Donars Donnerwagen. Der rothglänzende Hahn und die Rauchschwalbe außer vielen anderen rothen Thieren, als dem Fuchs, dem Rothkehlchen, dem Eichhörnchen, sind dem Donnergotte heilig.

Auf einem von Kühen gezogenen Wagen fährt die mütterliche Göttin der fruchtsprießenden Erde, überall Ruhe und Frieden verkündend, durchs Land. Das Schwein, das fruchtbarste, üppigste Thier, ist ein dem Gotte Fro heiliges Opferthier, und Katzen ziehen den Wagen seiner Schwester Freya, der Göttin der Fruchtbarkeit und Wollust, des Behagens und Friedens, der Venus des Mittelalters.

Das Pferd, als das Lieblingsthier des ackerbauenden Volkes, ist in Sagen, Wappen und Giebelbildern überall vertreten, und wir sehen es in dem Thieraberglauben eine bedeutende Rolle spielen. In den osnabrückschen Wittekindssagen läßt der Held seinem Pferde, einem schwarzen Hengste, um die ihn verfolgenden Feinde zu täuschen, die Hufeisen verkehrt unterlegen; und als er dennoch durch Verrath bald gefangen worden wäre, rettete ihn sein treues Roß durch einen kühnen Sprung über ein Verhau, mit welchem die Franken den Weg im Hon gesperrt hatten. Nach seiner Taufe schenkte ihm Karl der Große ein weißes Pferd, welches nun anstatt des früheren schwarzen ins sächsische Wappen aufgenommen wurde und noch jetzt das Wappenthier der hannoversch-braunschweigschen Lande ist. Es liegt in diesem Tausche ein tiefer ethischer Sinn. Da das Heidenthum die Nacht-, das Christenthum die Tagfarbe trägt, so bedeutet die Verwandlung des schwarzen in ein weißes Wappenpferd, daß das Sachsenvolk aus der

Nacht des Heidenthums zum Lichte des Christenthums hindurchgedrungen war. Die Pferdeköpfe, in welche die hervorragenden Giebelbretter auf den westfälischen Bauernhäusern auslaufen, weisen auf die dem Wodan dargebrachten Pferdeopfer hin. Das Fleisch des dem Gotte geschlachteten Thieres wurde von den Opfernden verspeist, das abgeschnittene Haupt blieb dem Gotte geweiht und mochte auf eine aus den Wohnungen unserer heidnischen Vorfahren hervorragende Stange als Schutz gegen bösen Zauber aufgesteckt werden. Die christlichen Bekehrer eiferten mit aller Strenge gegen den Genuß des Pferdefleisches, der allgemein war, und so blieb derselbe bis auf die Neuzeit ausgesetzt. In dem Capitular von Paderborn von 785, welches Bestimmungen für die unterworfenen Sachsen enthält, heißt es im §. 21: „Wer an Quellen oder Bäumen oder in Hainen ein Gelübde thut oder etwas nach heidnischem Brauch darbringt und zu Ehren der bösen Geister speist, hat“ . . . (folgt die Strafbestimmung), und so mochte derjenige, welcher Pferdefleisch aß, leicht in den Verdacht kommen, den alten Göttern im geheimen noch anzuhangen, und sich deshalb den gewohnten Genuß lieber versagen. Unter den Geschenken, welche die alten sächsischen Provinzen des Königreichs Preußen bei Huldigungen darbringen, steht ein weißes Roß obenan.

Im Thieraberglauben hat das Pferd eine Licht-

und eine Schattenseite. Als edelstes Hausthier ist es allem abgeneigt, was den Hausbewohnern Schaden bringen kann. Wenn Hexen oder Gespenster im Hause weilen, so zeigen die im Stalle befindlichen Pferde dieses durch eine große Unruhe an. Ebenso verrathen sie beim Fahren oder Reiten durch Spitzen der Ohren und Scheuen, wenn ihnen etwas unrichtiges aufstößt, und sind weder durch Bitten noch mit Gewalt zu bewegen, eine solche Stelle, auf welcher es nicht richtig ist, zu betreten. Wenn jemand im Hause sterben muß, so schütteln und klappen sie mit den Ohren, als wollten sie ihre Misbilligung über das bevorstehende traurige Ereignis ausdrücken. Schon den alten Deutschen dienten weiße Rosse, welche auf öffentliche Kosten in den heiligen Hainen unterhalten wurden, zu Weissagungen (Tac. Germ. C. 10.) Den Hexen und dem Hexenwesen überaus abhold, haben sie am meisten von ihnen zu leiden. Nachts werden sie von solchen Unholden geritten. Man findet sie dann am andern Morgen in Schweiß gebadet und mit verwirrten Mähnen zitternd im Stalle stehen. Wenn ein Pferd bei der Feldarbeit stätig wird, so ist dieses ebenfalls einem bösen Zauber zuzuschreiben, dem man aber dadurch abhelfen kann, daß man mit dem Deichselhammer vor die Deichsel schlägt. Mit dem Schlage stürzt der Zaubermensch vor den Kopf getroffen nieder, und damit ist der Zauber gelöst, aber jenem auch das Leben.

„Neben der Landstraße waren einst Arbeitsleute auf einer Bauerndiele mit Dreschen beschäftigt. Als nun ein Frachtwagen vorüberfährt, fangen die Pferde vor demselben auf einmal an stätig zu werden, so daß der Wagen trotz Schelten und Schlagen des Fuhrmanns nicht aus der Stelle kommt. Als der nun merkt, daß ein Zauberer seine Hände mit im Spiele habe, legt er sich erst aufs Bitten, indem er zu wiederholten Malen ruft: „Laß los!“ Als aber sein Bitten nichts helfen will, denkt er: „Warte, dir will ich deine Tücke heimzahlen,“ ergreift den Deichselhammer und schlägt mit aller Gewalt damit vor die Spitze der Deichsel. Da stürzt einer der Dreschleute vor die Stirn getroffen urplötzlich todt zur Erde nieder.“

Die weiße Farbe des Pferdes ist unter den Landleuten die beliebteste, und so haben wir in dem Schimmel das bevorzugte, mit prophetischer Gabe ausgerüstete Wodansroß kennen gelernt. Als solcher erscheint es bei Feuersbrünsten, indem es mit rasender Eile mit seinem Reiter um das brennende Haus herumjagt und damit das Feuer wie durch einen Zauberkreis einschließt. Als schwarzes Pferd des wilden Jägers wird es mit seinem auf ihm durch die nächtlichen Lüfte brausenden Gotte zur Spukgestalt. „Ein Bauer, welcher nachts durch die Berge ging, hörte vor sich ein wiederholtes Hallohrufen. In dem Glauben, es werde um Hülfe gerufen, antwortete er auf den Ruf und hatte sich

damit den wilden Jäger, denn dieser war der Hallohrufer, welcher sich in der Gestalt eines Pferdes hinten aufhockte und ihm seine Vorderfüße über die Schulter legte, auf den Hals geladen. Er mochte sich nun abmühen, seine aufdringliche Last los zu werden, so viel er wollte, es gelang ihm dieses nicht, bis das Gespenst zuletzt den unter seiner Last Keuchenden von selbst verließ."

Neben dem Wodansrosse begegnet uns der ihm heilige Wolf in der Gestalt des Werwolfes.*) Menschen, welche einen Zauberriemen besitzen, können sich in Werwölfe verwandeln. Sie laufen als solche auf eine nahe Weide, holen sich ein Fohlen und verzehren dasselbe in der gierigen Weise des friedelosen Thieres, dessen Gestalt sie angenommen haben. „Einst saßen zwei Arbeiter im Felde und erwarteten das Mittagsbrod, welches ihnen gebracht werden sollte. Von diesen war der eine im Besitz eines Zaubergürtels. Dieses mochte der andere wissen und stellte sich schlafend. Alsobald verwandelte sich der erstere in einen Werwolf, lief zu einer nahen Weide und verzehrte eins der dort grasenden Fohlen. Als nun das Mittagsessen kam und der Fohlenfresser keinen Appetit hatte, ja sich

---

*) Das Wort bedeutet „Mannwolf" vom althochd. wer, Mann; vergl. vérevulf, englisch werewolf, griechisch λυκάνθρωπος.

über seinen Kameraden lustig machte, daß er einen solchen Hunger habe, antwortete ihm dieser: „Du kannst gut sprechen, ich habe auch kein Fohlen im Magen.“ Da merkte jener, daß er sich verrathen hatte, und entfernte sich mit wüthenden Blicken auf Nimmerwiederkehr.“

Den Wölfen reihen sich die Hunde an. Wenn der Gott mit Wölfen als seinen Jagdhunden durch die Lüfte braust, so zieht mit seinen giffenden Hunden und lautem Halloh der wilde Jäger durch den nächtlichen Himmel. In den Harzsagen begegnet uns der manteltragende Gott, Hakelberend, als Hackelberg und jagt mit seiner Plärrnonne auf seinen eigenen Wunsch bis zum jüngsten Tage in den höheren Regionen. In Westfalen heißt der wilde Jäger Jol-, Jo- und Jöljager, welche Namen die gespenstige tobende Erscheinung des wilden Heeres kennzeichnen sollen. — „Einst fiel aus solch' einem Zuge, als er mit vielem Gebrause und Getöse über den Wildemann auf der Büscherheide nach der Babylonie fuhr (siehe Bechstein's Sagenbuch Nr. 377), ein Hund vor der Einfahrtsthür nieder. Die Leute auf dem Wildemann nahmen ihn mitleidig ins Haus und gaben ihm zu fressen. Er hat aber nichts anrühren wollen, sondern immer gegifft. Nach einigen Tagen ist er, als wiederum ein lärmender Zug über den Wildemann hinwegfuhr, verschwunden.“ — „Einst hörte ein Knecht auf

dem Siemeringshofe zu Langen, welcher über dem Pferdestalle schlief, mit gewaltigem Halloh der Jäger und Gekläffe der Hunde den Zug durch die Luft ziehen. Uebermüthig öffnete er das Fenster und rief: „Giwt mi aff!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, als ein dunkler Gegenstand blitzschnell zu ihm durchs Fenster fuhr. Am andern Morgen erkannte er darin eine Mohrenhand, seinen gewünschten Antheil an der Jagdbeute. So viel Mühe sich nun auch die Leute auf Siemerings Hofe gaben, die Hand durch Bannen, Versenden, Verbrennen und Vergraben los zu werden, sie kehrte dennoch immer wieder auf Siemerings Erbe zurück, und seit der Zeit war Sterbgang im Hause. Wenn die Hand, welche sich einen alten Schrank als Aufenthaltsort ausgesucht hatte, sich darin rührte, so mußte einer im Hause sterben.“

Das treue Thier muß im Volksaberglauben meist als verkappter Höllengeist einherschleichen. Solchen Menschen, welche mit dem Bösen einen Pakt geschlossen haben, erscheint dieser meistens in der Gestalt eines feurigen Hundes und bringt ihnen Schätze. Nachdem er nachts oder auch am Tage bei ihnen verweilt, auch wohl gefressen hat, fährt er als ein glühender Binde- oder Heubaum wieder zum Dache hinaus. Wenn jemand einen solchen sogenannten Drachen irgendwo einfahren sieht, rasch hinzuspringt und einen Thürflügel oder auch nur die Hofpforte umhängt, so brennt selbi-

ges Haus auf der Stelle auf und der Drache in ihm. Man kann dem Drachen seinen Schatz, welchen er einem Günstlinge bringen will, auch abjagen; nur muß man Obacht geben, daß man dabei keinen Schaden nimmt: „Einstmals zog ein Drache über Weidenbäume hin, und man zwang ihn, seinen Schatz fallen zu lassen. Als man nun hinzutrat, um nachzusehen, hingen alle Zweige voller Rahm. Diesen hat er seinem Günstlinge bringen wollen, damit er hat buttern können."

„Ein Pastor, welcher arm nach Achelrien kam, wurde in kurzer Zeit mächtig reich. Das kam daher, daß ihm ein Drache, welcher durch den Schornstein zu fahren pflegte, Schätze brachte, die er jedesmal in einem Topfe, welcher auf dem Herde stand, vorfand. Einstmals wollte der Pastor seine Neugierde befriedigen und zusehen, wie der Drache das mache. Dieses war aber gegen die Verabredung. Da spie ihm der Drache zwei feurige Kugeln in die Brust, und man fand am andern Morgen den Pastor todt in seiner Wohnung liegen."

Auch solche Menschen, welche einen bösen Lebenswandel geführt haben, müssen nach ihrem Tode in der Gestalt eines Hundes geisten. So der ungerechte Schulte zu Nortrup: „Der ungerechte Schulte zu Nortrup hatte den Freischein zweier freien Jungfrauen, welche der Pastor zu Ankum als seine Mägde in Anspruch nahm, bei der Prüfung derselben aus Arglist ins

Feuer fallen lassen, so daß diese dennoch dienen mußten. Als der von dieser Zeit an siechende Schulte nun gestorben war, gieng er in dem Hause als schwarzer Hund mit glühenden Augen spuken, bis es einem Mönche gelang, ihn zu bannen. Er brachte ihn in einen Kasten, ließ ihn durch zwei kräftige Pferde wegfahren, konnte aber nicht verhindern, daß das Gespenst, welches sich immer schwerer machte, zuletzt durch den Wagen durchbrach und auf einer Wiese, Seelhorst geheißen, versank. Er erbat sich und erhielt die Erlaubnis, jedes Jahr um einen Hahnenschritt dem Schultenhofe wieder näher kommen zu dürfen." — Wo Hunde heulen, muß bald Jemand sterben.

Wir gehen jetzt zu den Thieren über, welche dem Gotte Donar heilig waren. Von den Böcken wissen wir zu berichten, daß sie zu Luftfahrten benutzt werden: „Einst fuhr einem Bauer aus Lintorf, welcher Weiden gestohlen hatte, auf dem Rückwege ein Bock zwischen die Beine und führte ihn zu einer unfreiwilligen Luftfahrt von dannen. Derselbe hat, wenn er auch unbeschädigt zur Erde kam, nachher doch keine Lust wieder verspürt, Weiden zu stehlen."

Vom Hahne haben wir schon bei den Festbräuchen gesprochen und gesehen, daß er bei den Frühlingsspielen eine Rolle spielt. Das Krähen des Götterhahnes, des Goldkamms, Gullinkambi, verkündet den Asen den Beginn des Kampfes, welcher mit dem Untergange der Weltordnung endigt. Bekannt ist, daß bei dem

ersten Hahnenschrei die Macht des Bösen ein Ende nimmt. So das böse nächtliche Walten des Teufels, welchen es verdroß, daß die Venner eine neue Kirche gebaut hatten. „Als vor vielen Jahren in Venne eine neue Kirche gebaut worden war, verdroß dieses den Teufel, und er beschloß, die Thür zu verschließen, damit keiner der Gläubigen das Gotteshaus betreten könne. Zu dem Zwecke nahm er einen gewaltigen Stein, befestigte sich denselben mit einer Kette auf dem Rücken und machte sich mit seiner Last eiligst nach Venne auf den Weg. Als er schwitzend und keuchend auf dem Venner Berge angekommen war, hörte er zu seinem größten Schrecken und Verdrusse einen Hahn im Venner Thale schreien. Wüthend über seinen verfehlten Anschlag stampfte er den Stein in die Erde, wo er jetzt noch steht und Süntelstein genannt wird, weil er zum Andenken der rettenden That sich jeden Morgen beim ersten Sonnenstrahl (plattd. Sünne) dreimal um seine Axe dreht. An dem Süntelsteine sind jetzt noch die Spuren der Kette und auf der einen Seite eine Vertiefung, welche der schwitzende Rücken des Höllengeistes eingebrannt hat, zu bemerken.“ *)

*) Der Sündel- oder richtiger Süntelstein leitet seinen Namen von dem Süntelgebirge her, zu welchem auch die Venner Berge gehören. Er gehört keinem Hünenbette an, steht isoliert, ragt über 13 Fuß aus der Erde hervor und scheint ein Opferstein zu sein. Die Sage feiert den Sieg des Christenthums über das Heidenthum.

Auch pflegt es den Gespenstern, welche irgendwo hingebannt worden sind, freizustehen, jedes Jahr um einen Hahnenschritt ihrem früheren Wohnorte wieder näher zu kommen. Diese Vergünstigung wurde auch, wie wir gesehen haben, dem ungerechten Schulten zu Nortrup zu Theil. Die figürliche Redensart „Jemandem einen rothen Hahn auf das Dach setzen" gehört ebenfalls hierher.

Der Fuchs, das dem rothbartigen Donar heilige rothe Thier, einer der Helden des Thierepos, ist beim Volke seiner Schlauheit wegen bekannt. Die Fuchsfarbe ist weder beim Pferde beliebt, noch rothes Haar beim Menschen gern gesehen, obgleich das röthliche Haar der deutschen Frauen bei den üppigen Römerinnen zur Kaiserzeit ein Modeartikel war. Von dem Pferdefuchs pflegt man zu sagen: „En Voß sunner (ohne) Tükke, dat is 'n Glücke!" und vor einem rothhaarigen Menschen mit den Worten „Truwe kinem Voß" zu warnen. Die dem Donar und der Göttin Ostara geweihten Ostereier, welche am Ostermorgen von den Eltern versteckt und von den Kindern gefunden werden, hat der Fuchs gelegt.

Eine wichtige Rolle im Volksaberglauben spielt die Schwalbe. Nicht die Steinschwalbe, welche zum Bau ihres Schlammnestes einen der vielen Vorsprünge am Giebel der Bauernhäuser wählt, ist der gottgeweihte

Vogel, sondern die vor der Brust roth gefärbte Rauchschwalbe. Diese baut in den Häusern selbst und wählt sich einen der vielen Balken auf der geräumigen Diele, um ihr Nest daran zu kleben. Entweder bleibt sie vorn bei den Ställen, wo sie durch die Tag und Nacht offen stehende obere Thür ihre Aus- und Einflucht leicht bewerkstelligen kann, oder sie wählt eine Stelle oben im Hause in der Nähe des Herdes. Hier halten sich im Unterschlage, dem Raume neben der Seitenthüre, wo im Sommer gegessen wird, unzählige Fliegen auf. Sie verläßt dann nur selten das Haus, erhascht ihre Beute, indem sie in einem weiten Bogen über die Herdstelle fliegt, und ruht auf einem der vielen Pflöcke aus, welche überall an den Balken und Stützen vorstehen. Da sie gern gesehene Hausgäste sind, so erleichtert man ihnen ihren Nestbau dadurch, daß man überall kleine Brettchen anschlägt, welche demselben die sicherste Unterlage bieten. Hierbei hütet man sich aber wohlweislich, ein solches an den Leichenbalken, den dritten von oben, so genannt, weil unter demselben bei Begräbnissen der Sarg zu stehen kommt, zu befestigen. Denn wenn an diesem ein Nest gebaut wird, so muß bald einer der Hausbewohner sterben. Wenn einmal muthwilliger Weise ein Nest zerstört worden ist, so nistet in solchem Hause nie eine Schwalbe wieder, wie viele Brettchen man auch anschlagen mag, um sie zum Nestbau zu verlocken. Weil aber ihr Nisten vor dem

Einschlagen des Gewitters schützt, so hütet man sich, sie zu beleidigen. Auch da, wo das Rothkehlchen nistet, schlägt der Blitz nicht ein.

Da wir nun einmal bei der Schwalbe verweilen, so wollen wir zugleich den anderen Hausfreund, den beliebten Frühlingsboten, den Storch, erwähnen. Dieser wählt vorzüglich gern die Firste der westfälischen Bauerhäuser, um darauf sein Nest zu bauen; und seine Erscheinung, wie er auf einem Beine, ein Bild der behaglichsten Ruhe, oben dasteht, gehört unbedingt mit dazu, um die gemüthliche Vorstellung eines westfälischen Bauernhauses, vorzüglich eines solchen in den Brüchen, zu vervollständigen. Die einsame Lage desselben, welches in seiner stattlichen Würde von alten Eichen umgeben daliegt, schützt ihn vor unbeliebten Störungen. Vor dem Gehöfte findet er in den Feldern reichliche Nahrung, und hinter demselben dehnen sich die schönsten Wiesenteppiche, zum Lustwandeln einladend, aus. Der anfangs etwas schwerfällige Flug erhebt sich über die hohen Eichenkronen hinweg, und dann wird derselbe durch nichts mehr behindert. Von den Hausbewohnern wird der Kommende freundlich empfangen, und die lieben Kleinen, die er ja alle kennt, denn er hat sie ja alle gebracht, jubeln ihm lärmend entgegen. Wo er sich sehen läßt, singen sie von einem Bein auf das andere hüpfend:

„Stork, Stork, Langebeen,
Häst dîn Vaar wol hangen sehn?
Tüsken de glönigen Tangen
Süste dîn Vaar wol hangen.
Da hängt dîn Vaar, da hängt dîn Vaar!"

oder:

„Stork, Stork, Langebeen,
Wann wult du wier ut den Lande tehn?"
„„Wenn de Roggen riepet,
Wenn de Wagen quiek seggt.""

oder:

„Stork, Stork, Steene,
Mit de langen Beene,
Heft en rohet Röcksken an,
De mî un dî (en Brörken or Süsterken) bringen sall."

Er selbst der liebe Gast bezahlt für die Herberge im voraus. Erst wirft er eine Feder, im zweiten Jahr ein Ei und im dritten, ein zweiter Abraham, ein Junges herunter. Wenn Störche im nächsten Frühjahr ihr altes Nest nicht wieder aufsuchen, so gilt dieses als eine böse auf Sterben gerichtete Vorbedeutung. Der Storch ist der Göttin Hulda, Holle, welche in der Tiefe der Brunnen neben den ungeborenen Kindern wohnt, heilig. Von ihr bekommt der Storch (der Kinderbringer nach Grimm) die Kleinen und bringt sie den Müttern.

Eine noch größere, fast rührende Aufmerksamkeit wird den Bienen erzeigt. Man rechnet diese klugen, fleißigen Thiere, deren geordnetes Staats-Hauswesen mit Recht so viele Bewunderung erregt, zu den eigentlichen Hausbewohnern. Es ist nämlich alte Sitte, daß beim Absterben eines Hausgenossen alle Hausbewohner, junge und alte, wach sein müssen. So werden denn mit den übrigen auch die Bienen geweckt, indem einer nach dem Bienenhause geht, an jeden einzelnen Korb anklopft und allen von dem bevorstehenden Trauerfalle Anzeige macht.

Kühe zogen den Wagen der mütterlichen Göttin der Erde, wenn sie Ruhe und Frieden verkündend über das Land fuhr. Diese nützlichsten Hausthiere sind vor allen von dem Zauberwesen böser, neidischer Menschen geplagt; und unzählbar sind die Mittel, um sie gegen solche zu schützen. Man läßt etwas Stahl in die Hörner legen, legt Erlenknollen in ein in den Grundbalken, über welchen sie hinwegschreiten müssen, gebohrtes Loch, oder legt eine Bahrte vor denselben. Neugeborene Kälber, auch Schweine und Fohlen treibt man, um sie vor Zauber zu schützen, durch ein rothes Stück Garn. Erinnert uns dieses nicht an die reinigende Kraft des Feuers (Nothfeuer)? Hat der Zauber dennoch gewirkt, so hat man auch dagegen die verschiedensten Mittel. Das einfachste ist, daß man vor Sonnenaufgang von dem Felde desjenigen, welchen man in Verdacht hat,

ein wenig Futter holt und der Kuh eingiebt; dann ist der Zauber gehoben. Wenn die Butter nicht kommen will, so nimmt man von dem Hause des Verdächtigen vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang, ohne ein Wort zu sprechen, ein wenig Stroh und legt dieses kreuzweise unter das Butterfaß. Dann kommt die Butter mit größter Leichtigkeit. Rothe Kühe gehen spuken: „Einst traf ein Schäfer zu wiederholten Malen, wenn er nachts zur Hürde gieng, eine rothe Kuh mit zwei rothen Kälbern auf derselben Stelle im Wege liegen. Auf Anrathen ließ er ein kleines silbernes Kreuz in seine Schippe setzen und schlug damit das nächste Mal auf Kuh und Kälber. Da verwandelten sich diese in eine ihm bekannte Frau und deren Töchter."

Damit wären wir bei dem Hexenunwesen angelangt, welches wir gleich ausführlicher behandeln. Dem Gotte Frô war das Schwein heilig. Wir haben schon früher die Beziehungen zwischen den Schmausereien am St. Nicolaustage und den heiligen Opfergebräuchen zu Ehren des scandinavischen Gottes Freyr besprochen. Schweine haben ebenfalls unter dem bösen Treiben der Hexen zu leiden. Wenn ein Schwein behext ist, so fließt beim Schlachten anstatt des Blutes Wasser und kann das arme Thier nicht zum Absterben kommen.

Doch nun zu den Hexen.

Obgleich es längst keine Hexenprocesse mehr giebt, so ist doch der Hexenglaube bei den Landleuten Westfalens noch tief eingewurzelt. Es giebt wohl kein Dorf, in welchem man nicht solche nachzuweisen vermag. Diese erscheinen uns insgemein in Katzengestalt, als die reinlichen und eitelen Thiere, welche den Wagen der Freya, der Göttin des Behagens und der Wollust, ziehen. Man sieht sie auf Gaffeln, Besenstielen, Sieben und anderem Hausgeräth reitend über Hecken und Zäune hinweg nach ihrem Tanzplatze eilen. Bei dem Ausroden einer Hecke, welche eine als Hexentanzplatz bekannte Wiese umgab, fand man verschiedene Leuchter, welche bei ihren Tanzbelustigungen gedient hatten: „Einstmals mußten die Einwohner auf der Rumpeshorst vor einer Anzahl Katzen, welche sie überfallen hatten, flüchten. Auf dem nahen Dorfe erbot sich ein alter Bauer, mit Namen Hinrich Volbert, sie zu bannen. Er gieng nach dem Bauernhause, machte um die Herdstelle einen Kreis mit Kreide und setzte sich in demselben an dem großen Kessel nieder, um Wasser zu kochen. Die Katzen kamen neugierig herbei, konnten aber nicht in den Kreis treten. Die erste lud der Bauer mit den Worten: „Lieb Kätzlein, setz' dich hier," zu sich heran. Diese setzte sich an den Kreis, indem sie vorher zu einer zweiten Katze mit einladenden Bewegungen gesagt hatte: „Lieb' Kätzlein, setz' dich hier, sagt Hinrich Volbert zu mir."

Als nun zuletzt alle Katzen um den Herd herum saßen und unterdes das Wasser kochte, schöpfte der Bauer von demselben und begoß damit die Katzen. Diese flohen nun heulend davon. Und am andern Morgen hatten fast alle alten Weiber im selbigen Dorfe Brandwunden." — Auch als Nachtmahren schleichen sie an die Betten der Schlafenden, um diese zu quälen. Man braucht aber nur den Namen Jesus auszurufen, und die Truden verschwinden. Auch in Hasengestalt treiben die Hexen ihr Unwesen. Wem ein Hase morgens früh quer über den Weg läuft, der hat am selbigen Tage kein Glück. Die Hasenscharte beim Kinde entsteht durch das Erschrecken der Mütter vor einem Hasen. Einstmals kamen einem Jäger, welcher auf dem Anstande an einem Kleestücke stand, sieben Hasen auf einmal, welche die wunderlichsten Sprünge vor seinen Augen aufführten. Da merkte er, daß es Hexen waren, und machte sich eilends davon. Ein anderer Jäger, welcher beherzter war, versuchte erst ihnen mit Blei beizukommen. Wie dieses aber nicht anschlagen wollte, nahm er seine silbernen Ohrringe, zerdrückte, lud sie und schoß damit. Da verwandelten sich die Hasen plötzlich in junge Mädchen. „Einstmals jagte der Herr von Langen mit seinen Freunden. Nach langem vergeblichem Suchen fanden die Hunde einen großen Hasen, welchen sie bis in die Nähe eines Bauernhofes verfolgten. Hier rief ein kleiner Bauern-

junge hinter der Hecke hervor: „Moor, loop't, de Langensken Hunde sin achter ju!“ Der Hase schlüpfte durch das Hühnerloch ins Bauernhaus, und als bald darauf die Jäger ins Haus traten, fanden sie ein altes Mütterchen athemlos und keuchend am Herde sitzen.“

Böse Geister, welche gebannt worden sind, kommen jedes Jahr dem Orte, in welchem sie früher gehaust haben, um einen Hasensprung näher. So der Böse an dem Bache zu Bersenbrück. „Es hauste vor vielen, vielen Jahren der Böse in dem Bache zu Bersenbrück. Als die Nonnen des dort gestifteten Klosters ein Stauwerk in demselben anlegten und eine Mühle daneben bauten, wollte er, auf sein älteres Recht pochend, das nicht leiden, sondern zerstörte des Nachts, was jene am Tage mit vieler Mühe wieder hergestellt hatten. Da riefen die Nonnen einen Pater zur Hülfe. Dieser bannte ihn mit dem Kreuze, mußte ihm aber vergönnen, daß er alle Jahre um einen Hasensprung wieder näher kommt.“

Wie überall, so findet sich auch in Westfalen bei dem Hexen- und Zauberwesen die Eigenthümlichkeit, daß die Zauberer von dem Bösen, welchem sie ihre Seele verschrieben haben, Schätze erhalten, wie der Pastor zu Achelrien, die Hexen aber arm bleiben und außerdem überall geschunden und verspottet werden. Es

muß bei ihnen also der Reiz ihres Standes nur in der Macht liegen, Böses verüben zu können.

Nun wollen wir noch die Thiere nennen, welche im Volksaberglauben ebenfalls eine Rolle spielen. Die Sage vom Specht, daß er die Springwurz aufzufinden weiß, ist auch bei uns bekannt. Man breitet unter dem Baume, in welchem ein Spechtnest sich befindet, ein rothes Taschentuch aus, um die Springwurz aufzufangen. Es wird dem Leser bekannt sein, daß der Specht das vorher absichtlich zugekeilte Nest mit der herbeigeholten Springwurz zu öffnen kommt, sie aber fallen läßt, wenn er das rothe Taschentuch unter dem Baume erblickt. Mit dieser nun kann man Berge, verschlossene Thüren u. s. w. öffnen, um die in und hinter denselben verborgenen Schätze zu heben: „Es hatte einst ein Schäfer, welcher in der Nähe der Babylonie, eines Berges nicht weit von Lübbecke, in den sich Wittekind nach der unglücklichen Schlacht im Wittenfelde mit allen seinen Wappnern verwünschte, seine Schafe hütete, von einer weißgekleideten Jungfrau, die an ihn herantrat, eine Springwurz mit dem Bedeuten erhalten, sich damit durch eine Thür, welche er früher nicht gesehen hatte, einen Weg in den Berg zu bahnen. Der Schäfer befolgte die Weisung und trat in den Berg ein. Hier kam er, indem er einen Gang verfolgte, in einen von einem Karfunkel erleuchteten Saal, worin zwei ebenfalls weißgekleidete Jungfrauen

saßen, welche ihn einluden, aus den sieben mit Gold und Silber gefüllten Töpfen, die vor ihnen standen, sich die Taschen zu füllen, ihn aber wiederholt ermahnten das Beste nicht zu vergessen. Dieses ließ sich der Schäfer nicht zweimal sagen, sondern wühlte immer eifriger in den Schätzen, um ja das Beste herauszufinden. Als er alle Taschen voll hatte, verließ er den Saal und Berg, hatte aber doch das Beste darin zurückgelassen, nämlich die Springwurz. Denn mit dieser hätte er, so oft er wollte, wiederkehren können. Als er nun durch die Thür ins Freie geht, wird diese so heftig hinter ihm zugeschlagen, daß ihm beide Fersen verwundet werden. Diese aber haben nicht wieder heilen wollen."

Die Elster ist ein Unglücksvogel; wo die Elster schreit, giebt es bald Streit unter den Nachbaren oder einen Sterbefall unter dem Vieh; eben so, wenn Hühner schreien. In diese Kategorie gehört auch der kleine Kauz, Leichhuhn genannt. Wo das Käuzchen gegen die erleuchteten Scheiben einer Krankenstube mit den Flügeln schlägt, muß der darin liegende Kranke bald sterben. Wer das Herz eines Käuzchens, ohne es zu wissen, bei sich trägt, hat Glück im Gewinnen, sei es beim Kartenspiel, Würfeln oder Verlosen. Eine eben so unliebsame Erscheinung wie das Leichhuhn ist der Holzwurm, welchen die Landleute Todtenuhr nennen. Wo die Todtenuhr geht, muß in dem Hause bald jemand sterben.

Zuletzt noch müssen wir die Schnaken erwähnen, welche in doppelter Eigenschaft, als gute und böse Hausgeister, vorkommen. Es sind Schlangen, die in den Viehställen hausen. Schlangen spielen in Mythe, Sage, Märe und Fabel eine bedeutende Rolle. Die große Weltschlange des Nordlandmythus, Jormungandur, die Schlangenkönige, die Schlangenjungfrauen und die Hausunken, zu welchen unsere Schnaken gehören, sind in ihnen in Menge vertreten. Die guten Schnaken sind zufriedengestellt, wenn die Mägde sie aus den Milcheimern tränken, und bringen dem Hause, in welchem sie sich aufhalten, Glück und Segen. Wenn die Mägde sie beim Melken nicht bedacht haben, so werfen sie ihnen die vollen Milcheimer um. Die bösen Schnaken gehören zu den Drachen. Sie tragen gleich den Schlangenkönigen goldne Kronen, welche sie ab und an fallen lassen. Ihre Hauswirthe, welche diese auflesen, werden reich, haben aber für ihr Seelenheil schlecht gesorgt.

Auf den Untergang der Welt mit dem Göttergeschlecht, welches im Bruderkriege zu Grunde geht, hat zuguterletzt ein Spruch Bezug, in welchem der Kiebitz angerufen wird und mit dem wir den Thieraberglauben schließen wollen:

„Kîwit, wo blîw ick,
Wenn de Welt vergeht
Un nix mehr steht?“

2. Sonstiger Aberglaube.

Abergläubische auf Leben und Sterben gerichtete Beziehungen sind in Westfalen außer den vorhin von mir im Thieraberglauben angegebenen äußerst mannigfaltig. Wenn Kinder Begraben spielen, wenn das Kleppen mit dem Schlagen der Thurmuhr zusammenfällt, wenn in einer Zimmermanns-Werkstatt die Sägen aneinander schlagen, oder wenn die Glocken einen ungewöhnlich hellen Klang haben, so muß im Orte bald jemand sterben. Wenn die Träger, welche die Bahre nach dem Leichenhause holen, diese, um sich auszuruhen, vor einem andern Hause niedersetzen, wenn aus demselben ein gespenstischer Leichenzug hervorkommt, wenn man auf der Hausflur über einen unsichtbaren Gegenstand (einen Sarg) stolpert, wenn man die auf dem Boden befindlichen Sargbretter klappern hört und ein Huhn einen Strohhalm quer über dem Schwanze tragen sieht, so kann man aus diesen Anzeichen schließen, daß in dem Hause bald jemand sterben wird. Wenn in dem Hause, in welchem sich ein Kranker befindet, die Hausuhr plötzlich stehen bleibt, so wird jener nicht wieder genesen, eben so wenig, wenn einem andern Familienmitgliede unter einem Nagel eine Blume wächst. Mit dem Verschwinden oder Zurückwachsen der Blume wird auch dem Kranken das Leben schwinden. Bekannt ist, daß die Zahl Dreizehn bei Tischgesellschaften eine Unglück bringende ist. Von den dreizehn Personen muß

diejenige noch im Verlaufe des Jahres sterben, welche dem Spiegel gegenüber sitzt. Ein Kind, welches eine blaue Färbung an der Nasenwurzel hat, ist fege (niedersl.; angels. faeg, schwed. fêg, dän. feig, niederl. vuig, dem Tode nahe), d. h. ein solches wird nicht lange mehr leben, da es, wie man zu sagen pflegt, seinen Sarg schon auf der Nase trägt. Ein Säugling, welcher außergewöhnlich früh lacht, lacht sich in den Himmel. In das für ein Kind bestimmte Todtenhemd darf keine Mutterthräne fallen, sonst erscheint das Kind in der nächsten Nacht vor dem Bette der Mutter, um ein trocknes Hemdchen zu fordern. Die Fäden, womit die Todtenhemden genäht werden, dürfen keine Knoten haben. Wenn der Maulwurf in einem Acker große Haufen wirft, so kann sich der Besitzer desselben auf seinen baldigen Tod gefaßt machen. Eben so wird, wenn auf der Diele oder in einer Kammer der Maulwurf wirft, in demselbem Hause bald jemand sterben. Unter den Spinnern gilt die Regel, daß derjenige, welcher an einem Sonnabend rein abgesponnen, die Spule leer, das Bind und das Stück voll hat, bald sterben muß. Daß derjenige unter den Hausbewohnern, dessen unter der Decke befestigter Donnerkrautstengel welkt, bald sterben muß, ist schon in den Festbräuchen erwähnt worden. Wenn man den Storch zum ersten Male stehend erblickt, so wird man dasselbe Jahr hindurch leben, wenn aber fliegend, so wird man in dem-

selben Jahre noch sterben. Auch muß man, wenn man den Storch zum ersten Male fliegend erblickt, in demselben Jahre viel wandern, wenn sitzend, viel sitzen, wenn stehend, viel stehen. Die Person, welche, indem man gerade von ihr spricht, in das Zimmer tritt, ist nicht fege. Ebenso werden zwei Personen, welche zu gleicher Zeit denselben Gedanken aussprechen, noch ein Jahr zusammen leben. Wenn Jemand den Kuckuk zum ersten Male hört und, indem er laut die Frage aufwirft: „Kuckuk, wie lange steht meine Wallfahrt?" — die Rufe desselben zählt, so kann er aus der Zahl derselben schließen, wie lange er noch zu leben hat. Trägt er zugleich Geld in der Tasche, so wird ihm dieses das ganze Jahr hindurch nicht ausgehen; — wahrlich, eine herrliche Sache! Endlich wird man noch so viele Jahre leben, als man am Osterabend Osterfeuer erblickt.

Unter den sogenannten Elementen hat das Wasser, welches am Ostermorgen früh geschöpft wird, eine heilende Kraft. Das Nothfeuer ist als solches in Westfalen nicht bekannt: dagegen treibt man junges Vieh durch ein rothes Stück Garn, welche Procedur ebenfalls eine reinigende Kraft auf jenes ausübt. Wenn man eine Sternschnuppe fallen sieht, soll man rasch ein Vaterunser beten. Auch wird der Wunsch (Gott Wodan, der Segenspender, heißt auch schlichtweg „Wunsch"), welchen man in diesem Augenblick denkt, gewährt. Feuerkugeln sind Drachen, welche in

irgend ein Haus niederfahren, um ihren Günstlingen Schätze zu bringen. Beim Abbrennen der Osterfeuer (Gott Donar, welchem die Osterfeuer angezündet wurden, macht die Erde fruchtbar, indem er Donner und Blitz, Wind und Regen mit heiterem Wetter abwechseln läßt) sorgt man durch Schlagen auf das Feuer, durch Umhertragen der Brände dafür, daß die Funken weit über die angrenzenden Aecker fliegen, um diese dadurch fruchtbar zu machen. Als Donnerkeil (Donar's Hammer) fährt der Blitz nieder, und jener, wenn er aufbewahrt wird, schützt wiederum vor dem Einschlagen des Gewitters. Brennende Kohlen zeigen einen Schatz an, ebenso die Mistel, bekannt in dem skandinavischen Mythus als die Pflanze, welche die Ursache von Balder's Tod wurde. Es liegt unter dem Baume, auf welchem eine Mistel angetroffen wird, ein Schatz begraben. Wo auf einem Dache die Hauswurz (Sempervivum tectorum) wächst, da schlägt der Blitz nicht ein. Man sucht deshalb in kleinen mit Erde gefüllten Kästen oder Holzschuhen die schützende Hauswurz auf den Dächern anzupflanzen. Als Feuermänner müssen diejenigen nach ihrem Tode geisten, welche in ihrem Leben Grenzsteine verrückt haben. „Einstmals spukte ein solcher Feuermann auf der Remesloh an dem Heerwege, welcher von Osnabrück nach Minden führt, und rief immerfort: „Wo soll ich ihn lassen?“ womit er den Grenzstein, welchen er bei seinen Lebzeiten verrückt hatte

und jetzt nach seinem Tode zur Strafe tragen mußte, meinte. Ein Fuhrmann, welcher vorüberfuhr und diesen Ruf hörte, antwortete: „Wo du ihn hergeholt hast!“ und damit war der Feuermann erlöst.“

Die Luft, der gedachte Raum zwischen Himmel und Erde, ist der Aufenthaltsort der Seelen solcher Kinder, welche ungetauft gestorben sind. Bei hellem Sonnenschein kann man sie als Sonnenstäubchen in der Luft tanzen sehen. Auch den Glocken, welche nicht getauft sind, widerfährt von dem Bösen manches Unheil. „So entführte er die Glocken von dem neugebauten Thurme zu Damme und fuhr damit unter schrecklichem Getöse in „dei deipen Pöhle“ zwischen Hunteburg und Börden. Seit der Zeit lassen die Leute die Glocken taufen. Am heiligen Christfest, wenn die Glocken zur Kasuchte, d. h. dem Frühgottesdienst am Weihnachtsmorgen, (von Kerzen und Uchte, Morgenfrühe), läuten, dann läutet der Teufel, um die Christen zu verhöhnen, mit seinen Glocken in den deipen Pöhlen.

Was die Erde anbetrifft, so ist der grausame Rasenzauber hierherzuziehen. Wenn man den Fußstapf eines Diebes, der sich in den nassen Rasen abgedrückt hat, ausschneidet und ins Wasser hängt, so muß der Dieb binnen dreien Tagen sterben. Unter den Himmelskörpern spielt der Mond im Aberglauben eine bedeutende Rolle. Wenn zwischen Neumond und erstem Viertel die ganze Mondscheibe deutlich zu sehen ist,

oder wie der Landmann sich ausdrückt, to dull schient, so passiert bald ein Unglück. In den Vannen, d. i. die Zeit zwischen Vollmond und Neumond, ist gut säen und pflanzen. In den Vannen gewaschenes Zeug bekommt nicht leicht Ungeziefer. Der Name ist nicht schwierig vom angels. und alts. van, welches abnehmend bedeutet, herzuleiten. Man ist hier versucht, an die Vanen, die mütterliche Göttin der Erde, die Nerthus des Tacitus, und die Geschwister Fro und Freya, die Gottheiten der Fruchtbarkeit und des Ackersegens, zu denken.

Auf die Wochentage und Jahreszeiten haben folgende Regeln und abergläubische Bedenken Bezug. Unter den Wochentagen ist der Sonntag denen, die an diesem Tage geboren werden, Glück bringend. Wenn das Sonntagskind unter der Kirchzeit geboren ist, so muß es die sehr unangenehme Eigenschaft, Leichenzüge, Hausbrände, sogenannte Vorgeschichten sehen zu können, mit in den Kauf nehmen. Wenn ein solches Sonntagskind auf dem Kirchwege geht und einen gespenstischen Leichenzug kommen sieht, so weicht es vorsichtig aus. Diejenigen, welche mit ihm überweg gehen und seine Warnung, auf die Seite zu gehen, verlachen, fallen unsanft auf die Nase. Und damit hat es folgende Bewandtnis. Erst treten jene auf die Deichsel, gehen über diese bis auf den Wagen, schreiten über den Sarg hinweg, und wenn sie an das Ende des

Wagenbrettes gekommen sind, müssen sie fallen. Wenn man an einem Sonntage in der Kirche durch einen Kranz von Hederich sieht, kann man die unter den Kirchleuten sitzenden Hexen daran erkennen, daß sie dem Altare den Rücken zuwenden.

Montag und Freitag (Fridag — Tag der Göttin Freya — dies Veneris) sind Unglückstage. An ihnen soll man nicht auf Reisen gehen. Montag wird nicht wochenalt. Auch die Schulen auf dem Lande fangen nach alter Sitte nicht am Montage, sondern erst am Dinstage an. Dinstag (Ziestag — Tag des Gottes Ziu — dies Martis) und Donnerstag (Donars Tag, Donar, der Beschützer der Menschheit — dies Jovis) sind glückbringende Tage. An ihnen werden meistens Hochzeiten geschlossen.

Am Mittwoch (Gode-, Wode-, Wodans-Tag, im gewöhnlichen Leben Goensdag geheißen) gehen die Dienstboten nicht gern zu, treten an diesem Tage ungern ihren Dienst an, weil sie, wenn sie dieses thun, nicht lange bei ihrer neuen Herrschaft bleiben werden. Am Sonnabend Abend, besonders am Christ- und Neujahrsabend, muß alles rein abgesponnen werden. Auch die gespenstige Mohrenhand in Siemering's Hause zu Langen hat nicht gelitten, daß die Mägde am Sonnabend Abend gesponnen haben.

Von den Witterungsregeln will ich nur einige anführen. „Wenn im Winter viel Schnee fällt, so giebt

es ein gutes Flachsjahr.“ Der Flachs wird so lang werden, wie die an den Häusern hängenden Eiszapfen es sind. Diese Regel wird für uns bedeutsam, wenn wir uns erinnern, daß die Göttin der Erde in der Gestalt der Frau Holle die Beschützerin des Flachses, die Belohnerin des häuslichen Fleißes, des Spinnens, ist. Denn von ihr sagt man, daß, wenn es schneit, Frau Holle ihr Bett macht und daß die niederfallenden Schneeflocken die beim Schlagen der Betten umherfliegenden Bettfedern der Frau Holle sind. „Lichtmessen hell und klar, Giebt ein gutes Flachsjahr.“ „Märzenstaub ist Goldes werth.“ „Stillen Freitags Regen ist lavelauſt,“ d. h., wenn es am stillen Freitag regnet, wird den ganzen Sommer hindurch viel Regen fallen, dieser aber keinen Nutzen bringen, ohne Labung, Erquickung sein. In der Charwoche soll man keinen Flachs säen. „Wenn Christus im Grabe naßregnet, so giebt es einen nassen Sommer; wenn Christus im Grabe die Füße frieren, so wird es noch sechs Wochen hindurch frieren; eben so wird der Wind, der an dem Morgen, an welchem Christus aufgestanden ist, weht, noch sechs Wochen wehen.“ Im Märzenwahl oder in den Märzen v a n n e n muß das gesäet werden, was nicht faulen soll. Märzenbier wahrt, hält sich lange. „Wenn Johannis ein heißer Tag ist, so giebt es einen kalten Winter.“ „Wenn es Jakobi regnet, so fallen die Eicheln leicht ab.“ „Wenn der Eichapfel

eine Fliege enthält, so bedeutet dieses Krieg, wenn einen Wurm, theure Zeiten, wenn eine Spinne, pestartige Seuchen. Wird Martini der Kohl naß, dann erfriert er."

„Schwarze Weihnachten, weiße Ostern." „Die Witterung in den Zwölften bestimmt die Witterung der einzelnen Monate im folgenden Jahre."

---

3. Das christliche Kreuz und der Hammer des Gottes Donar.

Es ist in dem Aufsatze über Volksaberglauben erzählt worden, daß unsere heidnischen Vorfahren auf eine aus ihren Wohnungen hervorragende Stange den Kopf eines dem Wodan geopferten Pferdes als Schutz gegen den bösen Zauber aufzustecken pflegten, und daß von diesem Gebrauche die in Pferdeköpfe auslaufenden Giebelbretter der westfälischen Bauernhäuser herrühren mögen. Einen ähnlichen Schutz gegen den bösen Zauber gewährte unseren heidnischen Vorfahren der über den Thüren aufgehängte Mistelstrauch, welcher von den Priestern mit goldenen Sicheln abgeschnitten und vorsichtig mit Tüchern aufgefangen wurde, da er die Erde nicht berühren durfte. Der Donnerbart, auch Hauswurz genannt, wurde gern auf den Häusern oder in deren Nähe gesehen, weil er vor dem Einschlagen des Blitzes

schützte, und Karl der Große, der Schwertapostel, befahl sogar, nicht ganz frei von diesem abergläubischen Bedenken, die Anpflanzung des schützenden Krautes. Eine noch allgemeinere, als jenem dem Donar geweihten Donnerbarte, wurde dem Hammer, der Waffe des Gottes zugeschrieben. Der mit einem kurzen Stiele versehene Hammer hatte die Form des Kreuzes, und wir finden ihn in dieser Gestalt auf den Runensteinen abgebildet. Es war somit den nordischen Völkern das Zeichen des Kreuzes schon in der vorchristlichen Zeit heilig, indem man damit eine religiöse, vielleicht mystische Bedeutung verband. Die symbolische Bedeutung des christlichen Kreuzes verdrängte das heidnische, ohne jedoch alle Reminiscenzen an dasselbe in dem Volke verbannen zu können. Da es dem christlichen Glauben bis auf unsere Zeit nicht hat gelingen wollen, den heidnischen Aberglauben zu verdrängen, so mußte unter den Schutzmitteln gegen den in diesem begründeten bösen Zauber die heilige Waffe des Gottes ihre bedeutsame Rolle fortspielen. Und wir werden in Folgendem sehen, daß dieses wirklich der Fall ist, ja sogar, daß der heidnische Aberglaube das christliche Kreuz gezwungen hat, in die Reihe der Schutzmittel gegen den bösen Zauber mit einzutreten, wenn er auch artig genug war, ihm hier die erste Stelle einzuräumen, wo es denn bald als Zeichen des Ueberwinders des bösen Feindes, des Teufels, in christlich-dämonologischem Sinne gegen

die Macht desselben schützt, bald als heidnisches Schutzmittel die Form des gottgeweihten Hammers in seiner Gestalt verbirgt. In anderen Fällen stehen beide Zeichen, der Form nach deutlich von einander unterschieden und in ihrer schützenden Kraft sich unterstützend, friedlich neben einander.

Zwischen den oben beschriebenen Pferdeköpfen der westfälischen Bauernhäuser sehen wir nicht selten ein Kreuz hervorragen und die schützenden heidnischen Götterzeichen in seine Hut nehmen. Im alten Engerlande finden wir anstatt der Pferdeköpfe Säulen, welche die Giebel der Bauernhäuser schmücken. Da hier unter den Säulen das christliche Monogramm J. N. J.: Im Namen Jesu, steht, auch die geräuschvolle Aufrichtung des mit den buntesten Farben geschmückten Geckes, wie das Volk die Säulen nennt, diesem eine gewisse Bedeutung verleiht: so hat man auch in ihnen eine heidnische Reminiscenz zu finden versucht und eine Nachahmung der von Karl dem Großen im Jahre 772 bei dem Eresberge an der Diemel zerstörten Irmensäule vermuthet. Da, wo die heidnischen Vorfahren den Mistelstrauch als Schutzmittel gegen den bösen Zauber aufhiengen, malen unsere Landbewohner überall an den Haus- und Stallthüren Kreuze an und glauben sich und ihr Vieh unter dem Schutze derselben vor der Macht des Bösen sicher, da dieser die unter dem Zeichen seines Ueberwinders stehenden Schwellen nicht

zu überschreiten vermag. Aber auch der Hammer des Gottes Donar hält in der Form einer Bahrte vor den Ställen Wache, und so stehen die Bewohner derselben unter gedoppeltem Schutze. Das Schlagen des Kreuzzeichens schützt gegen die Macht des Bösen, welcher nach Mitternacht gern an unheimlichen Orten sein Unwesen treibt; und wenn der erschreckte Wanderer dabei die Namen der heiligen Dreifaltigkeit ausruft, so kann ihm kein Gespenst, mag es nun ein großer, schwarzer Hund mit feurigen Augen und langer nachrasselnder Kette, oder ein in anderer Verkleidung einherschleichender Höllengast sein, etwas anhaben. Wir haben gesehen, daß das von dem Dache des verdächtigen Zauberers vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang genommene Stroh kreuzweise unter das Butterfaß gelegt werden muß, damit der Zauber gehoben werden und die Butter kommen kann. Auch der dort erwähnte Schäfer ließ ein silbernes Kreuz in seine Schippe setzen, um die ihm zu wiederholten Malen zur Nachtzeit im Wege liegende rothe Kuh in eine ihm bekannte Frau und die daneben liegenden zwei rothen Kälber in deren beide Töchter, welche sämmtlich Hexen waren, zu verwandeln.

Eine für die westfälischen Landbewohner wichtige Lebensfrage ist das Gedeihen des Flachses und die Güte des Gespinnstes, da die Verarbeitung desselben zu dem sogenannten Löwendlinnen zu ihren einträglichsten Be-

schäftigungen während der Winterzeit gehört. Es läßt sich erwarten, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, um den bösen Zauber von dem Flachse und Gewebe fern zu halten. Sobald der ausgesäete Flachssamen eingeharkt ist, werden auf dem wegseitigen Ende des Ackers drei Kreuze mit der Harke eingedrückt, damit die den Weg entlang kommenden Hexen den Acker nicht betreten können. Wenn nun auch das Gedeihen des Ackers und Gespinnstes unter dem Schutze der Frau Holle, der gütigen Erdenmutter, stand, so war Gott Donar doch zu sehr der Förderer des Ackerbaues und der Freund der ländlichen Bevölkerung, als daß er einem Hauptnahrungszweige derselben hätte fern stehen sollen. Außerdem fand bei Grenzbestimmungen der Wurf des Hammers statt, so daß dieser nothwendig seine Gestalt dem Boden eindrücken mußte, und so war das schützende, heilige Zeichen da, welches vielleicht auch schon in der vorchristlichen Zeit verdreifacht wurde. Denn die Zahl drei war vorzugsweise den Celten eine heilige, und auch heute noch glaubt der Landmann, daß in eine Gesellschaft von drei Personen, welche sich in der Form eines Kleeblattes zu einander setzen, die Unheil sinnenden Hexen nicht eintreten können. Auch an den Webstühlen werden Kreuze angebracht, damit die Fäden nicht zerreißen oder das Garn vom Garnbaume abschurren kann, was ebenfalls ein Werk der Hexen ist und nicht von dem schlechten Gespinnste oder

der Unachtsamkeit derjenigen, welche das Garn aufziehen, herrührt. Da nun zwischen den Hebeln und dem Garnbaume die am meisten bedrohte Stelle sich befindet, so wird hier ein liegendes Kreuz auf dem Aufzuge befestigt.

In dem nordischen Thormythus wird der dem Gotte von dem Frostriesen Toser geraubte Hammer jenem, welcher sich als Braut verkleidet zu diesem begeben hatte, auf die Kniee gelegt, um so die Brautleute zu weihen und sie nach ehelicher Sitte zusammenzugeben. (Wie der Gott seinen Hammer erkannte, ergriff er ihn und erschlug den Riesenkönig und sein ganzes Geschlecht, und darunter ist der Sieg des Frühlings über den Winter verstanden.) Es war Donar zugleich ein Gott der Ehe; an seinem, dem Donnerstage, werden in Westfalen vorzugsweise gern die Hochzeiten gefeiert; und an den Tagen, an welchen früher das Kreuz des Hammers die heidnischen Brautleute weihete, segnet jetzt der Priester die christlichen Brautleute mit dem Zeichen des Kreuzes. Wie unter der zermalmenden Kraft des von der Gottesfaust geschwungenen Hammers die Frostriesen weichen und sich überall die Blumen in ihren leuchtenden Farben erheben, so sprießt unter Hammerschlägen, begleitet von christlichen Segenssprüchen, die steinerne Blumenpracht der deutschen Dome zu Nutz und Frommen der Christenheit empor. Die von den Landleuten aufbewahrten Donnerkeile (es sind dies steinerne Werkzeuge der Celten), welche nach ihrer Meinung aus der Ge-

witterwolke auf die Erde niedergefahren, sind, wenn sie auch einmal tödten oder zünden, doch vorwiegend segensreiche Geschenke des gütigen Gottes. Denn abgesehen davon, daß der mit den Keilen niederprasselnde Regen die Erde befruchtet und die dürstenden Fluren tränkt, der vom Blitze getroffene Mensch in die herrliche Halle des Gottes aufgenommen wird, so haben die Donnerkeile die Eigenschaft, daß sie die Häuser, in welchen sie aufbewahrt werden, vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, daß ein von ihnen abgeschabtes Pulver Krankheiten heilt. Wenn ein Gewitter im Anzuge ist, so muß der Donnerkeil, welcher nun zu schwitzen anfängt, neben eine geweihte Kerze auf den Tisch gelegt werden; und so sehen wir auch hier wieder die Gotteswaffe unter christlicher Weihe ihre schützende Kraft ausüben. Bei gerichtlichen Verkäufen wird der Zuschlag mit dem Hammer ertheilt, und Donar, der Schirmer des Besitzes, senkt auch jetzt noch seine schützende Waffe vor dem neuen Besitzer.

So finden wir überall im täglichen Leben die interessantesten Bezüge zwischen heidnischer Vergangenheit und christlicher Gegenwart, und da, wo mancher den dummen Aberglauben des Volkes belächelnd vorübergeht, wird der Forscher vorzugsweise gern verweilen, um die Fäden aufzunehmen, welche ihn zu dem heidnischen Mythus führen.

Bilder aus Westfalen.

1. Das großelterliche Haus.

Den Glanzpunkt unter den Erinnerungen meiner Knabenjahre bildet ein mehrjähriger Aufenthalt im großelterlichen Hause von mütterlicher Seite. Wenn es schon für mich eine große Freude war, auf zeitweiligen Besuchen dasselbe zu betreten, so mußte diese jetzt vollkommen sein, da es mir vergönnt war, in dem großen mit grünen Fensterläden versehenen, unter Lindenbäumen traulich liegenden Hause zu wohnen und mich auf den vielen Wegen und unter den volltragenden Obstbäumen des großen Hausgartens nach Herzenslust umherzutummeln. Vorzüglich der letztere war von jeher in Träumen und Wachen mein Liebling. Er war es, welcher mir dem fröhlich und eilig Nahenden den ersten Willkommen bot. Die vielen geschlängelten Wege, welche durch das Bosquet führten, schienen kein Ende nehmen zu wollen und eigneten sich vorzüglich zu allerlei neckischen Spielen. Ein Bienenhaus, welches am Bleichplatze

stand, diente dem Garten zu einer besonderen Zierde und dem Großvater zu einem bequemen Ruheplatz, auf welchem er unter dem Gesumse seiner fleißigen Freundinnen und dem Rauschen der Bäume, die er selbst gepflanzt hatte, seinen Mittagsschlaf hielt. Unter den neuen Hausgenossen nahm der Großvater selbstverständlich den ersten Platz ein. Er hatte sich, wie er uns Kindern oft und gern erzählte, seine Existenz selbst gegründet. Von der Regierung mit dem Privilegium einer Apotheke betraut, hatte er lange vor der französischen Zeit diese in einem gemietheten Hause angelegt, und da er mit seiner jungen Frau, unserer Großmutter, fleißig und sparsam lebte, so war es ihm bald möglich geworden, ein eigenes Haus zu bauen. In der französischen Zeit hatte ihm die Wirthschaft, welche auf dem Lande überall mit den Apotheken verbunden war und diese auf den Dörfern gewöhnlich die Gasthöfe ersten Ranges zu bilden pflegten, viele Mühe und Sorge, aber auch manchen Nutzen abgeworfen. Erstere hatte er durch sein festes, energisches Wesen überwunden und er wußte auch manche Anekdote aus jener gewaltthätigen Zeit, an welche die in einem Zimmer hängenden Porträts sämmtlicher Kaiser, Könige, Marschälle, Generäle und Diplomaten außerdem noch erinnerten, zu erzählen, letzteren zur Vergrößerung und Verbesserung seines Hauses und der angekauften Grundstücke angewandt. Die Obst- und Gemüsegärten hatte er angelegt, die auf der Heide

belegenen Tannenkämpe besamt und bepflanzt und die neuen Wiesen gekauft und zweckmäßig verbessert. Zu ihnen führten nun auch gewöhnlich seine Spaziergänge, auf welchen wir ihn begleiten durften. Außer den im großelterlichen Hause aus- und einfliegenden Enkeln und Enkelinnen waren der Sohn meines Onkels, des einzigen Sohnes der Großeltern, der einige Jahre jünger meiner Obhut anvertraut war, und ich die unermüdlichen kleinen Diener des Großvaters, welche er zu allerlei Dienstleistungen anzuregen wußte. Da diese nun meistens angenehmer Art waren und der Großvater bei dem nöthigen Ernste, wo es sein durfte, auch Spaß verstand, so wurde er von uns gern und zu seiner Zufriedenheit bedient. Im sogenannten großen Garten waren es die unterirdischen Wühler, welchen wir mit Fallen nachstellen mußten, oder Hühner, Krähen und Elstern, die wir zu verscheuchen hatten. Im Hausgarten unter dem auf dem Bleichplatze neben dem Bienenhause befindlichen Süßapfelbaume war unser angenehmer Wachtposten, von wo aus wir auf das Schwärmen der Bienen, nebenbei in unserem Interesse auf das Reifen der Süßäpfel Acht geben und, sollte das erstere erwünschte Ereigniß eintreten, schleunigst Rapport abstatten mußten. Auch beim Abstreifen der medicinischen Kräuter, welche im großen Garten gezogen wurden, mußten wir helfen. Die beschlossenen Spaziergänge nach den Tannenkämpen und den neuen Wiesen wurden

mit großem Jubel begrüßt. Wir liefen dann munter neben dem rüstigen Greise her, der uns unterwegs gern aus seinem vielbewegten Leben erzählte, wobei wir uns dann nebenbei über sein besonderes Gedächtniß verwundern mußten, da er jede Geschichte mit genauer Zeitbestimmung und regelmäßig mit den Worten: Es war Anno u. s. w. anhob, bis wir an Ort und Stelle waren, wo er die hohen Bäume, welche er selbst gepflanzt hatte, mit freundlich tastenden Händen begrüßte und indem er unter ihnen hinschritt allerhand Unverständliches vor sich hinmurmelte, oder seine frohen Blicke über die grünen Wiesenflächen bis an das Ufer des Flusses gleiten ließ und unsere Gegenwart vergessen zu haben schien. Wir machten uns seine Zerstreuung gern zu Nutze, suchten in den Tannen nach Nestern und waren in den Wiesen bald an das Ufer des Flusses gelangt, wo wir mit großem Vergnügen den Lauf desselben verfolgten, an seichten Stellen Muscheln und bunte Steinchen suchten, auch wohl mit unsern mitgebrachten Angeln den Fischen nachstellten. Da die Wiesen ziemlich weit vom großelterlichen Hause entfernt lagen, so wurde auch wohl in einem ihnen benachbarten Bauernhause eine Erfrischung eingenommen, und wenn uns die gute alte Bauernfrau in Rücksicht auf unsern kindlichen Geschmack einen Mehlpfannkuchen backte und ihn nebst einer Sette dicker Milch und mit freundlichem Gesichte anbot, so war das Vergnügen vollständig.

Auch auf größeren Reisen, von denen eine nach seinem Geburtsorte zu den beiden noch lebenden Brüdern zu führen pflegte, durften wir den guten Großvater begleiten. Unser Weg führte über einen kleinen Landsee, und es war die Hin- und Rückfahrt über denselben und die Erholung in dem Kahne für uns die angenehmste Episode auf der Reise. Der Großvater theilte uns seine Erinnerungen, welche in ihm beim Anblick der bekannten Gegenstände auftauchten, gern mit, erzählte uns von den Schicksalen derjenigen Bekannten, welche er zu besuchen gedachte, unter denen der Besitzer eines großen stattlichen Hauses mit einer hohen Treppe davor, oben anstand. Dieser, ein armer Schuster, hatte Anno 1813 dem fluchtartigen Rückzuge der Franzosen von seinem Fenster aus zugesehen und bemerkt, daß von einem der vorüberstürmenden Wagen eine kleine Kiste herunterstürzte. Sobald der Zug vorüber war, gelang es dem rüstigen Manne nur mit vieler Mühe, die schwere Kiste unvermerkt in sein Haus zu schaffen. Diese soll nun mit Gold angefüllt gewesen sein und ihm die Mittel zu dem bedeutenden Lederhandel, welchen er jetzt führte, gegeben haben. Wir wurden von dem reichen Jugendfreunde unseres Großvaters jedesmal freundlich empfangen. Beide hatten etwas vor sich gebracht, jener durch Glück, dieser durch Fleiß. Ich freute mich schon im voraus auf das Aufschließen eines kleinen Stubenschrankes, aus welchem der Gastfreund einige

große Trinkgläser zu nehmen pflegte, in deren hohen Füßen blaue und rothe Spiralen verliefen. So ernst und thätig der Großvater im gewöhnlichen Leben zu sein pflegte, so war er dennoch ein heiterer und witziger Gesellschafter. Vorzüglich belebte er die Familienfeste, deren es im großelterlichen Hause viele gab, in der gemüthlichsten Weise, und es war eine wahre Lust, den würdigen Greis in der heitersten Laune an der Mittagstafel unter seinen Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln präsidieren zu sehen. Er hatte noch das große und gewiß seltene Glück, daß sich seinen die Gäste freundlich musternden Blicken sogar Urenkel darboten.

Wenn auch in zweiter Reihe unsere Großmutter kam, so waren wir ihr nicht weniger gern zu Dienste. Vor dem Großvater hatten wir bei aller Liebe doch einen gewaltigen Respect, und wie er bei allem, was er that, eifrig, ja heftig war, so durften wir allerdings in froher, aber nicht lauter Weise neben ihm verkehren. Die Großmutter sah uns schon mehr nach und war auch gern geneigt, uns gegen die Männer, d. h. gegen ihren Mann und Sohn, in Schutz zu nehmen. Da auch sie einen großen Theil des Tages in den Gärten zwischen Blumen und Früchten zubrachte, so waren wir gern an ihrer Seite und zu Hülfleistungen bereit. Auch sie erzählte uns manches aus dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen. Sie war in dem Hause ihres Großvaters, eines berühmten Organisten an einer der Kirchen der

benachbarten Bischofsstadt, groß gezogen und mit vielen Leuten bekannt geworden, von deren Eigenthümlichkeiten sie uns zu unterhalten wußte. Ihr Großvater hatte sie zu einer fertigen Clavierspielerin ausgebildet, und gehörte es im großelterlichen Hause zu den Hauptgenüssen der Sonntagnachmittage, ihrem seelenvollen Spiele zuzuhören. Wir saßen dann wie festgebannt, um ihrem gemüthvollen Vortrage zu lauschen, und späterhin ist es mir oft unter den Faustschlägen der modernen Claviervirtuosen wie ein Heimweh nach dem sanften Clavierspiele meiner Großmutter überkommen. Da der Onkel ein guter Flötenspieler war, so spielten die Beiden oft zusammen, und späterhin durfte auch ich, da ich mich unter der Leitung des Ersten immer mehr im Flötenspiel vervollkommte, mich an den Familienconcerten betheiligen.

Der Onkel, welcher seine Frau früh verloren hatte, und die jüngste unverheirathete Tante, die mir nur um wenige Jahre voraus war, waren in Scherz und Ernst unsere treuen Hausgenossen. Beim Onkel verweilten wir gern in der Apotheke und im Laboratorium. Die Brustkuchen- und Süßholzbehälter hatten schon ihre Reize für uns eingebüßt, dagegen hatten Schmelzöfen und Tiegel, Destillier- und Preßapparate unser Interesse gefangen genommen. Wenn auch die Unterhaltung des Feuers, wozu uns ein kleiner Handblasebalg ein erwünschtes Instrument war, einige Abwechse-

lung bot, so waren die Hantierungen an der Presse doch bei weitem interessanter und konnten wir unsere zunehmende Kraft an den langen Hebeln nach Herzenslust zeigen. Auf seinen botanischen Excursionen durften wir den Onkel begleiten und ihm Pflanzen zutragen, welche er dann wohl mehr uns zu gefallen als ihres Werthes wegen in seiner grünen Botanisierkapsel barg. Eine solche ebenfalls zu besitzen, war schon lange unser Wunsch gewesen, welchen denn auch das Christkindchen am nächsten Weihnachten erfüllte.

Die Tante nun war die Vertraute unserer kindlichen Freuden und Leiden. Ihr standen wir am nächsten, da ihr das Verständniß unserer kindlichen Herzen noch nicht abhanden gekommen war. Außerdem fiel bei den Inspectionen in Küche und Keller immer etwas für uns ab. Auch konnte sie, wenn es gerade niemand sah, selbst für einige Augenblicke an unseren Spielen theilnehmen. Wir waren ihr deshalb in größter Liebe zugethan und erfüllten ihre Aufträge an Kaufleute und Handwerker des Ortes mit der größten Bereitwilligkeit.

An den Abenden der Wochentage erschien regelmäßig ein alter Vicarius, der einzige Stammgast, welcher meinem großelterlichen Hause geblieben war. Doch diesem unsern besten Freunde, seinen Eigenthümlichkeiten und Beziehungen zu dem großelterlichen Hause habe ich ein besonderes Capitel gewidmet. Wir werden ihm im dritten Bilde wieder begegnen.

An den Sonntagmorgen zogen wir in Begleitung der Erwachsenen gemessenen Schritts zur Kirche, und war es uns dort ein frommer Genuß, dem Gesange der neben uns sitzenden Großmutter und Tanten zu lauschen. Die Predigt des alten ehrwürdigen Pastors war uns unverständlich und so hatten wir Zeit mit unseren forschenden Blicken die ganze Kirche zu mustern, die Trauerwappen, die an den Wänden hiengen, zu betrachten, wobei jene oft auf dem Altare haften blieben, von welchem uns der Großvater erzählt hatte, daß er diesen, da ihm anfangs neben seinem kleinen Apothekergeschäfte auch jeder anderweitige Verdienst willkommen gewesen sei, selbst angestrichen habe.

An den Sonntagabenden kam in dem großelterlichen Hause eine kleine Gesellschaft zusammen, um eine Partie Whist zu spielen, und beide, die Gesellschaft und das Spiel, waren uns so interessant, daß wir nie unterließen, zugegen zu sein. Von den vier Gästen war uns ein alter Vetter unseres Großvaters der merkwürdigste. Er hieß der alte Kram, weil er, wie man zu sagen pflegt, in seinen Erzählungen etwas langsam und weitläufig war. Gegen unsere Großmutter betrug er sich ausnehmend höflich. Er begrüßte die „Frau Cousine“ jedesmal, wenn er kam, mit einer tiefen Verbeugung, welche sie mit einem tiefen Knix erwiederte, worauf er sich in einer weitläufigen Anrede nach ihrem geschätzten Befinden erkundigte. Uns war diese Begrüßung, da sie

durchaus mit der alterthümlichen Erscheinung des alten Herrn harmonierte und unsere gute Großmutter ehrte, mehr rührend als auffällig. Dann nahm der „Herr Vetter“ den ihm gebotenen Stuhl an, setzte sich und schloß seine Augen, und nur die zwischen den Spitzen des Daumens und Zeigefingers in beständiger Rotation erhaltene Schnupftabacksdose und hie und da in langsamem Tone gehaltenen Reden belehrten uns, daß der alte Kram wach war. Ein unverheiratheter jüngerer Bruder, Vetter Fritz, war in seinem Benehmen und seinen Reden dem alten Kram sehr unähnlich. Rasch und hitzig in der Unterhaltung, flink in seinen Bewegungen, trug er außerdem eine hartnäckige Verachtung des weiblichen Geschlechtes zur Schau. Nur die Hausfrau begrüßte er flüchtig, die anderen weiblichen Familienmitglieder schienen für ihn nicht vorhanden zu sein. Man erzählte sich, daß er von einer Jugendgeliebten betrogen worden sei. Der dritte im Bunde war der alte würdige Lehrer, ein wahrer Biedermann. In allen seinen Bewegungen gemessen, war er auch in seiner Sprechweise langsam und überlegt. Er bildete nebst dem alten Kram die ruhigen und versöhnlichen Elemente unter den Spielern, während der Vetter Fritz und der Vicarius, welcher letztere nicht nur ohne alle Regeln, sondern Versuchshalber gegen dieselben zu spielen beliebte, die Keichler und Rechthaber waren.

So lieb uns nun auch der Aufenthalt im groß-

elterlichen Hause war, so hielten wir uns doch noch häufiger in dem Nebenhause bei den Großtanten auf. Diese, welchen die schwesterliche Liebe der Großmutter eine Zuflucht in ihrer Nähe geboten hatte, waren die verwittwete kinderlose Tante Lene und ihre beiden ledig-gebliebenen Schwestern Sophie und Jette. Als die hinterlassenen Töchter eines unbemittelten Beamten, waren sie auf sich selbst angewiesen, und da sie außer freier Wohnung bei unsern Großeltern und Benutzung des Küchengartens den Zinsengenuß, welchen ein kleines der Tante Lene von ihrem verstorbenen Manne hinterlassenes Capital abwarf, hatten, so konnten sie mit Hülfe des Ertrages von Handarbeiten ein bescheidenes, im ganzen sorgenfreies Leben führen. Sie bewohnten im Nebenhause drei Räume. Vorne befand sich die Küche, von dieser trat man in eine kleine Wohnstube, von welcher das Schlafcabinet durch eine spanische Wand abgetrennt war, und dann gelangte man in ein sogenanntes bestes Zimmer, welches neben gepolsterten Stühlen ein Sopha, den Stolz und die Sorge seiner Bewohnerinnen, besaß. In diesen verschiedenen Räumen brachten wir fast jede freie Stunde bei den Großtanten zu, deren viele und mannigfaltige Fertigkeiten wir uns dienstbar zu machen suchten. Die älteste der drei Schwestern, die Tante Lene, war eine meisterhafte Märchenerzählerin und wurde von uns auf Tritt und Schritt mit der Bitte um eine Geschichte verfolgt,

bis sie zuletzt lachend nachgab. Um unliebsamen Störungen, welche von dem neckischen Onkel auszugehen pflegten, auszuweichen, wußten wir die alte Frau mit Bitten, Drängen und Schieben auf den höchsten Hausboden zu bringen, wo sie sich auf einem der improvisierten Sitze zuletzt herzlich lachend unter uns niederließ und die schon oft erzählten Märchen unverdrossen wiederholte. Dabei hatte sie sich wohl vor Aenderungen in Acht zu nehmen, wollte sie nicht allsogleich von ihren sämmtlichen Zuhörern und Zuhörerinnen corrigiert werden. Den kleineren Groß-Neffen und Nichten schnitt sie die schönsten Figuren aus Papier, wußte auch mit dem Leim- und Farbenpinsel umzugehen und war bei den nur zu oft eintretenden Unglücksfällen, welche unsere Spielsachen betrafen, die geduldigste Rathgeberin und Helferin in der Noth. Da sie auch artig zu dichten verstand, so war es ihr eine Freude, die Stammbücher ihrer größeren jungen Verwandten mit kleinen von ihr verfertigten Versen zu zieren. In der Tantentrias war sie die letzte, sowohl was Ansehen als auch was häusliche Beschäftigung anbetraf. Da sie, wie ich vorhin schon erwähnte, mit dem Leim- und Farbentopf umzugehen wußte, so war sie die Handwerkerin des kleinen Haushaltes, übertünchte jährlich zweimal die Stubenwände, wobei sie denn die Ofennische mit den schönsten farbigen Sternen ausfüllte. Auch hatte sie Sopha, Tische und Stühle in Ordnung zu halten, die schad-

haften Stellen in der tapezierten besten Stube auszubessern und, da sie einen ausgezeichneten Porzellankitt besaß, so war das Porzellan der Großtanten eine bewunderungswürdige Sammlung von ausgezeichnet künstlich zusammengekitteten Tellern, Schüsseln, Tassen und Kannen. Daß Tante Lene oft, vorzüglich wenn sie die Oefen schwärzte, einem Aschenbrödel sehr ähnlich sah, konnte bei ihrer Hantierung nicht auffallen. Da die Garderobe der Großtanten selten um ein neues Kleid vermehrt werden konnte und dabei zuletzt auf die Tante Lene Bedacht genommen wurde, so war sie sehr erfinderisch darin, ihren alten Anzug durch irgend eine bunte Schleife, welche sie an ihrem Kleide oder ihrer Mütze anbrachte, oder durch eine neue Hutfeder zu beleben, und da ihr dieses als ein ungebührlicher Stolz ausgelegt wurde, so mußte sie sich oft an ihren Urgroßvater, der ein Grützemüller gewesen war, erinnern lassen. Auch machten die beiden jüngeren Schwestern gegen sie Opposition, so daß sie den Umstand, daß sie die älteste, also auch die vernünftigste sei, wenig zur Geltung bringen konnte. Sie verlor bei alledem nicht leicht ihren Humor, und wenn sie auch anfangs wohl ärgerlich war, so konnte sie doch bald nachher wieder herzlich über die Herrschsucht der Fieke (Sophie) lachen. Die zweitälteste Großtante, Tante Sophie, von uns Kindern, bei denen sie ihrer vielen Zurechtweisungen wegen nicht sehr beliebt war, auch wohl Tante Fieke,

von einem launigen Nachbar der General genannt, war die Regentin des kleinen Haushaltes. Sie hatte die wichtigste Beschäftigung in demselben, die in der Küche, übernommen. Uns Kindern bot sie weiter keine angenehme Eigenschaft, welche wir ausbeuten konnten, dar. Selbst in der kleinen Küche fiel wenig für uns ab und besondere von uns geliebte Delicatessen wurden von der Tante Jette bereitet. Die Tante Sophie war groß und hager, in ihrem Benehmen gemessen, so daß die Bezeichnung des Nachbars auch in dieser Beziehung paßte. Mit diesem, einem alten Wittwer, welcher Haus und Hof durch lustige Zechgelage und Maskenscherze verzettelt hatte und jetzt in einem Speicher, der zu seinem früheren Besitzthum gehörte, von der Gnade seiner Verwandten lebte und hinreichend viel Zeit erübrigte, um sich mit den drei Tanten, seinen nächsten Nachbarinnen, zu beschäftigen, lebte sie in immerwährendem Hader. Da sie unähnlich ihren beiden Schwestern keinen Spaß verstand, so hatte der alte lustige Bruder, der aus den fröhlichen Tagen eine dicke rothe Nase und einen unverwüstlichen Humor glücklich gerettet, mit ihr leichtes Spiel, und wenn ihm ihre scheltende Stimme mit den stereotypen Worten: „Er sollte sich was schämen“ nachtönte, so zog er sich vergnügt und mit seinem glücklich vollbrachten Tagewerke zufrieden in seine Stube zurück. Da außer manchen Dienstleistungen, welche die Großtanten fremden Leuten zu Theil werden

ließen und wofür diese meistens eine Küchensteuer entrichteten, ihre Fertigkeiten auch bei öffentlichen Festen in Anspruch genommen wurden, so wären die Neckereien des Nachbars doch einmal fast von unangenehmen Folgen für sie geworden. Beim Fronleichnamsfeste hatte die Tante Lene in gewohnter Weise einen Laubbogen aufgerichtet und in diesen ein von Wolle und Papierschnitzeln kunstreich verfertigtes Lamm gehängt und außerdem noch das katholische Monogramm I.H.S., d. h. „Jesus. Heilig. Seligmacher" aus künstlichen Blumen hergestellt und darin aufgehängt. Als die Vorübergehenden voll Lobes über die Kunstfertigkeit der Tanten, wie sie auch im Volke schlechtweg hießen, stehen blieben, trat der alte Schalk zu ihnen und, indem er sie auf das Monogramm aufmerksam machte, suchte er ihnen einzureden, daß mit den drei Buchstaben nicht der heilige Name des Heilandes, sondern die der drei Großtanten Iette, Helene, Sophie gemeint seien. Damit hatte der alte Schalk leicht den Argwohn der Katholiken gegen die drei Protestantinnen rege gemacht, und es bedurfte der heiligsten Versicherungen von Seiten der bestürzten Großtanten, bevor sie die aufgeregte Menge beruhigen konnten.

Die jüngste der drei Großtanten, die Jugendgespielin meiner Mutter, Tante Jette, war jedenfalls die geschickteste von allen. Sie vertrat unter den drei Schwestern den höheren Kunstsinn; und während die beiden anderen

mehr im Haushalte Verwendung fanden, so producierte sie die vielen kleinen Sachen, welche von Privaten und Kaufleuten angekauft wurden. Sie war geschickt in allen weiblichen Handarbeiten, wußte außerdem von Federn, welche sie selbst färbte, allerliebste Bouquets und allerhand Hutschmuck zu verfertigen und sich, sobald ein Artikel aus der Mode kam, mit einem neuen dem jedesmal dominierenden Geschmacke anzupassen. Sie war außerdem sehr musikalisch, spielte und sang mit einer weichen angenehmen Stimme zur Harfe. Diese Kunstfertigkeit wußten wir zu unserm Vergnügen auszubeuten, und so sah uns die Dämmerungsstunde regelmäßig an der Seite der kleinen freundlichen Großtante, welche gern unsern Bitten nachgab und zu der ihr diensteifrigst von uns gebrachten Harfe unsere Lieblingslieder sang. Die gute liebe Großtante war etwas sentimental, aber gerade dieser Umstand machte sie uns lieb. Sie war unermüdlich in ihren Beobachtungen der kleinen Thierwelt, und wenn sie uns von ihrem klugen Hühnchen die drolligsten Sachen erzählte, so kam uns das kleine Thier, welches wir sonst kaum beachteten, auf einmal ungemein merkwürdig vor. Da sie mit ihren Eltern und Geschwistern einen Theil des Iburger Schlosses, der ehemaligen Residenz der Fürstbischöfe von Osnabrück, bewohnt hatte und mit der ganzen Glut ihrer empfindsamen Seele an ihrer schönen Heimat, der Perle des Westfalenlandes, hieng, so

erzählte sie uns oft von dem berühmten Bischof Benno, dem treuen Freunde des unglücklichen Kaisers Heinrich IV., welcher das Kloster gebaut hatte und in ihm begraben liegt. Und unter dieser Erzählung kamen uns die Großtanten, welche an diesem berühmten Orte geboren waren und gewohnt hatten, recht ehrwürdig vor.

Für sich und ihre beiden Schwestern wußte sie die Nadel geschickt zu führen. Da der Garderobe selten ein neues Kleid einverleibt wurde, so wußte sie durch geschickte Umänderungen der alten Kleider, welche sie auch zu färben und selbst mit aufgetragenen Pünktchen zu zieren verstand, den Anforderungen der Zeit und Mode gerecht zu werden. Da wir ihre kleinen Vertrauten waren, so wurden wir früh in ihre Freuden und Sorgen eingeweiht. Ein neues Kleid, neue Sopha- und Stuhlüberzüge wurden von uns schon lange bevor die Mittel, um sie anschaffen zu können, vorhanden waren, in Erwägung gezogen, und deshalb habe ich im Anfange dieser Erzählung das Sopha den Stolz und die Sorge der großtantlichen Familie genannt. Da die Großtanten auch sonst in ihren Einrichtungen möglichst sparsam sein mußten, so versteht es sich von selbst, daß sie und vorzüglich Tante Jette erfinderisch wurden. Sie rühmte sich, durch verschiedene Manipulationen von wenigen Bohnen einen schmackhaften Kaffee herstellen zu können. Auch vergaß sie nie, in die Pfeife der gefüllten Kaffeekanne einen Papierstöpsel zu stecken, damit

die Kraft nicht verrauche. So saßen denn an den Nachmittagen die drei Großtanten in ihrem bescheidenen weißgetünchten Wohnstübchen unter den Silhouetten ihrer Eltern um den runden Tisch und, indem sie aus ihren kleinen altmodigen Tassen tranken, machten sie nicht nur auf uns den Eindruck des in der Beschränkung äußerst glücklichen Daseins, sondern würden auch einem Maler zu einem ein sorgenfreies Familienleben darstellenden Gemälde das passendste Motiv geboten haben.

Doch nicht bloß zu unserm Vergnügen hielten wir uns so oft wie irgendmöglich bei den Großtanten auf; oft auch trieb uns die Angst oder Furcht vor Strafe zu ihnen. Hatten wir irgend etwas begangen, was im großelterlichen Hause geahndet werden sollte, so suchten wir bei den Großtanten unsere Zuflucht, erzählten ihnen unsere Verbrechen mit den besten eingewebten Entschuldigungen und baten sie schließlich, für uns ein gutes Wort einzulegen. Nachdem wir ihre wohlgemeinten Ermahnungen demüthigst angenommen hatten, gieng dann gewöhnlich Tante Jette zu den Großeltern oder dem Onkel und suchte Verzeihung für unsere Vergehen unter Entschuldigungen und Versprechungen unserer Besserung zu bewirken. Gewöhnlich kehrte sie dann als Friedensbote mit glücklichem Gesichte zu uns zurück.

Nach einem zweijährigen glücklichen Aufenthalte verließ ich unter vielen Thränen das großelterliche Haus.

Vom Gymnasium und später von der Universität aus besuchte ich oft und gern die Großeltern und fand alle Bewohner des lieben Hauses in der alten gewohnten Verfassung. Der Tod hatte in vielen, vielen Jahren nicht einmal drohend seine Hippe gegen dasselbe geschwungen, dagegen waren schöne Familienfeste eingezogen. Der Großvater hatte sein Jubiläum und später mit seiner Frau die goldene Hochzeit unter freudiger Betheiligung auch außerhalb der Familie gefeiert. Ja, es war mir vergönnt gewesen, Urenkel in die segnenden Hände der Großeltern zu legen. Die guten Menschen schienen nicht älter zu werden, sie blieben körperlich und geistig rüstig, und schon glaubte man, daß die Zeit der alten Patriarchen in ihnen wieder aufleben würde. Da kam auf einmal der Tod und berührte unerwartet das Herz des guten Großvaters. Er starb im 83. Jahre einen sanften, seligen Tod. Die ganze Gemeinde trauerte mit uns. Nun schien der unersättliche das Versäumte nachholen zu wollen. Bald darauf verschied die Tante Lene, zwei Jahre darauf Tante Jette, treulich gepflegt von der ältesten Schwester, unserer Großmutter. Nun folgte auch diese nach langem, schwerem Leiden in ihrem 87. Lebensjahre. Wie so sehr verödet waren nun die traulichen Räume. Tante Sophie, der letzte Zweig vom alten Stamme, war um vieles milder geworden. Vielleicht hatten die vielen harten Schicksalsschläge sie zu beugen begonnen. Wir übertrugen nun alle Liebe

auf sie und bereiteten ihr, der das Häuschen der Tanten zu einsam geworden war, auf ihren bei den verschiedenen Verwandten regelmäßig wiederkehrenden längeren Besuchen einen zufriedenen Lebensabend. Als sie nun auch zuletzt heimgieng, da fanden wir, die wir bislang zu den Jungen gezählt wurden, daß wir auch älter geworden waren. Bei meinen späteren Besuchen bei dem Onkel, dem nunmehrigen Stammhalter, habe ich nie unterlassen, einen wehmüthigen Blick in das leere Stübchen der Tanten zu werfen. Unwillkürlich blieb er auf dem alten Sopha haften, dessen neuer Ueberzug, mein letztes Weihnachtsgeschenk, noch ein Lächeln auf dem schon erbleichenden Gesichte der guten Tante Jette hervorgerufen hatte.

---

2. Das alte Pfarrhaus.

Während meines Aufenthalts im großelterlichen Hause führten mich meine Gänge am liebsten in das Pfarrhaus, in welchem sich mit mir gleichaltrige Enkel auf kürzere oder längere Zeit zum Besuch aufhielten. Das alte baufällige Pfarrhaus, dessen viele Gebrechen ein Weinstock sorgsam mit seinen Zweigen und Blättern bedeckte, lag mitten in einem großen Obst- und Gemüsegarten. In dem Pfarrhause waren uns außer der einfachen, weißgetünchten Studierstube, in welcher

„Pastor's Großvater", ein kleiner freundlicher Greis mit silberweißen Haaren, sich aufhielt, und der großen Wohnstube, hauptsächlich die geräumige Diele als Spiel- und Tummelplatz und der Herd interessant, auf welchem die schmackhaftesten Pfannkuchen gebacken wurden. Die eine Gartenecke wurde durch einen Eichenwald ausgefüllt, in welchem wir uns unter den hohen Bäumen nach Herzenslust umhertummeln konnten. Unser Verkehr mit den alten „Pastorsleuten" gestaltete sich, da beide in verschiedener Art Kinderfreunde waren, zu einem äußerst angenehmen. Der kleine freundliche Greis hatte seine Taschen gewöhnlich mit den schönsten Birnen, Aepfeln und Zwetschen gefüllt und hielt, indem er sich gelegentlich nach unserm Wissen erkundigte und den einen mensa declinieren, den andern amo conjugieren und einen dritten einen der schönen Liederverse des alten Katechismus hersagen ließ, als aufmunternde Belohnung eine gelbe Birne oder Eierpflaume in der Hand. Der alte Herr war ein grundgelehrter Mann und hatte in früheren Jahren ein Knabenpensionat unterhalten, aus welchem treffliche Scholaren, selbst Studenten hervorgegangen waren, und das bei vielen unserer älteren angestellten Herren noch in gutem Andenken steht. Da er aber sowohl sehr zerstreut, als auch äußerst gutmüthig war, so würden die muthwilligen Jünglinge dem arglosen Lehrer manchen Streich mehr gespielt haben, wenn sie nicht die Furcht vor den

wachsamen Augen und schweren Händen von „Pastor's Großmutter" davon zurückgehalten hätte. Diese war in jeder Beziehung das Gegentheil ihres Mannes. Eine große, stattliche, ja majestätische Gestalt, war sie eine geborene Herrscherin, mit deren energischem Wesen sich eine große Herzensgüte paarte. Ihre Stimme war die eines Commandeurs, und da die plattdeutsche Sprache an Kraftausdrücken so reich ist, so drückte sie sich gern in dieser aus. Ihr Commandowort war: „Halloh, Jungens!" welches auf uns den gewünschten Eindruck um so weniger verfehlte, als sie vom dem Grundsatze ausgieng, daß der Arbeiter auch seines Lohnes werth sei, und uns nach vollendeter Arbeit mit selbstgebackenem Pfannkuchen regalierte. Ihren Mann nannte sie nicht anders als „Pastor", und er nannte sie Frau, und dieser Ruf erschallte um so häufiger, als er in keiner Weise ihre Hülfleistungen entbehren konnte. Auf seine vielen Zerstreutheiten erfolgten ihre Zurechtweisungen ebenfalls in plattdeutscher Sprache, und es ereignete sich nicht ganz selten, daß sie, wenn er sich zum Kirchgange anschickte, ihm lachend entgegenrief: „Pastor, du häst je kine Beffkens vör", oder: „Pastor, du häst je noch dine Tuffeln an." Ueberhaupt besaß sie einen guten Theil Humor, womit sie die Ueberschwänglichkeiten und Sentimentalitäten ihrer Mitschwestern trefflich zu geißeln verstand. Obgleich sie eine gebildete Frau war, so hatte ihr Thun und Treiben dennoch vorzugsweise eine

praktische Richtung angenommen. Ihre Hände waren nie müssig und ihre Obst- und Gemüsegärten in trefflichem Zustande. Obstschälen und auf Hürden trocknen war in den Herbsttagen ihre Lieblingsbeschäftigung, wozu sie ein kleines Messer beständig in der Tasche trug. Dieses nannte sie ihren „Schiller“ (Schäler), und da sie einstmals in einer Gesellschaft, worin von Literatur gesprochen wurde, den Umstand, daß sie ihren „Schiller“ beständig in der Tasche führe, mit einer stolzen Miene erwähnte, würde sie fast für eine leidenschaftliche Verehrerin des unsterblichen Dichters gegolten haben, wenn sie nicht zuletzt herzlich lachend den Namensvetter desselben vorgezeigt hätte. Der alte freundliche Pastor war in seiner Gemeinde, deren Seelsorger er über fünfzig Jahre gewesen, seiner Gutmüthigkeit und Friedfertigkeit wegen, welche letztere Eigenschaft um so erwünschter, als die Gemeinde eine gemischte und beide Parteien dieselbe Kirche zu ihren gottesdienstlichen Handlungen benutzten *), sehr beliebt.

---

*) Um hier gleich eine der ergötzlichsten Zerstreutheiten des Herrn Pastor zu erzählen, so las er eines Sonntags nach der Predigt seiner Gemeinde das Fastenmandat vor, welches sein katholischer College auf der Kanzel irrthümlich unter den Publicanden hatte liegen lassen. Ein anderes Mal hatte er einen Brief an seinen in der mehrere Stunden entfernten Stadt wohnenden Schwager dem Boten zur Besorgung bringen wollen. Da dieser schon fort ist, geht der Herr Pastor

Er gab, wo jemand bei ihm anpochte, mit vollen Händen, so daß er, wenn nicht auch hier seine Frau regelnd eingetreten, kein Maß und Ziel gekannt haben würde und oft von Unverschämten ausgebeutet worden wäre. So kehrt er einstmals zum Schrecken seiner Frau von einem Spaziergange ohne Rock wieder zurück. Auf ihre verwunderte Frage nach demselben, erklärt er verschämt, er habe ihn einem Bettler gegeben, der keinen Rock gehabt; er dagegen besitze seines Wissens noch einen. Da seine Gemeinde nur klein und nicht reich war, so konnte auch die Einnahme nicht bedeutend sein. Im höchsten Grade genügsam, bedurfte er aber für seine Person sehr wenig, und so wies er eine von Seiten der Gemeinde ihm freiwillig angebotene Gehaltszulage zurück. Es hatten nämlich einige Gemeindemitglieder ihn Holz spalten sehen, welches er nicht aus Sparsamkeitsrücksichten, sondern arglos, um sich von seinen geistigen Anstrengungen zu erholen, gethan hatte. Jene, welche das erstere als Grund des von Seiten ihres Seelsorgers auffallenden Benehmens angenommen und darüber mit den übrigen gesprochen hatten, waren mit ihnen dahin einig geworden, ihren Pastor so zu stellen, daß er sein Holz nicht selbst zu spalten brauche.

---

ihm nach in der Hoffnung, ihn noch einholen zu können. Dieses gelingt ihm aber nicht und so kömmt er, immer weiter gehend, glücklich bis an die Stadt, wo er seinen Brief am Thore abgiebt und sofort wieder umkehrt.

Die Anhänglichkeit der Gemeinde an ihren alten Seelsorger zeigte sich auch in dem Widerstande, welchen sie der Bestimmung der geistlichen Oberbehörde, daß jener durch einen Gehülfen abgelöst werden solle, entgegenstellte. Dem gewiß gerechtfertigten Bedenken, welches das geistliche Ministerium gegen das Verbleiben des durch das Alter in geistiger und körperlicher Beziehung geschwächten Greises im Amte hatte, suchten die Kirchenvorsteher durch die Versicherung entgegenzutreten, daß ihre Gemeinde, durch seinen Einfluß eine der friedfertigsten und sittlichsten, deshalb keinen besseren Seelsorger haben könne und daß, wenn seine Predigten auch nachgerade etwas verworren und unverständlich, sie mit ihm schon zufrieden wären, wenn er auch nur ein „Vaterunser" vorbeten könne.

Den alten freundlichen Pastor deckt schon lange der kühle Rasen. Auch seine Frau ist nach ihm heimgegangen. Selbst das alte Pfarrhaus steht nicht mehr und hat einem neuen stolzen Hause Platz machen müssen. Das Eichenwäldchen ist ebenfalls aus Nützlichkeitsrücksichten verschwunden und der Boden, auf welchem die prächtigen Bäume standen, zu Lande gemacht. Aber mir wollen diese Veränderungen nicht gefallen; es war das alte Pfarrhaus, wie überhaupt die bescheidenen Pastoratwohnungen der alten Zeit gemüthlicher und angemessener, als die prachtvollen Prälatensitze der Neuzeit.

---

3. Der alte Vicarius.

„Es ist mir doch eigen, daß der Vicarius nicht mehr kommt", sagte eines Abends der Großvater, indem er seine beiden Arme auf dem Rücken haltend im Zimmer auf und abschritt. „Seit vierzig Jahren ist er jeden Abend, den Gott werden ließ, zu uns gekommen, um seinen Ort Wein zu trinken. Er hat allerdings seine Wunderlichkeiten", fuhr er halb wie im Selbstgespräche fort, „und nahm sich als alter Bekannter vieles heraus, aber ich hatte mich doch so an ihn gewöhnt, daß es mir, seit er wegbleibt, ordentlich etwas einsam vorkommt." „Es ist gut", antwortete die Großmutter, welche in ihrem Sorgestuhle hinter dem Ofen saß und fleißig spann, „daß der alte Salbaderer wegbleibt." Wir Enkelknaben theilten nicht die Ansicht der Großmutter, sondern fühlten vielmehr mit dem Großvater, welcher nach damaliger Sitte neben seiner Apotheke eine Weinstube hielt und mit dem Vicarius seinen letzten Stammgast verlor; denn auch uns war das alte, magere Männchen eine liebe Bekanntschaft. Da man im großelterlichen Hause sich nicht viel um den alten Gast bekümmerte, so war er bei seinen abendlichen Besuchen oft genug auf uns Kinder angewiesen, mit denen ihn außerdem die Leidenschaft für Schmetterlings-, Eier- und Siegelsammlungen (Postmarken kannte man damals noch nicht) verband, die ihn oft in seiner alten baufälligen Vicarie besuchten, um seine kleine Menagerie,

welche aus Stieglitzen, Drosseln, Kanarienvögeln, Laubfröschen, Blindschleichen, Eichhörnchen, Zaunigeln, Eidechsen, Katzen und selbst Mäusen bestand, in Augenschein zu nehmen und sich von den wunderbaren Beobachtungen und Experimenten, von welchen er erzählte, durch die eigene Anschauung zu überzeugen. So war seine ganze Sehnsucht, die wir nun ebenfalls mit ihm theilten, auf den Besitz einer singenden Maus gerichtet, und wir kamen in eine nicht geringe Aufregung, als uns die Großtante Jette eines Tages erzählte, daß sie eine singende Maus in ihrer Kammer habe. Da die Großtante unverheirathet geblieben und es sich für den Vicarius gewiß nicht schickte, in ihre jungfräuliche Kammer einzudringen, so gab er uns den willkommenen Auftrag, dieser singenden Maus vermittelst Fallen habhaft zu werden. Wir fiengen nun in der Kammer der Großtante zu ihrer großen Freude verschiedene Mäuse, welche wir dem Vicarius getreulich überbrachten, von denen aber leider keine einzige singen wollte, so oft und unermüdlich er ihnen auf seiner Flöte vorblasen und sich dem erwünschten Gesange gleichsam als Begleiter anbieten mochte. Wir gaben die Versuche, der singendeu Maus habhaft zu werden, zuletzt um so mehr auf, als wir der Großtante, welche sich oft mit dem Vicarius neckte, nicht recht trauten und an der Existenz der singenden Maus überhaupt zu zweifeln anfiengen. Schade, daß damals die Zeit der Aquarien noch nicht

herangekommen war, was für eine Freude würde ein solches dem Vicarius und uns bereitet haben.

Ich sprach vorhin davon, daß der Vicarius den Mäusen auf seiner Flöte vorgeblasen hätte. Aber nicht nur auf dieser, sondern auch auf vielen anderen Instrumenten spielte er, von denen, theilweise selbst verfertigten, er eine ganze Sammlung besaß, ohne es auf ihnen zu irgend einer Fertigkeit gebracht zu haben. Dagegen war er Virtuos auf der Glasharmonika und der Maultrommel, und waren wir bei derartigen musikalischen Productionen sein einziges, aber um so aufmerksameres Publikum. Auch hatte er die großen Ritzen seiner zugigen Wohnung mit Aeolsharfen ausgefüllt, deren zauberische Töne uns zugleich Schauder und Entzücken brachten und vor unseren Blicken die alte Vicarie in ein Zauberschloß verwandelten, in welches der alte, hagere Vicarius als Zauberer und seine bejahrte Haushälterin als dessen geschäftig trippelnde Alte nur zu gut hineinpaßten.

Der Großvater, welcher unserem gemeinschaftlichen Treiben oft lächelnd zusah, meinte oft, der Vicarius sei in seine Kindheit gekommen. Ich aber glaube, daß der gute alte Mann nie herausgekommen war. Seit vierzig Jahren im Besitze einer stillen, kleinen Vicarie hatte er, ich wenigstens erinnere mich nicht, davon gehört zu haben, das bescheidene, vom Verkehr der Welt weit abgelegene Dörfchen nicht verlassen. Seine

amtliche Wirksamkeit beschränkte sich auf das tagtägliche Halten einer stillen Messe an dem einzigen Nebenaltar der alten Dorfkirche und auf wenige Krankenbesuche. Auch predigte er zuweilen, und mochten ihm die Vorbereitungen zu den Predigten, welche, wie mein Onkel, den die Neugierde hingetrieben haben mochte, versicherte, höchst originell und oft drastisch waren, wenig Mühe verursachen. So blieb ihm außer der Zeitungslectüre viel Zeit übrig, und da er als ein Mann der alten Schule keinen wissenschaftlichen Drang in sich verspürte, so hatte er an den Beschäftigungen und Freuden seiner Jugendzeit wieder angeknüpft. So war es denn natürlich, daß uns Knaben gleiche Bestrebungen mit dem alten Vicarius zusammenführten. An den Abenden, an welchen er in unser großelterliches Haus kam, und er war, da ihn Krankheiten nie verhindert hatten, seit vierzig Jahren jeden Abend gekommen, saß er an demselben Tische, an welchem wir unsere Arbeiten machten, seinen Ort Graves vor sich, half uns getreulich bei unseren lateinischen Exercitien und, wenn wir mit unseren Arbeiten fertig waren, beim Lösen der Räthsel und Rebus, beim Anfertigen von Papierdrachen und Papparbeiten, verabredete auch wohl mit uns und den Größeren eine Schlittschuh- oder Dickemilchpartie auf den folgenden Tag. Seine Zeitungslectüre gab ihm Stoff zu politischen Erörterungen und Debatten mit den Erwachsenen, und förderte er in diesen oft die

kühnsten Behauptungen und Conjuncturen zu Tage, welche er dann mit größter Hartnäckigkeit vertheidigte. Da er nun bei den Großen oft nicht den erwünschten Erfolg fand, so machte er auch uns Knaben gern mit seinen politischen Ansichten bekannt, welche sonderbar und unpraktisch genug sein mochten. Besser debutierte er bei allen, großen und kleinen, als Martensmann, wenn er um Martini seltsam vermummt diesen Aepfel und Nüsse, jenen die Erinnerung an ihre Jugendzeit brachte.

Ich sprach vorhin davon, daß der Vicarius sich gern mit der Großtante Jette neckte. Es waren aber der Großtanten drei, unverheirathete Schwestern der Großmutter, die in einem Nebenhause wohnten, mit welchen er in beständigem Kampfe lag und von denen er, wenn er sie zu heftig gereizt hatte, hinterrücks oft, für ihn allerdings nicht schmeichelhaft, „ekliger Mensch" gescholten wurde. Ihre Streitigkeiten bewegten sich meistentheils auf religiösem Gebiete. Die Großtanten waren nämlich sehr eifrige Protestantinnen, obgleich der Vicarius behauptete, daß sie ächte katholische Herzen hätten, welche Behauptung denn niemals verfehlte, die drei Großtanten in Harnisch zu bringen und zu Betheuerungen des Gegentheils zu veranlassen. Da die alten Großtanten von ihren katholischen Nachbarn an den hohen Festtagen gebeten wurden, ihre Kunstfertigkeit bei der Herrichtung von Laubpforten zu verwenden und

dieses in ihrer Gutherzigkeit nicht abschlagen mochten, ja die älteste von ihnen in Verfertigung von Tauben und Lämmern aus Papier und Wolle sich selbst zu überbieten pflegte: so machte das dem alten Schalk ungemeines Vergnügen und er pflegte durch seine Anwesenheit sowohl, als durch Lobeserhebungen den Eifer der Großtanten anzuspornen, um diesen nachher als Waffe wiederum gegen sie zu gebrauchen. An Sonntagabenden versammelte sich im großelterlichen Hause eine Whistpartie, zu welcher der Großvater selbst, zwei sehr alte, unverheirathete Vettern, von denen der eine ein alter Verehrer unserer jüngsten Großtante war, und der Vicarius gehörten. Da der letztere im Erfinden neuer Gewinn verheißender Conjuncturen unermüdlich war und, indem er ihre Haltbarkeit erproben wollte, nur zu oft gegen alle bekannten Whistregeln spielte, so gab er seinem Partner fast immer gerechte Ursache zu scharfen Rügen, und es gehörte unbedingt zu den seltenen Vorkommnissen, daß dieser den Vorschlag zum Umrobbern zurückwies. Doch wird der neugierige Leser fragen: weshalb mied denn der Vicarius seine alte Stammkneipe? Ein heftiger politisch-religiöser Streit zwischen ihm und dem Onkel, dessen Zeugen wir gewesen waren, hatte die Veranlassung gegeben. Wirklich mied er nun das großelterliche Haus fast vier Wochen lang. Da erschien er eines Abends zu unserer großen Freude wieder in dem alten Locale, gieng auf unseren Großvater

zu und gab ihm stumm die Hand, und wir sahen, wie ihm dabei die dicken Thränen über die Wangen rollten. Auch der Großvater war gerührt und drückte dem Wiederkehrenden seine aufrichtige Freude in herzlicher Weise aus. Selbst die Großmutter war an diesem Abend gegen den alten Stammgast, welchen sie sonst nicht leiden mochte, äußerst freundlich. Ich glaube, auch ihr hatte der alte Salbaderer gefehlt. Der alte Vicarius blieb von jetzt an bis an sein seliges Ende ein treuer Stammgast des großelterlichen Hauses. Seine erste Krankheit war auch seine letzte. Er starb in seiner baufälligen Vicarie unter der Pflege seiner alten Magd einen sanften Tod. Selbst seine alten Feindinnen, die Großtanten, hatten ihm manche Labung gebracht. Der Großvater gieng betrübt hinter dem Sarge seines letzten Stammgastes, und bald deckte auch ihn der kühle Rasen.

---

4. Der Dorfarzt.

Ich wette zehn gegen eins, daß du, mein lieber städtischer Leser, dir unter einem Landarzte einen etwas derben, jovialen Herrn vorstellst, welcher zwischen einem Gelehrten und Bauern die Mitte hält, das Factotum der Landleute und die Seele des Dorfcasino's ist. Wenn dir auf deinen Fußtouren ein Reiter mit

gesundem, wettergebräuntem Gesichte, aus dem ein Paar muntere intelligente Augen unter buschigen Brauen hervorleuchten, mit einer kurzen Pfeife im Munde, in städtischer, aber bequemer Tracht, auf einem gedrungenen, munteren Pferdchen begegnet, so glaubst du in ihm einen Dorfarzt zu erkennen. Erblickst du den Herrn auf der Straße eines Dorfes, so wirst du in dieser deiner Ansicht über die Persönlichkeit desselben bestärkt, wenn du bemerkst, wie er überall hin freundliche Grüße und heitere Bemerkungen spendet. Jeder Zweifel aber schwindet, wenn du die auf dem Wege spielenden Kinder lachend und den Doctor grüßend neben dem Pferde herlaüfen oder gar eine Mutter mit einem kranken Kinde, um sich Rath zu erholen, an sein Pferd treten siehst. Kehrst du am Abend ermüdet in dem ersten Gasthofe eines Dorfes ein und musterst die nach und nach eintretenden Stammgäste, so glaubst du auch unter ihnen bald den Doctor an seinem heiteren, etwas derben Unterhaltungstalente zu erkennen. Er scheint eben müde von seinen Krankenbesuchen zurückgekommen zu sein und sich in dem Kreise seiner Bekannten, welchem die Unterhaltung eines zufällig einkehrenden Fremden als außerordentliche Würze immer willkommen ist, in gewohnter Weise hinter einem Glase Weins oder Biers von seinen Anstrengungen erholen zu wollen. Er erzählt bei Beobachtung aller schuldigen Discretion die schnurrigsten Ergebnisse aus seiner langjährigen Praxis und betheiligt

sich an allen Gegenständen der Conversation mit lebhaftem Eifer, denn er ist in seinen Mußestunden Jäger, Imker, Landmann, Musiker, Politiker, war sogar in seinen jungen Jahren etwas Poet und zeigt sich auch jetzt in der Literatur bewandert und in ihren Erzeugnissen belesen. Der Mann scheint dir zu gefallen; er ist kein Kopfhänger, hat sein politisches Herz auf dem rechten Flecke, trinkt sein Glas Wein oder Bier mit sichtlichem Behagen; und wenn er zuletzt der Haupturheber einer improvisierten Bowle ist und in der heitersten Laune von seinen Studentenstreichen erzählt, so schwörst du, daß der Doctor ein ganz famoser Mann sei. Außerdem hast du etwas Respect vor ihm, da du ein zuvorkommendes Betragen von Seiten der anderen Stammgäste gegen ihn wahrnimmst; und dir selbst will es bedünken, als wenn der Herr nur bis zu einer gewissen Grenze Spaß macht und versteht. Dich überkommt unwillkürlich das Gefühl, daß du dich neben einem Menschen befindest, der tüchtig und gesund in seinen Ansichten und seinem Wirken ist, dem man es wohl nachsehen darf, ja sich darüber freuen muß, wenn er, der solche ernste und anstrengende Tage durcharbeitet, seine Abende in einer bescheidenen Erholung heiter und zufrieden zubringt.

Aber die Hand aufs Herz, lieber städtischer Leser: der Landdoctor hat dir als Gesellschafter in seinen Kreisen gut gefallen; aber möchtest du ihn, den Bauern-

doctor, wohl in die Krankengemächer deiner Frau und Kinder einführen, oder ihn bei deinen eigenen Leiden um Rath fragen? Du würdest gewiß deine Bedenken haben. „Wie kann ein Landarzt, welcher größtentheils mit derben Bauern verkehrt, etwas von meinen schwachen Nerven wissen“, würde dir deine Frau auf deine Empfehlung entgegnen. „Das geringste Geräusch, der geringste unangenehme Duft fällt gleich auf meine Nerven. Ich höre ihn schon mit derben Schritten kommen. Und du sagst, daß er raucht. Am Ende riecht er noch gar nach Taback. Ich bekomme schon eine Ohnmacht, wenn ich nur daran denke.“ Von deiner Frau abgewiesen, gehst du zu deiner etwas kränklichen Tochter und erzählst ihr, daß du einen tüchtigen Arzt, einen Landdoctor freilich, kennen gelernt hättest und ihn bei ihren Leiden consultieren möchtest. Ist dein Schützling unverheirathet, steht er im kräftigen Mannesalter, so wird deine ledige Tochter sich auf alle Fälle für ihn interessieren. Es ist ja der Gedanke für ein fühlendes Frauenherz so erquickend, aus einem Sohne der Wildnis einen vernünftigen Menschen erziehen zu können; außerdem hat der Titel Frau Doctorin, selbst einer ländlichen, welche, was die Sophaplätze anbetrifft, gleich nach dem der Frau Pastorin rangiert, etwas anziehendes; und wie wird die gesunde Landluft die blassen Wangen röthen. Hat der Doctor ein eigenes Haus, einen hübschen Garten und ein Wäldchen auf den nahen

Bergen, so wäre der Landdoctor keine so üble Partie, denkt dein Töchterchen. „Aber als Arzt soll ich den Doctor gebrauchen, mein Väterchen? O das ist gewiß nur ein Scherz von dir. Die Landärzte fragen so entsetzlich naiv.“ Du bist also mit deinem Landdoctor bei Frau und Tochter durchgefallen. „Aber du kannst ihn ja über dein eigenes Leiden um Rath fragen, lieber Mann, wenn du durchaus mit deinem Landdoctor über Krankheiten verhandeln willst.“ „Ich? Was fällt dir ein, liebe Frau? Unterleibsleiden sind keine Sache für Landärzte. Die Bauern haben keine Anlage dazu, und ihre Aerzte können also darin keine Erfahrung haben.“

Wenn du, mein lieber städtischer Leser, nun aber glaubst, daß der Landarzt im allgemeinen sowohl an ärztlichem Wissen und Können seinem städtischen Collegen nachsteht, als auch des gesellschaftlichen Taktes und der erforderlichen Lebensart entbehrt, um seine Erscheinung in den gebildeten städtischen Kreisen nicht nur zu einer nützlichen, sondern auch angenehmen zu machen, so bist du in einem Vorurtheile befangen. Denn was die wissenschaftliche Ausbildung anbetrifft, so ist diese bei dem Stadt- und Landarzte dieselbe, die ländlichen ärztlichen Vereine und fleißige häusliche Lectüre lassen auch den Landarzt mit der Wissenschaft fortschreiten; dagegen übertrifft der Dorfarzt in seiner isolierten Stellung als Doctor für alles seinen städtischen Collegen an Vielseitigkeit, während dieser, wenn ihn

eine größere Anlage oder ein wissenschaftliches oder speculatives Interesse zu einem speciellen Fach leitet und er auf dieses vorzugsweise seinen Fleiß verwendet, in diesem eine größere Erfahrung erlangt. Die wahre Bildung aber ist so sehr Gemeingut der ganzen Nation geworden, daß sie auch auf dem Lande überall ihre Vertreter hat, und da der Arzt nicht auf der letzten Stufe zu ihnen gehört, so wird er sich leichter in die Gemächer der gebildeten Städter, als der Stadtarzt in die dumpfen Stuben des ungebildeten Landvolkes gewöhnen. Der Stadtarzt ist unter den Aerzten der Diplomat, der Landarzt der Mann der That. Abgesehen auch von dem Vorurtheil, womit das städtische Publikum den Landarzt betrachtet, so ist es aber dennoch sowohl diesem als auch noch weit mehr dem Stadtarzte zu widerrathen, wenn sie gesonnen sein sollten, ihre Stellungen mit einander zu vertauschen, da sie beide in ihren neuen Wirkungskreisen der in ihrer Praxis gewonnenen Umgangsregeln verlustig und sich unsicher fühlen werden. Denn der richtige Landarzt muß auf dem Lande geboren und erzogen sein, er muß das Bauernhaus, seine Bewohner und deren Sprache kennen. Das Landvolk verkehrt am liebsten mit einem Arzte, welcher seine Sprache und sich darin auszudrücken versteht, der in seinem Kopfe, Herzen und Magen Bescheid weiß, d. h. mit seiner Lebensphilosophie, Gemüthswelt und Lebensweise vertraut ist, welcher sein Leibes- und nöthigenfalls

Seelenarzt, ein aufrichtiger Rathgeber in allen Vorkommnissen und Theilhaber an seinen Leiden und Freuden sein kann. Allen diesen Anforderungen wird ein städtisch erzogener Arzt nicht genügen können und deshalb trotz auch gediegenen fachlichen Wissens auf dem Lande nicht fortkommen. Denn der Bauer, indem er voraussetzt, daß die Welt, in welcher er geboren und erzogen wurde, auch anderen bekannt sein müsse, hält den Städter entweder für stolz oder dumm und wird jenen verachten, während er zu diesem kein Vertrauen haben kann; und das junge zu Neckereien aufgelegte Volk macht ihn, welchem die gewöhnlichsten Begriffe von dem ländlichen Treiben abgehen, bald zum Gegenstand seines Spottes. Das Landvolk hat stärkere Nerven als der Städter und kann im figürlichen Sinne auch stärkere Erregungsmittel vertragen. Es liebt deshalb ein grades Wesen an seinem Arzte und zieht einen etwas derben Arzt dem ängstlichen vor; und daher mag es kommen, daß die in den kleineren Garnisonstädten weilenden Militairärzte bei dem Landvolke so sehr beliebt sind. Der Landmann ist in Krankheiten nicht leicht ängstlich und will auch nicht unnöthiger Weise geängstigt werden. Ein ängstlicher Arzt ist ihm deshalb unbequem und erscheint ihm nicht selten interessiert. So wie er tüchtige Dosen von kräftigen Arzneien liebt, deren gehoffte Wirkung sich schon aus dem Geschmacke vorahnen läßt, und trotz seiner bekannten Sparsamkeit

keine billigen Medicamente mag*) und bei dem Gebrauche derselben leicht über das vorgeschriebene Maß hinausgeht, so will er auch einen ordentlichen, volltönenden Namen für seine Krankheit haben, damit es auch etwas rechtes ist, weshalb er den Doctor hat herkommen lassen. Sind es nun wohl gar zwei oder drei Krankheiten, welche nach der Aussage des auf seine Anschauungsweise eingehenden Arztes seinen armen Körper befallen haben, so fühlt er mit seiner Umgebung sich, wenn auch erschreckt, doch im höchsten Grade befriedigt. Nichts kann ihn aber mehr verletzen, als wenn

*) Hierzu folgender auf einer wahren Begebenheit beruhender Beleg. Vor dem Schalter einer Landapotheke stehen zwei Landleute, beide im Begriff, die ihnen von verschiedenen Aerzten verschriebenen Medicamente in Empfang zu nehmen. Die eine von dem Apotheker verabfolgte Arznei kostet einen Gulden, die andere nur wenige Groschen. Der Empfänger der ersten theuren Arznei steckt sie mit dem glücklichsten Gefühle bei, während der andere seine billige dem Apotheker mit folgenden Worten wieder zustellt: „Hier, Apteker, heft he sin Bruken (Arznei) wier. Da et so billig is, sall et auk wol nix dügen.“ — Von der oft übel angebrachten Sparsamkeit des Landvolkes zeugt ein fast unglaublicher, aber doch oft vorkommender Gebrauch, welcher darin besteht, daß der Bauer die für einen seiner kranken Hausbewohner verschriebene Arznei, wenn sie von diesem nicht mehr genommen wird, austrinkt, damit von der theuren Ware nichts umkomme.

ein Besuchender sein Aussehen nicht elend findet, und ein bedauernder Ausruf wird mit vielem Vergnügen entgegengenommen. Bei bedenklichen Krankheiten sieht der Landmann sich lieber auf das Schlimmste vorbereitet, als daß ihm die Gefahr verhüllt wird. Indem man nun in der Stadt in Rücksicht auf den Zustand des Kranken und die geängstigten Gemüther der Angehörigen die Befürchtungen kaum anzudeuten wagt, so muß der Landarzt unter Beobachtung der sonstigen Rücksichten nicht zu sehr damit zurückhalten.

Solche Bedenken, welche den Stadtarzt zu bestimmen pflegen, erkennt der Landmann nicht an. Er hat selbstverständlich seine Kinder ebenfalls recht lieb; wenn aber Gott sie zu sich nehmen will, so giebt er, allerdings mit thränenden Augen, die anvertrauten Pfänder ohne Murren zurück; denn diese werden nun Engel im Himmel und gehen den vielen Mühsalen und Leiden, unter welchen die Eltern seufzen, glücklich aus dem Wege. Es ist auch bei ihm der Lebenstrieb mächtig, aber sein Leben ist voll Mühe und Arbeit. Tritt nun die Todesgefahr dem erwachsenen Kranken näher, und läßt der Arzt verstehen, daß der Ausgang wohl ein schlimmer sein könne, so legt der Kranke resigniert seine Hände in einander, bestellt sein Haus und verlangt nach geistlicher Hülfe, um sich für den Heimgang zu rüsten. Unverzeihlich würde es in den Augen des Landvolkes sein, wenn der Arzt die Wahrheit verschwiegen

hätte und das Ende unerwartet herannahen sollte. Der sterbende Hausvater will vor allen Dingen, bevor er scheidet, sein Hauswesen ordnen und für sein Seelenheil Sorge tragen. Wenn nun auch hierin die Ansicht des Landvolkes über die Wirksamkeit der Gnadenmittel in der letzten Stunde zu weit geht, so ist doch das Verlangen darnach ein Ausfluß des Bedürfnisses und Strebens, sich mit der beleidigten Gottheit auszusöhnen. Die Ankunft des Doctors aber ist in allen, vorzüglich den wichtigeren Fällen, nicht nur für den Kranken, sondern auch für die Umgebung, selbst für die Nachbarschaft ein Ereignis. Jeder Ausspruch des Arztes über Verlauf und Wesen der Krankheit wird aufmerksam aufgenommen und darüber nach seinem Scheiden eine eingehende Unterhaltung gepflogen und zuletzt von den Besuchenden bei ihrer Rückkehr den Ihrigen möglichst wortgetreu wieder erzählt. Es kann deshalb nicht fehlen, daß bei dem außerordentlichen Gedächtnisse des Landvolkes für solche Angelegenheiten Aussprüche, vorzüglich sogenannte Bonmots der Aerzte, sich lange in ihrem Munde halten und auf der einen Seite zur Vorsicht mahnen, auf der anderen nicht wenig zur Volksthümlichkeit eines Arztes beitragen.

Doch damit, daß der Arzt den Kranken untersucht und ihm ein Recept verschreibt, ist die Umgebung selten zufrieden; sie will auch von ihm unterhalten sein. Jeder hat sich in Bezug auf sein Kommen etwas vor-

genommen. Der kleine Krauskopf hat ein Kaninchen bekommen, welches er dem Doctor zeigen will. Das kleine Mariechen steht ganz verschämt in einer Ecke, und der kurzsichtige Doctor hat es nicht gleich bemerkt, daß es eine neue Schürze trägt. Der Anerbe will ihm das Füllen zeigen, der Bauer ihm von seinem Prozeß erzählen und von ihm die letzten Zeitungsnachrichten erfahren. Die Tochter hat zu buntem Leinen Garn auf den Webstuhl aufgezogen und erwartet, daß der Doctor das Muster lobt. Und wenn der geplagte und eilige Arzt nun endlich die Stube verlassen will, so kommt ihm in der Hausthür die Hausfrau mit der Kaffeekanne entgegen, und nun muß er sich trotz allen Sträubens hinsetzen und den für ihn bestimmten Kaffee trinken, welcher weder geklärt noch derart abgekühlt ist, daß er gleich getrunken werden kann. Wollte der Arzt der ihm auch noch so unangenehmen Einladung keine Folge leisten, so würde ihm dieses unfehlbar als Stolz ausgelegt werden. Derartige Geduldsproben werden dem Landarzte in seinem Berufe nirgends erspart. Auch bei den Besuchen in seinem Hause hat er nicht selten Gelegenheit, sich in ihnen zu üben. Die Krankenberichte, welche auf dem Wege nach der Wohnung des Arztes hin beständig recapituliert werden, damit sie sich dem Gedächtnisse einprägen und nichts, auch das Unwesentlichste mit eingeschlossen, vergessen wird, sind, vorzüglich wenn der Bauer sie selbst bringt, zeitraubend und oft

mit Mittheilungen verbunden, welche für den Arzt weniger interessant sind, aber doch mit angehört werden müssen. Denn hat der Bauer einmal Platz genommen, so glaubt er dem Arzte eine Freundlichkeit zu erweisen, wenn er ihn möglichst lange das Glück seines Besuches genießen läßt, und außerdem schlägt er den Nutzen seiner Kundschaft nicht zu gering an. Dazu kommt nun noch, daß der Bauer in seiner übel angebrachten Sparsamkeit im Winter selten die Fenster öffnet und sich am behaglichsten fühlt, wenn er hinter seinem Ofen in einem unbeschreiblichen Hitz- und Dunstkreise sitzen kann. Eben so wenig sind seine Kammern ein Muster von Reinlichkeit und fern davon, Ansprüche an einen gemüthlichen Aufenthaltsort zu machen. Außerdem hat der Landarzt mit hundert Vorurtheilen und abergläubischen Bedenken zu kämpfen; aber dennoch hat das Leben desselben seine unverkennbaren Vorzüge. Er hat keine eingebildeten Krankheiten zu behandeln, nicht unter dem unermüdlichen Erzählungstalente hysterischer Frauen auszuharren oder unter den Launen gnädiger Herrschaften und verzogener Kinder zu leiden, nicht mit ängstlicher Sorgfalt sein Benehmen den verschiedensten Charakteren seiner Kranken anzupassen; er ist trotz seiner Gebundenheit durch seine Berufspflicht dem Stadtarzte gegenüber aus sich heraus selbständiger und ungebundener, wenn auch das dat Galenus opes (Galenus verleiht Schätze) mehr auf diesen seine Anwendung

findet. Und wie alle Gefühle unter den Landleuten ursprünglicher sind, so zeigt sich auch hier Dankbarkeitsgefühl gegen den Arzt in einer respectvollen Zutraulichkeit und Anhänglichkeit und einem unbegrenzten Vertrauen, welches sie auch in anderen Dingen in sein Wissen und seine Redlichkeit setzen. Mit diesem Vertrauen eröffnen sich dem Landarzte unter den Landbewohnern ein unermeßliches Feld einer gesegneten Wirksamkeit, welches sich weder dem Beamten, noch selbst dem Pfarrer in dem Maße darbietet.

Bevor ich schließe, möchte ich zwei Züge aus dem Leben eines mir bekannten Landarztes mittheilen, welche von einer seltenen Opferfreudigkeit und einem hohen Pflichtgefühle Zeugnis ablegen. Bei einer sich über ein ganzes Dorf ausbreitenden bösartigen Nervenfieber-Epidemie, wo es zuletzt ganz an der nöthigen Krankenpflege fehlte, so daß Todte, Sterbende und Kranke nicht selten auf einem Bette beisammen lagen, hat dieser ärztliche Samariter mit der größten Lebensgefahr außer seiner ärztlichen Behandlung auch die Krankenpflege ausgeübt, die Lebenden von der ängstigenden Nähe der Todten befreit, die Durstigen getränkt und den Sterbenden die letzte Labung gereicht. Späterhin wurde von Seiten der Regierung für die nöthige Krankenpflege gesorgt. Ein anderes Mal wird derselbe Arzt während der Nachtzeit über Land zu einer Frau gerufen, welche seiner Hülfe dringend bedarf. Als er ungefähr eine

Stunde vom Hause entfernt, durch einen hellen Schein aufmerksam gemacht, sich umsieht, erblickt er sein Dorf und seine Wohnung in Flammen. Aber anstatt umzukehren, setzt er dahin, wohin die Pflicht ihn ruft, seinen Weg fort, und erst, nachdem er die geängstigte Frau von ihrer Last befreit hat, eilt er zurück und dankt Gott, daß er die Seinigen unversehrt wiederfindet. Das Haus seiner Väter aber war niedergebrannt. Es schmücken diesen einfachen Landarzt weder Orden noch Titel, aber das Bewußtsein einer treuen Berufserfüllung und die Liebe und Achtung seiner Bekannten.

---

5. Der Dorfschulmeister.

Wer würde jetzt noch, wenn er vor fünfundzwanzig und mehreren Jahren das Glück hatte, einen würdigen Dorfschulmeister kennen zu lernen, in dem Träger eines modischen, schwarzen Anzuges, eines untadelhaften Cylinders, einer leichten Brille und hoher, steifer Halskragen, von den Bauern der Aehnlichkeit wegen Flechten (Wagenflechten) genannt, einen Repräsentanten des Landlehrerstandes erkennen können. Das künstlerisch lang gehaltene, nach hinten gekämmte Haupthaar, welches der Weihrauch einer Cigarre ahnungsvoll umwirbelt, und die nach vorn geneigte Haltung des Oberkörpers

lassen eher auf den Beruf eines Schriftstellers schließen und die schwärmerisch blickenden blauen Augen den lyrischen Dichter ahnen. Und wirklich hat uns unser scharfer Blick hierin nicht getäuscht. Der junge Herr Lehrer hat seine schriftstellerische Laufbahn mit Herausgabe eines neuen A B C-Buches unter Approbation des königlichen Consistorii begonnen und ist augenblicklich damit beschäftigt, eine Sammlung von Musterbriefen herauszugeben. Einen Kranz friedfertiger Sonette, in welchen er alles, was des Menschen Brust bewegt, und das Ideal der zukünftigen Frau Rectorin besungen, hat er im Sonntagsblatte, welches ein Schulfreund im nächsten Städtchen herausgiebt, niedergelegt; auch componiert er im trauten Stübchen der Reihe nach alle Gedichte, welche im „Kinderfreund", einem Lesebuche für Volksschulen, stehen und ist Correspondent einer Zeitung für Unglücksfälle auf dem Lande. Die einzige Eigenthümlichkeit, welche ihm noch von seinem Stande ankleben geblieben, ist die Vorsicht, womit er selbst bei dem schönsten Wetter sich mit einem Regenschirm bewaffnet und seine Beinkleider aufkrämpt.

Wie ganz anders stellt sich das Bild des seligen Herrn Cantor dar, welches uns vor Augen schwebt. Seine straffe Haltung, die Sauberkeit seiner allerdings nicht modischen Kleidung, seine Vorliebe für blankgewichste Kanonenstiefeln ließen den gewesenen Unteroffizier nicht verkennen; und wie früher der Säbel, so kam

ihm jetzt die lange Pfeife, das Attribut seines neuen gelehrten Standes, nicht von der Seite. Neben der Würde, welche auf dem Gesichte des Schulmonarchen thronte, machte sich von früher her ein humoristischer Zug geltend, der in den kleinen unter buschigen Augenbrauen liegenden Augen aufblitzte und sich neben der fleischigen, an der Spitze etwas gerötheten Nase vorbei in die Winkel des colossal angelegten Mundes verlor. Der letztere, welcher mit ausgezeichnet conservierten Kauwerkzeugen versehen war, erschien wegen seiner Prominenz fast rüsselförmig, und man sah es ihm an, daß er neben dem wohlgerundeten Bauche, mit welchem er gemeinschaftlich die Freuden der Kindtaufs-, Hochzeits- und eigenen zur Schlachtezeit von den Mitgliedern der Schulgemeinde reichlich beschenkten Tafel theilte, im Organismus eine bevorzugte Stellung einnahm. Ein dichter, krauser Haarbestand wies auf eine vorzügliche Gesundheit hin, und nur das Pedal schien eine gewisse Schwäche zu verrathen.

Da nach seiner Meinung ohne Subordination keine Ruhe denkbar war, so hielt er in seiner Schule eine ausgezeichnete Disciplin aufrecht, und auf seinem Katheder sitzend wußte er den ihm von seinem obersten Schüler von der biegsamen Birke oder dem Haselstrauche geschnittenen Baculus ebenso nachdrücklich anzuwenden, wie früher den Corporalstock. Außerdem sah man es der durchaus strengen und unerbittlichen Amtsmiene des

Herrn Cantor an, daß er sich seiner souveränen Stellung in der Schule wohl bewußt war und nicht mit sich spaßen ließ. Er hielt seine Schüler streng zur Gottesfurcht und zum Besuche des Gottesdienstes an. Er war ein Freund kerniger Bibelstellen und suchte sich und seine Schüler durch das Hersagen solcher und seiner Lieblings-Liederverse zu erbauen. Er ließ am liebsten aus dem alten Testamente vorlesen, bei welcher Gelegenheit ihm die Kämpfe mit den Philistern die gewünschte Veranlassung gaben, seine kriegswissenschaftlichen Kenntnisse leuchten zu lassen. So wies er aus dem Ausgange des Zweikampfes zwischen David und Goliath nach, daß die Artillerie die beste Waffe sei. Der Herr Cantor war nämlich Artillerist gewesen. Er hielt streng darauf, daß seine Schüler auch nach außen hin geziemend auftraten und es nie an der schuldigen Höflichkeit gegen die Eltern und Vorgesetzten fehlen ließen. Da es ihm durch die göttliche Ordnung eingerichtet zu sein schien, daß der Bauer mehr war als der Heuerling, der Herr Pastor in der Gemeinde die erste Stelle einnahm und nach ihm er selbst die zweite, so machte sich die Gliederung seiner Schüler von selbst. Also obenan saß Pastor's Theodor, dann kam sein Sohn Gustav, sein Alterego während seiner Abwesenheit, nach diesen beiden folgten die Söhne der größeren Bauern, und den Schluß bildeten die der kleineren Grundbesitzer und Heuerlinge. Ebenso gruppierte er natürlich auch die

Mädchen. Eine Aenderung ward nur in den Fällen angedroht, wenn die Spenden in den höheren Kreisen zeitweilig spärlich flossen. Dann war es an der Zeit, die Abschreckungstheorie in Scene zu setzen; es trat ein allgemeiner Straftag ein, und der Herr Cantor befand sich in übelster Laune. Aber wie Oel die stürmisch bewegte See zu beruhigen vermag, so gelang dieses auch den von allen Seiten in die Küche des Herrn Cantor getragenen Schlagen Butter und Mandeln Eier mit dem empörten Herzen desselben.

An Sonntagen leitete er während des Gottesdienstes vom Cantorstuhle aus den Gesang der Gemeinde. Gewöhnlich aber verließ er diesen bald und gieng, im Winter durch einen Radmantel vor der Kälte geschützt, auf dem Chore auf und ab. Er war nun unumschränkter Herr auch in der Kirche, und sein gemessener, würdevoller Schritt schien zu verrathen, daß er diesen Vorzug von der ganzen Gemeinde anerkannt wußte. Sobald aber der Herr Pastor die Sacristei verließ und auf dem Chore erschien, verließ er seinen Platz, um ihn demüthig und nach den Worten der Schrift: „Es kommt einer nach mir“ dem Höheren zu überlassen, und begab sich in seinen Cantorstuhl zurück. Bei Leichenbegängnissen war der Herr Cantor nicht nur nach dem Herrn Pastor der würdigste Repräsentant der Geistlichkeit, sondern auch ein sehr geehrter Gast. Er erschien gewöhnlich zuerst, um mit aller Gemächlichkeit den

Kaffee, welcher ihm durch die einschenkenden Frauen, die seinen Geschmack kannten, gehörig versüßt wurde, schlürfen zu können. Eine gehörige Quantität von Zwiebäcken und Weggen stand außerdem seinem immer fertigen Appetite zu Gebote. Im Winter verschmähte er auch, bevor der Leichenzug das Trauer-Haus verließ, den ihm dargebotenen erwärmenden Schnaps nicht, welchen von allen Anwesenden, die Schulkinder mit eingeschlossen, nur der Herr Pastor zurückwies. Bei weiten Leichenwegen erschien auch der Herr Cantor wohl auf einem zahmen Rößlein, welches er auch auf dem Rückwege, der Leiche voran, ritt. Er hielt dann das Gesangbuch vor sich auf dem Sattelknopfe, und hinter ihm gieng der oberste Schüler, um ihm die lange Pfeife nachzutragen. Der Herr Cantor war dann einem türkischen Pascha, dem sein Diener den Tschibuk nachträgt, nicht unähnlich. Bei dem sogenannten Leichenbier, welches im Wirthshaus gespendet wurde, pflegte sich zuguterletzt auch der Herr Cantor einzufinden, um, seine lange Pfeife im Munde, an den Getränken und der Unterhaltung der Leichleute hervorragenden Antheil zu nehmen.

Daß bei Tauf- und Hochzeitsschmäusen der Herr Cantor mit Frau Gemahlin, welche letztere als gewesene Kammerzofe oder Köchin eines adligen Hauses bei solchen oft die Kochkünstlerin spielte und überhaupt bei den Bäuerinnen ihres Beirathes wegen sehr angesehen war und oft beschenkt wurde, nicht fehlen durfte, ver-

stand sich von selbst. Er erschien bei solchen Gelegenheiten, von den Wirthen auf den allgemeinen Ruf: „Der Herr Cantor ist da“ ehrerbietigst empfangen, so zu sagen mit Kind und Kegel und verließ auch erst spät wieder das gastliche Haus, mit allen den Seinen reichlich gesättigt, und außerdem mit gefüllten vorsorglich mitgebrachten Taschen für die folgenden Tage.

An bestimmten Abenden in der Woche erschien der Herr Cantor im ersten Wirthshaus des Dorfes, um mit dem Müller, dem Untervogte und dem Meier vom Meierhofe eine Partie Solo zu spielen. Hier nahm er ebenfalls den ihm von den Andern selbstverständlich überlassenen Ehrenplatz ein. Der Wirth brachte diensteifrigst ein Glas Kümmel, und der älteste Sohn ließ es sich nicht nehmen, dem Herrn Cantor selbst die Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Da der Herr Cantor nur einmal für den Abend stopfte und zuletzt nur noch die Asche rauchte, so war letzteres Geschäft, das wiederholte Anzünden der ausgegangenen Pfeife nämlich, ein gewiß mühevolles und Fidibus raubendes.

Außer seiner amtlichen Wirksamkeit war der Herr Cantor auch in vielen andern Dingen eine vielfach beanspruchte Persönlichkeit. Da der Herr Pastor den Bauern zu vornehm war, so wandten sie sich in allen Angelegenheiten an den Herrn Cantor. Er mußte ihnen Briefe an ihre Kinder in Amerika und die bei den Regimentern stehenden Söhne schreiben, mußte ihnen

bei Streitigkeiten und Prozessen rathen, Bittschriften aufsetzen u. s. w. Demnach war der alte Herr auch eine Art Schriftsteller, aber Dichter war er nie, er möchte denn um ein Fuder Heu oder Stroh verlegen gewesen sein und diesen seinen Wunsch einem seiner bäuerlichen Freunde in Versen ans Herz gelegt haben. Daß er bei seinen allgemeinen Kenntnissen auch in den Krankenstuben gern gesehen wurde und manchen guten Rath zu ertheilen wußte, versteht sich nach dem oben Gesagten von selbst. — Die letzten Jahre seiner amtlichen Thätigkeit wurden ihm aber leider zu kummervollen. Ein neuer Schulinspector schien sich in die Lehrmethode des alten Herrn nicht finden zu können, und zuletzt hatte es dieser mit seinem Vorgesetzten, einem Mäßigkeitsfreunde, bei dessen Besuche in seiner Wohnung dadurch gänzlich verdorben, daß er ihm ein Gläschen von seinem besten Doppelkümmel, welchen er selbst nur bei festlichen Gelegenheiten trank, vorsetzte. Nach vielen Plackereien mußte er zuletzt einem jüngeren Lehrer Platz machen. Aber wenn dieser auch unterrichteter sein mochte, als der alte Herr Cantor es war, so wollten doch die Bauern letzterem den Vorzug lassen. Denn er hielt seine Schule in musterhafter Ordnung, gewöhnte seine Schüler an eine große und deutliche Handschrift und ein ordentliches Benehmen in und außerhalb der Schule, so daß die Verwaltungsbehörden sie, wenn sie erwachsen waren, gern zu Vorstehern an-

nahmen; auch war er gemeiner, das heißt umgänglicher mit den Eltern, als der neue Lehrer, welcher außer den Dienstgeschäften nicht mit ihnen in Berührung kam.

Als nun der alte Herr Cantor das Zeitliche segnete, entstand allgemeine Betrübnis in der Gemeinde. Die Alten standen mit thränenden Augen an seinem Grabe und noch lange hörte man sie sagen:

„Solch' einen Cantor kriegen wir nicht wieder."

---

6. Die Spinnstube.

Wir Westfalen sind von jeher auf die von uns verfertigte Leinwand stolz gewesen. Denn nicht nur, daß die Beschäftigung des Spinnens und Webens bei uns eine uralte ist, von der schon Tacitus berichtet: sondern die westfälische Leinwand war auch ein von fremden Nationen schon früh begehrter Artikel, so daß der Erlös dafür unserer Gegend einen gewissen Grad von Wohlhabenheit verlieh und den häuslichen Fleiß der Landleute anregte. Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gieng westfälische Leinwand über Nürnberg nach Italien. Später nahm der Absatz seine Richtung mehr nach Holland und England. Als aber hier durch Erhöhung des Eingangszolles der Verkehr sich minderte, eröffnete sich für die westfälische Leinwand ein neuer

Absatzweg nach Spanien und dessen Colonien, so daß, wie Möser in einer Reisebeschreibung gelesen hatte, selbst die Mohren im innersten Afrika die westfälische Leinwand unter dem landesgebräuchlichen Namen Löwend (holländische Leinwand) gefordert hätten. Als aber im Anfang dieses Jahrhunderts die englische Maschinenspinnerei als Concurrentin auftrat und nicht nur die westfälischen Producte auf den alten Märkten schlug, sondern auch die Leinenindustrie im eigenen Lande bedrängte, begann mit dieser der ländliche Wohlstand in bedenklicher Weise abzunehmen. Obgleich nun in letzter Zeit westfälische Maschinenspinnereien gegen die englischen den Kampf aufgenommen haben, und sich dadurch die Leinenindustrie in Westfalen wieder hebt, so hat davon der Landmann, indem er in alter Weise zu fabricieren fortfährt, keinen directen Nutzen. Da das Handgespinnst weder an Feinheit, noch Billigkeit mit dem Producte der Maschinenspindel sich messen kann, und doch das Spinnrad neben dieser seinen ungestörten Gang geht, so mag dieser Umstand wohl auffallend genug sein, um das Interesse eines jeden, der sich um das industrielle und sittliche Wohl des Landvolkes kümmert, zu erregen. Es möge mir deshalb erlaubt sein, den lieben Leser an den Herd der ländlichen Leinenfabrikation, die gemüthliche Spinnstube, zu führen, wo sich ihm das Räthsel von selbst lösen wird.

Wir Westfalen haben in dem zähen Festhalten an

dem Alten, Hergebrachten auch die Wohnweise unserer germanischen Vorfahren beibehalten. Der westfälische Bauerhof liegt auch jetzt noch, wie zu den Zeiten des Tacitus der deutsche überhaupt, einzeln, und so wenden wir uns von dem Landwege ab, um das stattliche, unter hundertjährigen Eichen versteckt liegende Haus zu erreichen. Wir treten, nachdem wir den Hofraum durchschritten haben, durch die Seitenthür ein, und schon hier, wo wir durch den Unterschlag an die Herdstelle gelangen, schallt uns ein fröhlicher Gesang aus der Wohnstube, von welcher ein kleines erleuchtetes Fenster auf die Diele geht, entgegen.

Treten wir ein, wir sind in der Spinnstube, dem Heiligthum des westfälischen Bauernhauses.

Die Stube ist durch eine von dem Luchthaken herabhängende Lampe erleuchtet und von spinnenden Männern, Frauen und Kindern angefüllt. Der alte Wehrfester sitzt im Sorgenstuhle hinterm Ofen. Er pausiert eben, da er seinen abgesponnenen Wocken seiner Frau übergeben hat, damit sie ihm eine neue Dißen anlegt, und gewinnt dadurch Zeit, sich seine Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Die junge Frau, welche ihr jüngstes Kind an der Brust hält, schält Kartoffeln auf den folgenden Tag, die sie in den neben ihr stehenden blanken, messingenen Eimer fallen läßt. Nahe an den Wänden zu einem großen Kreise auseinandergerückt sitzen die übrigen fleißigen Spinner und Spinnerinnen

und lassen die Fäden unablässig durch die großen und kleinen Finger laufen. Unser Eintreten stört sie keineswegs in ihrer Beschäftigung, obgleich bei demselben der Gesang unterbrochen wurde. Wir gehen auf den alten Wehrfester zu und geben ihm die Hand; ebenso bieten wir diesen ländlichen Willkommen der alten und jungen Frau, welche letztere ihre nasse Hand vorher an der Schürze abtrocknet. Das verschämte Lächeln der jüngsten, der einzigen noch unverheiratheten Tochter, verräth uns, daß auch sie auf diese Auszeichnung Anspruch macht. Der Wocken an ihrem Spinnrade zeichnet sich durch das schönste Wockenblatt aus, gemäß dem Sprichworte: „Glatte Wichters, glatte Wockenbläer." Der ihr zur Seite sitzende Nachbarssohn scheint über das Kommen der Stadtleute wenig erbaut zu sein; dagegen sieht man es den blitzenden Augen des zehnjährigen Krauskopfes an, daß er sich über die Abwechselung freut. Die Knechte und Mägde, welche keine Annäherung von unserer Seite erwarten, mustern uns von der Seite, und so können wir uns auf die Einladung des Wehrfesters, Platz zu nehmen, auf die von seiner Frau bereitwilligst hingesetzten Stühle niederlassen. Der alte bietet uns seine lange Sonntagspfeife zum Rauchen an, und da wir diese ausschlagen und rasch nach unseren Cigarrentaschen greifen, läßt er uns Feuer zum Anzünden reichen. Wir bemerken zunächst, daß alle so fleißig seien, worauf uns ein bescheidenes:

„En lüttk beeten“ (Ein klein wenig), oder die Versicherung: „Wi mötet wol, denn et mott de annre Weeke up't Stell (Webestuhl)“ zu Theil wird. Wir verwundern uns nun darüber, daß überhaupt noch so viel Fleiß auf das Verfertigen von Leinwand verwandt wird, da sich die viele Arbeit nicht mal annähernd belohne und man sich besser stehe, wenn man das gesponnene Garn, ja selbst den rohen Flachs verkaufe, anstatt jenes zu verweben. Hierdurch haben wir den alten Bauer in den gewünschten Redefluß gebracht: „Da haben Sie ganz recht“, giebt er uns zur Antwort. „Aber womit sollen wir uns an den langen Winterabenden beschäftigen? Die übrige Arbeit ist gethan und leidet auch nicht darunter, und müßig können weder wir, noch die Dienstboten gehen. Diese kann ich nicht blos für den Sommer halten und im Winter wieder gehen lassen. Wenn auch an dem Leinen so viel nicht verdient wird, so können wir doch dabei bestehen, da die Zeit, welche wir darauf verwenden, ohnedies verloren gehen würde und nicht besser aber wohl schlechter zugebracht werden könnte.“ „Aber thäten Sie selbst nicht besser, wenn Sie sich vielleicht mit Zeitungs- oder landwirthschaftlicher Lectüre befaßten und sich fortbildeten, damit Sie Ihren Acker rationeller führen und gewinnreicher herstellen könnten?“ „Ach, ich merke schon, Sie sind auch einer von den Niemöodsken (Neumodischen), doch mit solchen Geschichten kommt man auf die Straße

und ins Wirthshaus. Schade, daß mein ältester Sohn, mein Erbe, nicht zu Hause ist, mit dem würden Sie besser auskommen. Der hat sein Spinnrad längst an die Seite gesetzt, da er sich nicht umsonst, wie er sagt, quälen wolle. Er liest Zeitungen, besucht die landwirthschaftlichen Versammlungen und die Wirthshäuser, und ist leider mehr außerhalb als im Hause. Mein Predigen dagegen hilft jedoch nichts. Aber, wenn das Ei auch klüger sein will, als die Henne, so hat dagegen ein anderes Sprüchwort wieder einen Trost, indem es sagt: De Jügde (Jugend) mot erst n' ittelke Paar Narrenschoo verschlieten, vor det se wiis (weise) werd. Ich aber bleibe beim Alten und hinterm Spinnrade zu Hause, und meine Frau steht sich gut dabei. Is et nich sau, Aulske?" Die alte Bäuerin nickt ihm freundlich zu, und den umdüsterten Mienen des sonst so freundlichen Gesichtes der jungen Frau sehen wir es deutlich an, daß auch sie es mit der Weise des Schwiegervaters hält. Dieser fährt nun fort: „Ueberhaupt haben Sie keinen Begriff davon, wie gut wir uns hinter den Spinnrädern vertragen. Diese sind die besten Blitzableiter, wenn der Zorn uns zu Kopfe steigt. Denn da es nicht taugt, wenn er da sitzen bleibt, so braucht man ihn nur an dem vollen Spinnwocken, dem es nicht weh thut, auszulassen und man hat den doppelten Vortheil, daß man den Zorn los wird und die Spulen vollkriegt. Es geht ja in solch einem großen

Haushalte nicht immer glatt ab, und man hat doch hie und da seinen Aerger mit den Dienstboten. Da giebt es denn auch bei meiner Alten ab und an ein böses Wetter, zumal ich das Brühen (Necken) nicht lassen und sie es nicht vertragen kann. Dann spinne ich mit Gewalt, damit ich meinen Spinnwocken leer und die Spulen voll kriege, und gebe ihr beide hin. Gleich ist sie wieder gut, haspelt diese ab und legt an jenen eine neue Dißen an."

„Sie sagten vorhin, daß das Spinnen und Weben keinen Verdienst abwerfen könne, da das Garn eben so billig, wie das Leinen und dieses nicht theurer als der rohe Flachs sei. Da haben Sie aber doch nicht ganz recht. Es liegt in dem Gelde, welches wir mühsam gewinnen, mehr Segen, als in dem leicht gewonnenen. Wir sind sparsamer damit. Und dann sehen Sie mal unsere Heuerleute an. Diese müssen das Geld, womit sie ihre Ausgaben bestreiten, aus dem Gespinnste haben, und so sind von früh bis spät alle großen und kleinen Hände thätig, um das Garn zum Löwend zusammen zu spinnen, welches eine nette Summe Geldes auf einmal ins Haus bringt, während ihnen der Erlös für einzelne Stücke Garn, welche sie außerdem auch wohl beim Krämer gegen Waren vertauschen würden, nur zu leicht durch die Finger geht. Auch macht es den Mädchen ein großes Vergnügen, ihre Koffer voll selbstverfertigten Leinens zu haben, und sucht es das eine dem

andern im Spinnen und Weben zuvorzuthun; denn tüchtig spinnen und weben können ist der größte Ruhm für ein tüchtiges Bauermädchen. Da sehen Sie mal unsere Ann'marie an. Sie spinnt für ihre Aussteuer, da sie sich mit dem Wildfange, der neben ihr sitzt, verheiraten will. Fragen Sie mal, ob es ihr nicht mehr Vergnügen macht, wenn sie das Garn zu ihrer Aussteuer selbst spinnt und verwebt, als wenn sie das Leinen fertig kauft. Wenn Sie mal wiederkommen, müssen Sie bei Tage vorsprechen und das Muster besehen, welches meine Tochter in gefärbtem Garn zu bunten Kleidern verwebt, ich glaube, Sie würden mit demselben zufrieden sein. Der Fritz würde allerdings lieber mit ihr hinter den Thüren freien (liebkosen), aber das leide ich nicht. Denn ich halte es mit dem alten Sprüchwort: „De 't Schmantpöttken (Rahmtopf) nich vor de Katten wahret, werd beschnoopet un beschlickert.“ Und so muß der Fritz bei uns aushalten und mitspinnen, was ihm besonders gut thut, da er so das Sitzen lernt.“

„Aber die Dienstboten würde ich nicht bei mir in der Stube haben, das muß Sie doch genieren.“ „Ganz und gar nicht. Ich bespreche mit meinen Knechten, meine Frau mit den Mägden die Arbeit für den morgigen Tag; und indem wir hinter unseren Rädern alles gehörig und ruhig überlegen, so wissen die Dienstboten genau, wie sie zu gehen haben. Aber auch für

Knechte und Mägde ist der Aufenthalt bei uns in der Stube von großem Nutzen. Sie müssen sich unter meinen und den Augen meiner Frau anständig aufführen, was sie nicht thun würden, wenn sie sich selbst überlassen blieben. Sie müssen sauber und rein erscheinen, lernen Ordnung und Benehmen und hören manches, was ihnen für ihren eigenen Haushalt demnächst nützlich sein kann. „De mi't Peerd wiiset, bruukt mi de Krübben nich to wiisen (wer mir das Pferd zeigt, braucht mir die Krippe nicht zu zeigen)", sagt ein altes Sprüchwort. So kann man auch von den Dienstboten auf die Herrschaft schließen. Auch ist das Gefühl der Zugehörigkeit für sie und ebenso für uns von großem Nutzen. Indem sie nun auch selbst mehr auf sich halten, suchen sie als fleißige und getreue Dienstboten sich nichts zu Schulden kommen zu lassen, und streben für unseren Hof, als wäre es ihr eigener."

„Aber schadet es den Kindern nicht, wenn sie mit den Dienstboten zusammen sind? Es fällt da manches Wort vor, welches nicht für ihre Ohren berechnet ist."
„Da sehen Sie zu ängstlich; auch leide ich nicht, daß Zweideutigkeiten vorkommen, und nur diese sind gefährlich, da sie zum Nachdenken anregen. Dagegen lernen die Kinder, indem sie unseren Gesprächen zuhören, früh und spielend Ackerbau und Haushalt kennen. Und da sie für jedes abgelieferte Stück Garn, welches keine Krallen (Klumpen) hat, eine Kleinigkeit bekommen, so

gewöhnen sie sich frühzeitig an fleißiges und accurates Arbeiten. Wenn sie auch anfangs für ihre wenigen Groschen das ganze römische Reich kaufen wollen, so lernen sie doch bald den wirklichen Werth des Geldes kennen, und werden so spielend oft bessere Rechenmeister, als mancher Große, der weder im Hause noch in der Schule das Einmaleins begreifen kann.“ „Aber ermüdet nicht die immerwährende ernste Unterhaltung?“ „Wer sagt Ihnen, daß wir nur solche führen? Da muß ich denn für Abwechselung sorgen. Sobald ich merke, daß die Räder weniger lustig schnurren und der eine oder andere anfängt zu gähnen, so schlage ich ein lustiges Lied vor, und Sie sollten mal hören, wie munter gleich beim Singen die Spinnräder wieder werden und den Baß dazu summen. Auch erzählen wir uns Dööntkens (Anecdoten) vom ollen Fritze oder Napoleon, welchen ich selbst noch gekannt habe, denn ich bin mit bei der Bereszina gewesen und könnte auch Ihnen manches von dem russischen Winter Anno 12 erzählen. Wir äußern den Wunsch, eines der lustigen Spinnstubenlieder zu hören, und der alte Wehrfester geht gern auf diesen ein. „Was meint Ihr, sollen wir den Herren mal eins vorsingen?“ Ein zusagendes Nicken, dann ein Flüstern und Kichern erfolgt. „Was für ein Lied wollen Sie, ein altes oder ein neumodisches?“ wendet sich der Wehrfester wieder an uns. „Ein altes.“ „Das wundert mich, da Sie so für das Neue sind. Doch Sie haben

recht, die alten Lieder klingen besser und außerdem habe ich mir von unserm Doctor, welcher überall nach solchem alten Kram herumstöbert, sagen lassen, daß in den alten Liedern viel Poesie versteckt liege. Ich kenne das Ding nicht, weiß aber, daß die alten Lieder lustiger sind und deshalb besser gefallen, als die neuen. Nun fangt an, alle auf einmal, und tüchtig dazu getreten."

Bline Jost, de hadd' ne Deeren,
De woll he von Harten geren
Bringen to den rechten Stand,
De von Gott is to erkannt.

Klecks de Schriewer de wörd ropen,
He kam mit den Schriewtüg lopen,
Un he schrew wol in den Breef,
Wat de Deeren mit e kreeg:

Eenen Pott und eenen Schlef
Seß Paar Lepels, krumm und scheef,
Eenen Rock, seß Elen wiet.
O wat fröde sick dat Lüt!

Eenen Kist' un eenen Schrank,
Eene Tunnen to'n Schwinedrank,
Twe ole Küssen, eenen Pöhl.
Segge ji Lüe, was dat nich veel?

Rappel-Pappel hett de Pape,
He kam mit de Mönkeskappe,
Nam en old Katgissenbook,
Gew se een — twe — dre tohop.

Abens güng de Hochtied an,
Frölick wören Fru und Mann,
Frölick wören alle Gäste,
Dre brade Herinck was dat Beste.

„Jösken, schmeck es to, wo söte!“
„„Donnerhal, et is je Kriede.““
„Junge, et is je Brannewin
Und en Klütken Sucker drin.“

Use Hans, nu dull un vull,
Küsst sin Gretken, dat nich wull,
Bats! kreg he en up de Schnute:
„Jess'=Mar'=Josep, min Aug' is ute!“

„Nun noch eins! Up enem Been kann man nich staun.“

„Spinn' mine lewe Dochter,
Sast hemm 'ne nie Müssen.“
„„Ach mine lewe Moder,
Dann woll ick di wol küssen.
Kann man nich spinnen,
Mi swäret de Finger
Und döt mi so weh.““

„Spinn' mine lewe Dochter,
Sast hemm en nie Kleid.“
„„Ach mine lewe Moder,
Dat wör mi ne grote Freud.
Kann man nich spinnen,
Mi swäret de Finger
Und döt mi so weh.““

„Spinn' mine lewe Dochter,
Saſt hemm en nien Hot.“
„„Ach mine lewe Moder,
De ſteht mi ſo got.
Kann man nich ſpinnen
Mi ſwäret de Finger
Un döt mi ſo weh.““

„Spinn' mine lewe Dochter,
Saſt hemm n' jungen Mann.“
„„Ach mine lewe Moder,
De ſteht mi wol an.
Nu kann ick wol ſpinnen,
Nu ſwäret mi kin Finger,
Nu döt mi nix weh.““

„Nun zu guterletzt noch eins!“

As ick na ne Junker was, was ick ſo fin,
So fin, as man ne gnädig Frölen mag ſin.
Da was ick ſo wacker un ſo fin, as derto
Nu ſitt ick bi de Weigen un ſinge ei ei,
Ei, eia popeia, ei, eia popei.

Wenn up de Märkten nix was to daun,
Dann konn ick up'n Awend mit den Spinnrad utgaun,
Dat ſang ſick, dat ſpann ſick vor Luſt un Pleſeer,
Dann ſeggen de Jungens: Biſt doch ne wacker Deeren.
Nu ſitt ick bi de Weigen un ſinge ei, ei,
Ei, eia popeia, ei, eia popei.

As ick na ne Junker, da was et mi paß,
Da güng de Viole, nu geht de Brummbaß.
O wör ick doch ewig ne Junker blewen,
Un hadd' mi nich up dat Frien begewen.
Nu sitt ick bi de Weigen un singe ei, ei
Ei, eia popeia, ei, eia popei.*)

„Nun ist's genug. Na, Krauskopf, nun heraus mit Deinen Räthseln, damit die Herren sehen, daß Du auch was kannst!“ In dem wohlgefälligen Lächeln, mit welchem der Alte seinen Enkel auffordert, liegt so viel Zärtlichkeit, daß wir in der Annahme, der kleine Schelm mit den rothen Wangen und den blitzenden Augen sei des Großvaters Liebling, nicht fehl gehen können. Er thut erst etwas verschämt; aber bald hat er die Verlegenheit überwunden und läßt, indem er uns keck ansieht, mit lauter herausfordernder Stimme sein Räthsel hören:

Up'n Thie**) daar staa't twee Plauten,
Up de Plauten staa't twee Staaken,
Up de Staaken steht 'ne Tunne,
Up de Tunne steht 'n Trechter,
Up den Trechter steht 'n Ball,
An den Balle sitt 'n Müülert,

*) Diese drei Lieder sind aus dem nördlichen Theile des Fürstenthums (Neuenkirchen-Damme) und in dem dort herrschenden plattdeutschen Dialecte geschrieben.

**) Thie: Sammelplatz in den Dörfern. Dieses und das folgende Räthsel ist in dem Dialecte des südlichen Theiles der Provinz (Amt Grönenberg) geschrieben.

Uöwer den Müülert sitt 'n Schnüütert,
Uöwer den Schnüütert sitt't twee Gleppers,
Uöwer de Gleppers steht n' Wauld,
Darin huuseret Junk un Ault.

Die Mädchen kichern vor sich hin und schauen uns verstohlen an, ob wir die uns gewordene Aufgabe wohl lösen werden. „Wat is dat?" Ich will Dir, lieber Leser, zur Hülfe kommen, damit Du Dich nicht vor dem kleinen Burschen und den andern blamierst. Wenn ich Dir nun sage, daß der Müülert der Mund, der Schnüütert die Nase und die Gleppers die Augen sind, so brauche ich Dir eben so wenig den Wald, in welchem jung und alt hausen, als das Ganze zu bezeichnen.

Nachdem wir das Räthsel glücklich gelöst haben, hat auch das kleine Mariechen Muth bekommen, uns eines aufzugeben, und unter dem Zureden und Zunicken der anderen beginnt sie:

Ick satt up miinen Klösskeu,
Un luusede miin Bösskeu;
Wo länger as ick luusede,
Wo kahler dat he wöörd.

Du mußt ihr den Gefallen thun und Dich stellen, als wenn Du das Räthsel nicht lösen könntest, und mit triumphierendem Lachen wird sie, da sie nicht länger warten kann, Dir die Lösung zurufen:

„Dat was de Spinnewuocken."

Doch die Zeit, welche wir zum Besuch der Spinnstube ansetzten, ist verronnen. Wir stehen auf und geben dem alten Wehrfester die Hand zum Abschiede, indem wir uns für die freundliche Aufnahme und Belehrung bedanken, und ihm die Versicherung geben, daß wir jetzt vollständig von der Wichtigkeit einer ordentlichen Spinnstube für das Leben des Hauses und der Familie überzeugt sind. Nachdem wir auch den übrigen Familienmitgliedern die Hand zum Abschiede gereicht haben, wenden wir uns zuletzt auch zu den Dienstboten, die uns jetzt als zur Familie gehörig in einem ganz anderen Lichte erscheinen. Auch ihnen schütteln wir die Hände und verlassen, von dem alten Wehrfester begleitet, die Stube. Er giebt uns bis an die Seitenthür das Geleite, wünscht uns eine gute Reise und ladet zum baldigen Wiederkommen ein. Nachbars Fritz, welcher sein anfängliches Vorurtheil gegen uns überwunden zu haben scheint, bietet sich zum Begleiter an, indem er uns einen Richteweg zu zeigen verspricht. Unter seiner Führung verlassen wir den Hof. In der Stube scheint es nach unserem Weggange ruhig zu bleiben. Aber wir können uns versichert halten, daß unsere Erscheinung und die Absicht derselben jetzt eifrigst besprochen werden, und daß gerade diejenigen, welche während unserer Anwesenheit am wenigsten feil hatten, jetzt die eifrigsten Redner sind.

---

7. Die Hollandsgänger und Dänemarker.

Justus Möser sagt in seiner Osnabrückischen Geschichte unter der Ueberschrift: Natürliche Beschaffenheit des Landes, §. 10: „Außerdem gehet jährlich eine Menge Beiwohner (Heuerleute) nach Holland, welche daselbst im Sommer ein Handlohn verdienet und den Winter über zu Hause sitzt und spinnet.“ Im ersten Theil seiner Patriotischen Phantasien vertheidigt er das Hollandgehen gegen die Bedenken eines Pastor Gildehaus, welche ebenfalls darin abgedruckt stehen und ebenso wie die Vertheidigung den Westfälischen Beiträgen entnommen sind. Pastor Gildehaus eifert nämlich gegen das Hollandgehen, indem er zu beweisen sucht, daß der Gewinn der Hollandsgänger durch Reise- und Zehrungskosten und durch Versäumnis des eigenen Ackers ein illusorischer werde, und sie selbst krank und siech geworden einem frühen Tode entgegengiengen. Möser aber, wenn er auch dieses Letztere zugiebt, will das Hollandgehen von einem höheren Standpunkte aus, dem des Staatsnutzens, betrachtet wissen. Er weist darauf hin, daß es den Heuerleuten durch das in Holland verdiente Geld möglich gemacht werde, früh zu heirathen, daß durch die erzielte größere Nachkommenschaft die Bevölkerung wachse und Aecker und Früchte im Preise erhalten würden. Ich will den geehrten Lesern überlassen, das Pro und Contra im ersten Bande der Patriotischen Phantasien nachzulesen, bemerke

aber, daß der letzte von Möser angegebene Grund in unserer Zeit der Eisenbahnen nicht mehr stichhaltig ist, da die Landesproducte nicht mehr auf den nächsten Nachbar angewiesen sind, sondern in die weitesten Fernen gehen, dagegen aber die Humanität unserer Tage für Pastor Gildehaus eintreten wird und das einzelne Individuum gegen Krankheit und frühen Tod schützen will. Da übrigens der Wandertrieb ein Stammzug des sächsischen Volkes ist und nicht zu unterdrücken steht, so ist es immer wünschenswerther, wenn dieser nach Holland, als wenn er nach Amerika führt. Denn von dort kehren die Ausgewanderten wieder, bringen Capitalien mit, während sie solche von größerem Belange nach Amerika ausführen und gemeiniglich nicht wiederkehren. Wenn die in Holland gewonnenen Capitalien auch klein sind, so dienen sie doch vorzüglich zum Anschaffen von nützlichen Hausthieren und Ackergeräthschaften, zur Einrichtung eines Haushaltes überhaupt, während der tagtäglich ausgezahlte Gewinn nur zu leicht zwischen den Fingern zerrinnt.

Die Hollandsgänger, welche als Heuerleute in dem alten Fürstenthum Osnabrück, hauptsächlich aber im benachbarten Oldenburgischen wohnen, ziehen die einen früher, als Torfmacher, die anderen später, als Grasmäher, nach Holland aus. Jene gehen gleich nach Ostern ab, haben sich zu kleinen Trupps vereinigt, welche unter Absingen von Volksliedern, oder gar mit

Musikbegleitung, falls einer von ihnen die Kunst des Clarinettenspielens versteht, durch die Ortschaften ziehen. Sie sind mit leichten Ranzen beladen, in welchen sie nur so viel Proviant mit sich führen, wie sie bis zum Ort ihrer Bestimmung bedürfen. Die sogenannten Packen, welche Leibwäsche und Lebensmittel enthalten, werden von dem holländischen Boten mitgenommen. Die Hollandsgänger halten sich genau an die alten Routen, Rasten und Herbergen. Die Rast wird gewöhnlich unter einzeln stehenden, alten Eichen gehalten, wo man die Schalen von ausgetrunkenen Eiern als Merkzeichen ihrer Anwesenheit findet. An Ort und Stelle angekommen, übernimmt der Baas (Meisterknecht, figürlich: Hauptkerl), welcher schon Jahre lang bei demselben Herrn gearbeitet hat, von diesem eine Fläche Moors in Verding an. Für seinen guten Willen erhält er von ihm außerdem noch ein Handgeld. Das Torfmachen wird nun von der Gesellschaft gemeinschaftlich besorgt und bei trockenem Moor der Torf gestochen, sonst gebaggert. Das Torfbaggern ist eine überaus beschwerliche Arbeit. Die Torfmudde wird von den sogenannten Treckers (trecken — ziehen) mit einem an einen Bügel befestigten Beutel und einer langen an den Leib fest geschnallten Stange aus einer Tiefe von achtzehn bis zwanzig Fuß herausgeholt und von ihnen in einen Kasten ausgeschüttet. Die Lösers (lösen — auseinander — kleinmachen) arbeiten die Masse

mit forkenartigen Instrumenten durch. Die nun auf einer flachen Ebene ausgebreitete Masse wird von den Arbeitern mit viereckigen, unter die Fußsohlen geschnallten Brettern platt getreten, die getrocknete in Stücke geschnitten und zuletzt mit den nicht selten blutenden Händen auseinander gebrochen. Der so in der Form fertige Torf muß nun noch getrocknet werden, was dadurch geschieht, daß man ihn auf die Kante stellt und der Sonne und dem Winde aussetzt. Wenn der Sommer diesem Geschäfte günstig ist, so kann mit der Ablieferung des trocknen, in großen Haufen aufgestapelten Torfes der Lohn, welcher gleichmäßig vertheilt wird, frühzeitig in Empfang genommen werden, und sich der Torfbaggerer auch noch als Grasmäher verdingen und somit doppelt verdienen. Diese zweite Classe von Hollandsgängern, Handkemaiers (Handmäher) genannt, welche sich bei den reichen Wiesenbesitzern zur Grasmahd und zum Heuen verdingen, ziehen anfangs Juni mit Sensen auf den Rücken ab. Zwischen ihnen und den Torfmachern ist nur der Unterschied, daß sie weniger und einfacheren Proviant mitnehmen. Denn während jene mit Brod, Butter und Speck, wozu noch ein in Holland erhandelter Käse kommt, zufrieden sind, haben diese zu einer frugaleren Mittags- und Abendkost außerdem noch Hülsenfrüchte und Mehl mitgenommen. Feuer- und Schlafstellen werden ihnen von der Herrschaft angewiesen. Zur Erntezeit kehren beide, Torf-

macher und Grasmäher, zurück, zur großen Freude und Beruhigung ihrer Frauen, die bis dahin jede Arbeit bei dem Bauer und auf ihrem eigenen Acker haben verrichten müssen und in die größte Verlegenheit gekommen sein würden, wenn sie nun auch noch zur Ernte fremde Mäher hätten dingen sollen. Im Ganzen ist der Verdienst der Hollandsgänger nur gering, jene goldenen Zeiten, in welchen sie 150 bis 200 holländische Gulden verdienen konnten, sind längst vorüber. So kehren sie denn, die so fröhlich ausgezogen waren, meistens still und mühselig, aber nicht sehr beladen zurück. Ehemals gab es auch Hollandsgängerinnen. Es waren dieses Mädchen, welche, um einige Gulden mit Jäten zu verdienen, auszogen. Seitdem aber der Dienstbotenlohn von Tage zu Tage steigt, ziehen sie es vor, sich zu vermiethen. Auch die Sitte, nach Holland zu gehen und in den Lustgärten der reichen Holländer zu arbeiten, hat abgenommen.

In einzelnen Theilen des Fürstenthums Osnabrück, vorzüglich im Amte Bersenbrück, hat sich der Hollandsgänger in einen Dänemarker verwandelt und zu einem Fürsten des Arbeiterstandes emporgeschwungen. Er ist für heirathslustige Mädchen die beste Partie im Dorfe, und die Mutter sieht mit Stolz auf ihren jungen Sohn, wenn ihm die Ehre geschieht, nach Dänemark mitgenommen zu werden. „Use Hinnerck (Heinrich) kummt van Jahr (dieses Jahr) mit na Dänemark“ erzählt sie stolz zu ihren

Nachbarinnen. Unter Dänemark versteht man nicht nur dieses, sondern alle Ostseeländer, Rußland, Schweden, Norwegen und die deutschen Küsten. Die sogenannten Dänemarker sind vortrefflich organisiert. Ein Unternehmer, auch hier Baas genannt, welcher mit einem Arbeitgeber, mit dem er schon längere Zeit in Verbindung stand, brieflich unterhandelt, nimmt eine Anzahl Arbeiter als Knechte an. Diese verdienen außer Kost und Lohn im ersten Jahre 15 Thaler, im zweiten 30, 40, 50 bis 60 Thaler, bis sie nach einigen Jahren den vollen Verdienst erhalten, welcher wohl bis zu 150, 160 Thalern betragen kann. Der Baas ist verpflichtet, für Arbeit zu sorgen, dagegen versprechen die Knechte, stets unter seiner Aufsicht arbeiten zu wollen. Die Arbeit wird auch hier nicht in Tagelohn, sondern in Verding geleistet, und der Baas behält den ganzen Ueberschuß für sich. Außerdem bezahlt ihm jeder Knecht einen Louisd'or Handgeld. Oft bleibt der Baas, mit den Handgeldern und dem Reinertrag zufrieden, daheim, zumal wenn unter den Knechten ältere sind, welche die Führung und Aufsicht übernehmen können. Wenn er mitgeht, so arbeitet er mit den Uebrigen. Am Grünen Donnerstag beginnt gewöhnlich die Auswanderung. Eine solche kann sie mit Recht genannt werden, da meistens nur die Frauen, Greise, die selbst schon 30 bis 40 Mal ausgewandert waren, und Kinder zurückbleiben. Selbst Knaben von sechszehn Jahren werden

von ihren Vätern oder Verwandten mitgenommen. An den vorhergehenden Tagen sind die Dänemarker zur Messe und zum Abendmahl gegangen, da sie in den Ländern, wohin sie gehen, keine katholische Kirchen finden. Die nothwendige Vernachlässigung des Kirchenbesuchs während ihrer Abwesenheit wird durch den um so häufigeren Besuch der Gotteshäuser von Seiten der für ihre fernen Lieben betenden Mütter und Frauen ausgeglichen. Zuletzt macht der Dänemarker noch Abschied nehmend und trinkend bei Verwandten, Freunden und seinem Bauer die Runde. Am Orte ihrer Bestimmung angelangt, wohnen sie auf dem Moore in Erdhöhlen, essen jeden Mittag ihr einförmiges, aber kräftiges Gericht, Erbsensuppe mit Speck, und die Abendkost besteht aus einem aus Mehl mit Wasser angerührten und gebackenen Pfannkuchen, welche culinarischen Genüsse einer der unter ihnen erfahrensten Kochkünstler zu bereiten pflegt. Auch die Dänemarker kehren zur Erntezeit zurück. Uebrigens ist es althergebrachte Sitte, daß sowohl der Dänemarker als auch der Hollandsgänger einen Brief mit gelben Knopfnadeln den Frauen und Verwandtinnen mitbringt.

Es würde jedoch das hier entworfene Bild ganz und gar des Schattens entbehren, wenn ich nicht die Nachtheile erwähnen wollte, welche eben so gut den Dänemarker, wie den Hollandsgänger betreffen können. Nasse Sommer und in Gefolge dieser auftretende

Krankheiten verzögern nicht bloß die Arbeit, sondern schmälern auch den Verdienst. Der Aufenthalt in den sumpfigen Niederungen reibt den Körper nach und nach auf, und der Arbeiter kehrt oft elend und siech zu den Seinigen zurück. Während der Hollandsgänger in der Fremde, selbst wenn er erkrankt, bei seiner Herrschaft keine Theilnahme findet, wissen die Dänemarker die humane Behandlung von Seiten ihrer Arbeitgeber nicht genug zu rühmen. Der Herr Graf oder Baron schreibt selbst an die zurückgebliebene bekümmerte Frau des erkrankten Mannes und tröstet sie durch die Versicherung, daß es ihm an Pflege und ärztlicher Behandlung nicht mangeln solle. Nicht selten kehrt der Mann gar nicht zurück. Dann nehmen Verwandte und Freunde sich redlich der verwaisten Familie an, und nur der Gedanke, daß der Verstorbene nicht der Segenssprüche und der heiligen Sterbesacramente seiner Kirche theilhaftig geworden, trübt noch lange das Andenken an ihn.

Es möge mir erlaubt sein, zum Schlusse noch einige Anekdoten hinzuzufügen. Eine Holländerin mochte sich etwas ganz Absonderliches unter einem Muff (so ist der Schimpfname für alle Deutsche) vorgestellt haben. Als ihr ein solcher gezeigt wird, ist sie ganz erstaunt, in ihm einen Menschen zu erkennen. Die Wahrheit einer anderen tragikomischen Anekdote kann ich persönlich verbürgen. Es hatte sich in einem Dorfe das Gerücht

verbreitet, daß ein Hollandsgänger in Holland gestorben sei. Die Frau, zu deren Ohren das traurige Gerücht ebenfalls bald seinen Weg gefunden, hatte, um Gewißheit zu bekommen, einen Brief nach Holland geschrieben. Der Adressat war nicht aufzufinden gewesen; der Brief kam zurück. Um den Absender zu ermitteln, mußte der Brief im Postbüreau erbrochen werden, und da fand sich denn, daß es das Schreiben der unglücklichen Frau war. Der Inhalt war trotz der traurigen Veranlassung doch gar zu komisch:

„Lieber Mann!“ so lautete er, „die Leute hier sagen, daß Du todt seiest. Schreibe mir doch umgehend, ob es wirklich wahr ist“ u. s. w. Nebenbei erzählte sie ihm von glücklichen Familienereignissen, daß z. B. die Sau sogar zwölf Ferkeln geworfen habe. Aber letzteres sollte der gute Mann nicht mehr erfahren. Er kam nicht wieder. Das Gerücht hatte nicht gelogen.

---

8. Die Cloppenburger Strumpfhändler und die Hümmlinger Strumpfstricker.

Die durch die Frau von Staël, welche sie für ein wildes Volk, peuple sauvage, hielt, berühmt gewordenen, von J. G. Kohl in seinen Nordwestdeutschen Skizzen beschriebenen Haidschnucken, die nicht bloß im Lüne-

burgischen, sondern auch auf dem Hümmlinge, einem Theile des unter preußischer Oberhoheit stehenden Herzogthums Arenberg-Meppen, vorkommen, eine eigenthümliche kleine Gattung von Schafen, wahrscheinlich die direkten Nachkommen derjenigen, mit denen die Vorfahren unserer Väter ins Land zogen, liefern die Wolle zu den sogenannten Cloppenburger Strümpfen. Die Benennung ist unrichtig, oder doch ungenau. Cloppenburg ist ein oldenburgisches Amt, welches östlich an den Hümmling stößt. Von Cloppenburg kommen meistens die Packenträger, Strumpekerls genannt, welche mit den im Hümmlinge fabricierten Strümpfen hausieren gehen; und wie man die westfälische Leinwand Löwend, d. h. holländische Leinwand, nennt, weil die Holländer es waren, welche sie in den Handel brachten, so nennt man aus demselben Grunde nicht nach den Fabrikanten, sondern nach den Händlern die Hümmlinger Strümpfe Cloppenburger. Die von den reingewaschenen Haidschnucken um Johannis abgeschorene Wolle wird von Kaufleuten, welche in den angränzenden oldenburgischen Aemtern Cloppenburg und Löhningen, und auf dem Hümmlinge selbst wohnen, unter den Bauern des Hümmlings aufgekauft und vermittelst Maschinen gekratzt und zu zweidräthigem Garn gesponnen. Von ihnen holen sich nun die kleinen Leute, Anbauer und Heuerleute des Hümmlings, das Garn zum Verstricken. Nun geben sich, vorzüglich im Winter,

Männer und Frauen, Groß und Klein, mit groben Strickstöcken an die Arbeit. An den Abenden wird eine Fackel von Kienholz angezündet und bei ihrem flackernden Lichte die Arbeit vollendet. Kinder stricken an einem Tage ein, Erwachsene zwei bis drei Paar Strümpfe. Sie verdienen an einem Paar großer Strümpfe vier Grote oder sechszehn alte Pfennige. Auch die Schäfer auf den öden Haiden des Hümmlings sind fleißige Strumpfstricker. Die fertigen Strümpfe kehren in die Hände der Kaufleute zurück. Die Strümpfe sind natürlich lose und durchsichtig wie ein Sieb. Um ihnen die nöthige Dichtigkeit zu geben, werden sie auf ein Brett gelegt und so lange mit einem Bolten gewalkt, bis sich die Wolle zwischen die Maschen gesetzt hat, wodurch die Strümpfe ein filzartiges Ansehen bekommen. Das Walken lassen die Kaufleute besorgen. Nun sind die Strümpfe zum Versand fertig und gelangen auf dem Wege des Handels selbst nach Amerika, wo die alten bekannten Cloppenburger bei manchem norddeutschen Auswanderer ein Gefühl des Heimwehs erzeugen mögen. Ein großer Theil der fertigen Ware kommt an die Strumpekerls. Diese deponieren ihren verkauften Vorrath an verschiedenen Centralpunkten ihres Hausierkreises, füllen von diesem einen blauen, leinenen, mit gelben Ringen und einer durchlaufenden Schnur zum Zubinden versehenen Sack, welchen sie an Achselschnüren auf dem Rücken befestigen, und gehen nun mit ihren Strümpfen

von Haus zu Haus, von Ort zu Ort hausieren. Auf den Märkten sieht man den Strumpekerl hinter einem improvisierten Tische mit seiner Ware ausstehen. Er hat wiederum sein altes Quartier aufgesucht, wie denn auch hier eine Stetigkeit in Routen, Rasten und Quartieren, als ein Charakterzug der Niedersachsen, sich zeigt, von seinem Wirthe zwei Flachsbrechen geliehen, welche er auf dem Marktplatze so weit auseinandersetzt, daß ein Wagenbrett auf ihnen als Stützen liegen kann, und breitet auf diesem seine blauen, grauen und weißen Strumpfwaren aus. Er sieht sich bald von kauflustigen und kundigen Hausfrauen umgeben, welche prüfend eine Auswahl treffen. Lange, sogenannte Frauenstrümpfe, werden mit zehn, zwölf bis funfzehn alten Groschen — der Groschen zu acht alten Pfennigen gerechnet — verkauft, sogenannte Socken, kurze oder Männerstrümpfe, kosten acht, zehn bis zwölf alte Groschen, Kinderstrümpfe eben so viel. Die Cloppenburger Strümpfe sind im Osnabrückischen, Oldenburgischen, Münsterländischen und den angrenzenden Districten die hauptsächlichste Fußbekleidung der Landbevölkerung, welche sich bislang mit Stricken nicht beschäftigt hat. Sie halten die Füße ihrer filzartigen Dicke und Dichtigkeit wegen recht warm und werden deswegen auch von Leuten aus höheren Ständen gern getragen. Es läßt sich bei der Fabrikationsweise von vornherein annehmen, daß an ein Ausbessern der Cloppenburger Strümpfe nicht gedacht wird. Deshalb

werden die Sohlen und Seiten der Strümpfe mit festem Leinen eingefaßt, was man Absetzen, auch Lasken nennt, um sie dadurch haltbarer zu machen. Die schadhaften werden endlich weggeworfen.

Die Strumpekerls sind meistens stille, solide Leute, welche sich bei ihrer Kundschaft durch ihr ruhiges Wesen überall Vertrauen und Achtung verschaffen. Sie sind Landleute und sprechen plattdeutsch. Müde und matt von der schweren Tracht (Bürde) und den weiten Wegen kehren sie abends in ihre Standquartiere ein, verzehren ruhig ihr Abendbrod und legen sich bald darauf ins Bett, ohne sich um das fröhliche Treiben der übrigen Gäste viel zu kümmern oder an solchem zu betheiligen.

Außer den Strumpekerls muß uns der arme Hümmlinger Handarbeiter gerade in diesem Augenblicke am meisten interessieren. Wir sehen, wie auch hier Geschäftsstockungen den übelsten Einfluß auf den Handarbeiter ausüben. Nun mußte auch noch eine Mißernte vor einigen Jahren hinzukommen, um das traurige Elend einer Hungersnoth heraufzubeschwören. Denn in die von dem Haidbrande, dessen Wolken uns nur zu oft die Luft und Wonne des Frühlings verderben, verkohlte Erde streut der arme Hümmlinger die Aussaat des Buchweizens, außer der Kartoffel sein hauptsächlichstes Nahrungsmittel. Und als nun seine bescheidenen Hoffnungen zu nichte wurden und der kleine Verdienst

zum Ankaufe der sonst durch den Acker gewonnenen Nahrungsmittel nicht ausreichte, da mußte er der Barmherzigkeit seiner Landsleute anheimfallen. Damit kann aber auf die Dauer nicht geholfen werden. So hat denn die Regierung die Sache in die Hand genommen, indem sie eine rationellere Ackerwirthschaft zu unterstützen und für ausreichende Verkehrswege zu sorgen anfängt. Wir wollen hoffen, daß für die armen Hümmlinger eine neue Aera anbricht und das Ausbleiben des lästigen Moorrauches auch für uns ein Zeugnis derselben ist.

---

9. Der Sonntag-Morgen.

Die Sonne steht hoch am Himmel und hat schon manchen neugierigen und erstaunten Blick nach dem von hohen Eichenkronen überschatteten Bauernhause geworfen. Anfangs wurden ihre Blicke durch den auf den Wiesen lagernden Nebel getrübt; als dieser aber verschwunden war, sah sie neugierig zwischen den Obstbäumen hindurch in die im Kammerfach gelegenen Schlafstuben und fand richtig alt und jung noch ruhig schlafend in den Betten. Dann schielte sie ein wenig nach den Schlafkammern der Dienstboten; aber auch hier fielen ihre erstaunten Blicke auf die ruhigen Züge der Schlafenden. Was hat das zu bedeuten? Allerdings sind ihre

alten Bekannten vom Hühnerhofe schon längst auf den Beinen. Auch die Rauchschwalbe gleitet mit raschen, von ihr beschienenen Schwingen am Dache hin, um beutebeladen über die beständig offenstehende Einfahrtsthür (Niendür) zu ihrer Brut zurückzukehren. Aber keine menschliche Seele läßt sich in und außerhalb des Hauses sehen. Sonst, wenn sie ganz leise, leise über den Rücken des benachbarten, bewaldeten Höhenzuges hervorguckte, um die Schläfer im Thal zu überraschen, fand sie diese schon längst munter und auf der Diele und dem Häckerlingsboden beschäftigt, und dann wurde sie vor Zorn so roth, daß selbst die Scheiben ihre Glut wiederstrahlten. Und heute? Es ist unbegreiflich. Liebe Sonne, hast du denn ganz vergessen, daß heute Sonntag ist? Am Sonntag-Morgen gönnen sich die Landbewohner einen längeren Schlaf, der Sonntag mit seiner Ruhe muß sie entschädigen für die vorangegangenen sechs mühevollen Wochentage. Also es ist Sonntag-Morgen und, was noch mehr sagen will, ein Sommer-Sonntag-Morgen.

Endlich wird es lebendig im Kammerfache. Der alte Großvater hustet und die junge Frau sucht den weinenden Säugling zu beschwichtigen, damit er noch einen kleinen Nick halte. Denn sie hat noch so viel zu thun, bevor sie an ihn denken kann. Jetzt werden auch die kleinen Schläfer wach und munter, und nun ist an keine Ruhe mehr zu denken. Auf der Diele treffen wir

Knecht und Magd an. Jener versorgt die Pferde mit Futter und wirft auch von dem gestern Abend schon eingeholten Klee den Kühen vor. Die Magd begiebt sich mit dem blanken Milcheimer in die Ställe, und wenn sie mit dem vollen wiederkehrt, um die Milch zu seihen, so schleicht auch das Naschkätzchen mit in die Stube. Ueber dem Herdfeuer hängt der Topf mit dem Möösken (Weizenmuß), welches die junge Hausfrau durch fleißiges Umrühren vor dem Anbrennen schützt, und in dem an das Feuer geschobenen Kessel kocht dampfend das Kaffeewasser. Jetzt erscheint die Großmutter in geschäftiger, stürzender Eile, um für ihren Alten den Kaffee zu bereiten, dessen er nach dem anstrengenden Morgenhusten so sehr bedarf. Aber auch ihr wird ein Täss'chen an dem frischen Morgen gut thun.

Bald finden wir nun alle, große und kleine, Mann und Frau, Knechte, Mägde und Kinder beim Immet um den blankgescheuerten Tisch und die dampfende Schüssel mit dem schmackhaften Möösken versammelt. An einem kleinen Tische sitzen die beiden Alten. Die junge Frau hat dem Großvater sein jüngstes Enkelchen, welches nun doch nicht mehr schlafen wollte, auf den Schoß gesetzt. „Aller Augen warten auf Dich, Herr", betet der kleine Knecht und alle falten andächtig die Hände. Selbst der kleine Schelm, der Fritzemann, ein dreijähriger gesunder Krauskopf, der schon ein großes Stück Schwarzbrod erwischt hat, faltet die Händchen

über demselben. Aber nicht das Leise-Nachsprechen des Gebetes ist es, was ihm den Mund bewegt, sondern ein tüchtiger Bissen steckt darin, und so glupt er denn ängstlich und zugleich schelmisch unten aus, ob der gestrenge Vater auch wohl aufsieht. Aber wenn auch dieser es nicht bemerkt, so hat es doch das Mariechen gesehen und wartet nur auf den Schluß des Gebetes, um den kleinen Verbrecher anzuklagen. „Amen!" Jetzt greifen alle tüchtig zu, füllen aus der großen Schüssel in ihre Näpfe und langen in den mit dicken Schnitten des schmackhaften Pumpernickels gefüllten Korb. Die Großmutter gießt ihrem Alten eine warme Tasse Kaffee ein und nimmt, nachdem sie auch sich selbst versorgt hat, das Enkelchen zu sich, tunkt ein Stück Weißbrod ein und steckt es dem kleinen Vielfraß in die verlangenden Händchen. Nachdem alle, selbst der kleine Fritzemann, gesättigt sind und das Dankgebet gesprochen worden, tragen die Mägde die Schüssel, Näpfe und hölzernen Löffel fort, und die Dienstboten verlassen die Stube, um die noch übrige Arbeit zu verrichten und sich dann zum Kirchgange zu rüsten.

Für die junge Frau beginnt jetzt ein mühseliges Stück Arbeit: die Sonntagswäsche, welche den achttägigen Schmutz von den kleinen Gesichtern, Nacken und Händen wegschaffen soll. Zuerst werden die Mädchen vorgenommen. Obgleich die Mutter beim Waschen weder das Wasser, noch die reibende Hand spart, und

von ihren eiligen Manipulationen die kleinen Gesichter ordentlich glühen, so wird doch dieses alles mit einer anerkennenswerthen Resignation ertragen. Denn es ist heute Sonntag und die besten Kleider liegen auf den Stühlen ausgebreitet. Auch die hastige Beschaffung der Frisur, wobei der Kamm gar zu unbarmherzig durch das verwirrte Haar fährt, wird, wenn sich auch die kleinen Gesichter oft genug verzerren, dennoch ohne Murren hingenommen. Denn es wird nicht nur mit Aufwand vielen Wassers ein äußerst glatter Scheitel hergestellt, sondern die Mutter versteht sich trotz aller Eile dazu, ihrer eigenen Eitelkeit durch Anfertigung der niedlichsten kleinen Zöpfe genug zu thun. Sobald die Mädchen fertig sind, kommt die Reihe an den kleinen Fritzemann. Dieser, der sonst keineswegs ein Freund des kalten Wassers ist, vorzüglich wenn es mit seinem Gesichte in Berührung kommen soll, und es sonst nie sehr eilig hat, weiß sich heute nicht vor Ungeduld zu lassen. Eine neue Hose, in welcher der kleine Prinz heute zum ersten Male erscheinen soll, und die mit blanken Knöpfen reichlich versehen ist, bildet die Triebfeder; und so erleben wir das seltene Schauspiel, daß selbst er, welcher sonst in einer höchst widerspenstigen Weise die reinigende Hand der Mutter zurückschiebt, sich heute ruhig der Procedur unterwirft. Bald darauf sehen wir den kleinen Helden in seiner neuen Hose und Weste mit blanken Knöpfen und glänzenden Aermeln (Mow-

wen) vor der Thür stehen, und keiner der Vorübergehenden ist so unartig, diese wichtige Veränderung, welche mit der Person des Kleinen vorgegangen ist, zu übersehen. So steht er nun stolz da und birgt seine Hände in den beiden Hosentaschen. Ja, die Hose ist schön, aber das Beste daran sind dennoch die Taschen. Und wie tief sie sind. Und wenn am andern Morgen die Mutter die Hose in den Kleiderschrank hängt — denn vorerst darf diese nur an Sonn- und Festtagen getragen werden — und vorher die schweren Taschen untersucht, so wird sie mehrere bunte Steine, Endchen Bindfaden, farbige Glasstücke und noch viele andere Gegenstände von derselben Wichtigkeit in ihnen entdecken. Und da muß sie denn doch wieder lächeln, obgleich der übrige Besicht des gestern getragenen Beinkleides nicht überall nach ihrem Wunsche ausfällt.

Während die Mutter die Kleinen ankleidet, steht der Bauer vor dem Spiegel, um sich den eingeseiften acht Tage alten Bart wegzurasieren; und wenn er vorher weniger schweigsam gewesen wäre, so könnten wir glauben, daß die Wichtigkeit dieses Geschäftes seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Aber auch nachher geht er schweigend aus und ein und erscheint zuletzt in seinem Sonntagsanzuge vollständig zum Kirchgange gerüstet. Eine Meerschaumpfeife mit silbernem Beschlag und silberner Kette ist nicht das unwichtigste Stück der sonntäglichen Ausstattung, und so wird diese

jetzt mit der nöthigen Umsicht und so fest gestopft, daß der darin enthaltene Tabacк für den Hin- und Rückweg ausreichen wird. Zuletzt erscheinen auch die Dienstboten, die gemeinsame Kleiderbürste fährt noch einmal über Röcke und Beinkleider, und dann begeben sich die Kirchgänger auf den Weg zur Kirche. Die beiden Alten, die junge Frau, welche jetzt erst Zeit gewinnt, den Säugling umzukleiden, und die Kinder bleiben zurück.

Eine wahre Sabbathruhe liegt jetzt über dem Gehöfte. In der Stube sitzt Großvater behaglich in seinem Sorgenstuhle. Er hat seine Messingbrille aufgesetzt und liest aus der alten Hauspostille vor. Großmutter sitzt mit andächtig gefaltenen Händen und gesenktem Haupte neben ihm. Nur das Tick-Tack der in der Ecke stehenden Wanduhr füllt die Pausen aus, welche der Vorleser beim Umschlagen der Blätter machen muß. Der kleine Prinz liegt behaglich schlafend in seiner Wiege und ab und an fährt die dürre Hand der Großmutter über das glühende Gesichtchen hinweg, um eine lästige Fliege zu verscheuchen. Am Herde ist die junge Frau mit der Bereitung des Mittagsessens beschäftigt. Die Diele ist rein gefegt; Dreschflegel, Harken und Wurfschaufeln stehen wie in der Sonntagsparade da. Auch sie ruhen heute von ihrer Wochenarbeit aus. Selbst die sonst nimmer rastende Schwalbe hat sich auf einen der vorstehenden Pflöcke niedergelassen. Wir gehen über die Diele auf den Hof. Die muntere Hühnerschar hat sich

unter den am Zaun stehenden Fliederbaum zurückgezogen und hält in dem Schatten derselben Siesta; und Packan, der Hofhund, schläft behaglich in seinem Häuschen. Wir gehen weiter in den Garten und auf die Bleiche, wo unter einem Birnbaume die Bleichhütte steht. Wir werfen uns unter den Schatten des stattlichen Baumes ins Gras. Wie ist alles so sonntäglich ruhig! Das Glockengeläute schallt feierlich vom nahen Kirchdorfe zu uns herüber. Und zwischen den Zweigen hindurch schauen wir in den klaren, blauen Himmel.

„Der Himmel nah' und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn."

---

10. Die Babilonie.

Das alte Sachsenland, welches man auch wohl das Land der rothen Erde nannte und ihm damit auch noch den Stempel des Unheimlichen aufdrückte, war in den Augen des übrigen Deutschland lange ein unwirthliches Land, dessen Bewohner sich durch plumpe Formen, rauhe Manieren und eine unverständliche, platte Sprache eben nicht vortheilhaft auszeichneten. Auch die Städter, obgleich ein Möser, keine geringe Zierde der deutschen Literatur, aus ihrer Mitte hervorgegangen war, wurden

in dieses Interdict mit eingeschlossen. Reisende, welche nothgedrungen durch Geschäfte zu ihnen geführt wurden, zuckten bei ihrer Rückkunft mitleidig die Achseln. Die Männer seien steif und wortkarg, erzählten sie, und säßen in den Wirthshäusern in geschlossenen Zirkeln, ein jeder sein Oertchen Wein oder ein Glas Bier vor sich, und öffneten den Mund nur, um eine Rauchwolke oder ein unverständliches Wort gemächlich hinauszulassen. Mit den Frauen sei noch weniger anzufangen. Diese ständen entweder mit glühenden Gesichtern hinter den Kochtöpfen, oder säßen eben so unnahbar hinter ihren Spinnrädern und Strickzeugen, und ein gutes Recept zu einem Eingemachten sei ihnen lieber, als das schönste Gedicht. Nachdem aber der Haß, welchen die verschiedenen deutschen Stämme gegen einander hegten, und mit dem liebevollen Studium der gegenseitigen Eigenthümlichkeiten die Vorurtheile geschwunden waren, und mit Immermann, welcher die harte Schale des westfälischen Volkscharakters geöffnet und den darin enthaltenen süßen Kern in der Person des Oberhofschulzen gezeigt hatte, die Zeit der Dorfgeschichten anhob: sah man mit Bewunderung an den zwar rauhen, aber markigen und stolzen Gestalten der bäuerlichen Hofbesitzer auf. Auch die Reellität und Solidität der Städter, die wirthlichen und häuslichen Tugenden ihrer Frauen stiegen um so mehr im Werth, als anderwärts Schwindel, Luxus und Ueberfeinerung überhand nahmen. Und das Zähefest-

halten am Alten, welches man früher getadelt hatte, wurde jetzt den Landbewohnern als ein Vorzug angerechnet. Die Sammler und Alterthumsforscher zogen in Scharen zu ihnen, um ihre alten Sitten und Gebräuche, ihre Anschauungen kennen zu lernen, ihre Sagen und Märchen zu sammeln, von deren heidnischen Anklängen sie besser überzeugt waren, als der alte gewissenhafte Sammler im „Münchhausen" von der Aechtheit des Schwertes Karls des Großen. Auch Touristen durchreisten jetzt das verfehmte Land und waren nicht wenig überrascht durch seine landschaftlichen Reize; und als nun gar Levin Schücking „Bilder aus Westfalen" schrieb, da trat es gleichberechtigt in die Reihen der übrigen bevorzugten deutschen Landschaften ein. Leider hat der berühmte Schriftsteller das eigentliche Westfalen stiefväterlich behandelt. Von den drei Schwesterstädten Minden, Osnabrück und Münster bespricht er nur letztere ausführlich; auf Minden und Osnabrück wirft er flüchtige Blicke von den Bergen aus. Und doch hätte er auch außer Iburg manchen Punkt als geeignetes Vorbild für seine beschreibende Feder finden können. Vor allem ist das westliche Süntelgebirge*),

*) Dies ist der urkundliche Name der Bergkette. Die Benennung Wiehengebirge ist eingeschmuggelt und wird von einem Kartenmacher dem andern nachgeschrieben, sie ist entlehnt von einem einzelnen Berge, dem Wiehenberge, an der Nordseite der Margarethen-Klus bei Minden.

welches bis nach Osnabrück hinstreift, wohl werth besucht zu werden, und so möge es mir erlaubt sein, den Leser mit der interessantesten Strecke desselben bekannt zu machen.

Das westliche Süntelgebirge, welches von der Holzhäuser Schlucht bis zur Porta westphalica in einer bogenförmigen Linie von Westen nach Osten verläuft, bis Lübbecke eine mehr nördliche Richtung nimmt, von da an bis zur Weser wieder nach Süden abfällt, ist reich an durch geschichtliche Erinnerungen merkwürdigen Punkten, noch mehr aber an solchen, welche die Sage mit ihrem Zaubergewand umkleidet hat. Der Limberg, welcher dicht bewaldet sein mit einer Thurmruine gekröntes Haupt über die Holzhäuser Schlucht erhebt, wird oft in den Fehden zwischen Osnabrück und Minden genannt. Es hausten auf dem Limberge Ravensburg'sche Dienstmannen. Ein solcher, Alhard von dem Bussche, nahm den tapfern Dietrich von Horne, welcher aus einem Dienstmannengeschlechte entsprossen von 1376—1402 auf dem Osnabrück'schen Bischofssitze saß, verrätherisch ohne vorher gegangene Absage gefangen und brachte ihn auf den Limberg. In der Pforte des Limberges begegnete dem gefangenen Bischofe erst der Knecht, welcher die Fehdebriefe überbringen sollte. Dietrich nahm sie ihm ab und spottete: Ja, sie sind zeitig ausgesandt!

Doch währte die Gefangenschaft des Bischofs nicht lange. Noch verhängnisvoller für Stift und Stadt Osnabrück war die Schlacht am Holzhäuser Bache, welche von Dietrich von der Mark, dem Vicarius des Stifts unter dem gelehrten, aber schwachen Bischof Johann II. Hoet gegen die Mindener geschlagen und verloren wurde. Dietrich von der Mark wurde verwundet und gefangen, mit ihm 62 der edelsten Bürger der Stadt Osnabrück.

Der Reineberg, welcher sich über Lübbecke erhebt und ebenfalls eine Burg trug, von der nur wenige Trümmer und eine prachtvolle alte Linde auf dem Burgplatze übrig geblieben sind, ist ebenfalls Zeuge mancher blutigen Fehde, welche an seinem Fuße ausgefochten wurde, und wiederholten mächtigen Anrennens gegen sein bewehrtes Haupt gewesen. Anfänglich eine tecklenburg'sche Burg, war sie späterhin im Besitz von Minden.

Wenn man nun von der Holzhäuser Schlucht aus auf die Berge steigt und den Pfad verfolgt, welcher über die Bergrücken (Eggen) wegführt, so tauchen vor den entzückten Blicken, die nach rechts in die Grafschaft Ravensberg, nach links in die alte Grafschaft Stemwede fallen, Thürme und Burgen auf, welche Erinnerungen zumeist an die ältesten Epochen der deutschen Geschichte wachrufen. Reich ist vor allem die Grafschaft Ravensberg an solchen, ein Garten, welcher sich wellen-

förmig in den reizendsten Abwechselungen zwischen Wald und Flur bis zum Osninggebirge ausbreitet. Da ist es die Ravensburg, welche zunächst die Blicke fesselt, die Stammburg der Grafen von Ravensberg, deren Wappen drei über einander stehende Sparren man noch oft in unseren Bergen auf Grenzsteinen antrifft. Weiter nach links tauchen die Thürme von Bielefeld auf, der alten ravensberg'schen Stadt, und neben ihr der Sparenberg. Näher dem Beschauer liegt Herford, Hervorden, die uralte Sachsenstadt, und nicht weit davon Enger, wo der Sachsenheld Wittekind begraben liegt. Während nach Westen die Dietrichsburg, wahrscheinlich eine alte sächsische Feste, mit ihrem neuen Thurme den Horizont schließt, schweift der Blick nach Osten und Süden ungehindert bis an die blauen Berge, den Süntel und das Osninggebirge. Und zu allen dem grüßt auch noch das unvollendete Hermanns-Denkmal herüber. Welch' ein großes, reiches geschichtliches Feld hat sich da mit der Grafschaft Ravensberg unseren staunenden Blicken erschlossen! Wir sehen einen Befreier des geknechteten Deutschlands auf den blauen Bergen erscheinen und einen gleich mannhaften Helden in einem späteren Befreiungskampfe in diesen Thälern unterliegen. Von dort winkt das leider unvollendete Denkmal des ersteren mit Sieg gekrönten Helden herüber, und dort unten liegt der andere gleich tapfere, aber minder glückliche Kämpfer für die Freiheit seines Volkes begraben.

Aber es ist, als hätte die Nachwelt die Manen des Letzteren mit seinem unverdienten Misgeschick durch ein treues Andenken an sein heldenhaftes Ringen versöhnen wollen. Während das Denkmal des glücklichen Siegers unvollendet dasteht, ist das Grab des nach langem, vergeblichem Ringen besiegten Helden mit allen Ehren geschmückt. Wir sehen selbst einen Kaiser des heiligen deutschen Reichs zu dem Grabe des Sachsenhelden pilgern, um dem großen Todten ein würdig Grabmonument zu setzen. Es war Karl IV., der letzte deutsche Kaiser, welcher geschichtlich nachweisbar in unsere Gegend kam und eine bleibende Erinnerung an seinen Besuch zurückließ.

Der Blick in die alte Grafschaft Stemwede ist, wenn wir ihn nach links wenden, ebenfalls entzückend. Leider fehlen ihr geschichtlich merkwürdige Punkte. Der Sitz der Grafen von Hoya, welche den beiden Stiftern, Minden und Osnabrück, so viel böses zugefügt haben, liegt zu fern, um gesehen werden zu können; Minden hält sich hinter den Bergen verborgen, und der alte Grafensitz derer von Diepholz wird von den Stemmerbergen verdeckt.

Wenden wir unsere Blicke wieder der Grafschaft Ravensberg zu, so sind es zunächst Herford, Enger und Dietrichsburg, welche uns auf Wittekind und sein mächtiges Geschlecht hinweisen. Dieses war in Engern reich begütert. Die Kaiserin Mathilde schenkte

die von ihrem Vater, dem Grafen Dietrich, erhaltenen Güter dem von ihr an dem Orte Enger gestifteten Kloster, der Grabstätte ihres großen Vorfahren. Denn es heißt ausdrücklich von ihr, daß sie aus Wittekind'schem Stamme entsprossen sei. Wenn ihr Vater, Graf Dietrich, von welchem die Dietrichsburg ihren Namen haben soll, auf derselben gewohnt hat, so sehen wir die Grafentochter aus Wittekind'schem Stamm von hieraus dem sächsischen Erbprinzen, dem späteren Kaiser Heinrich I., dem Finkler, die Hand reichen. Die Großmutter der Kaiserin Mathilde war Aebtissin in Herford. Aber auch schon Wittekind hatte eine klösterliche Stiftung in Enger begründet, wie uns der Biograph der Königin Mathilde erzählt, indem er den bekehrten Herzog als den christlichen Verehrer und Gründer von Zellen rühmt und die Worte hinzufügt: Noch heutzutage besteht vielen wohlbekannt eine derselben, die Engersche.*) Auch die Sage behauptete schon immer, daß die Kirche zu Enger von Wittekind gegründet sei. Aber auch sonst feiert die Sage den bedeutendsten Repräsentanten des mächtigen Edelingsgeschlechtes an vielen Punkten. So haben wir eine Wittekindsburg auf dem Wittekindsberge, auch Wekingsburg genannt, auf dem östlichen Ausläufer des Westsüntels, der einen Säule der Porta

---

*) S. Pertz Monumenta Bd. X

westphalica. Unter Bergkirchen, welches hoch oben an der Bergkette liegt, quillt noch heute der Wittekindsborn. Hier an diesem Born, welchen, auf Verlangen des Heidenhelden nach einem Zeichen, ein christlicher Priester durch den Huf des sich bäumenden Rosses hat hervorschlagen lassen, kniete überzeugt von der Macht des ewigen Gottes der bekehrte Wittekind und baute eine Kirche an diesem heiligen Orte. Die hieß dann wegen ihrer Lage Bergkirchen.

Der interessanteste Punkt in den Wittekindssagen an unserem Gebirge ist aber unstreitig die Babilonie, auf die uns nun nachgerade, wenn wir nicht zu lange beim Anblick auf die reichen Thäler nach beiden Seiten verweilt haben, unser Pfad geführt hat.

Die Babilonie, im gewöhnlichen Leben die Babilönier genannt, ein nach Süden hin abschüssiger Berg, erhebt sich in dem Gebirgszuge oberhalb Blasheim, einem Dorfe in der Nähe von Lübbecke, an der Osnabrück-Mindener Chaussee. Auf ihm hatte Wittekind eine Burg, die Babilonie, nach welcher der Berg benannt ist, und in diesen unter seine Burg verwünschte sich der geschlagene Held mit seinem ganzen Heerestroß nach der Schlacht auf dem Wittenfelde. Manchesmal sieht man ihn mit seinem Gefolge auf weißem Rosse in den Bergen reiten, und wenn er mit lautem Getöse und Waffenlärm aus seinem Berge hervorbricht, so bedeutet dies den Anwohnern Krieg. In diesem Berge

liegt außerdem ein Schatz; ein weißgekleidetes Fräulein läßt sich sehen, welches die Auserwählten oder solche, die sie durch ihre Kunst zwingen, zu ihm hinführt und davon mittheilt und, wie denn gewöhnlich, auch nebenbei des Befreiers aus den Zauberbanden harrt. Die Babilonie ist oft von Schatzgräbern besucht worden, und ich selbst kenne einen alten Mann, welcher sein Heil als Schatzgräber, wenn auch ohne augenblicklichen Erfolg, bei der Babilonie versucht hat; aber dennoch der festen Ueberzeugung lebt, daß der Schatz vorhanden ist und mit Hülfe der schwarzen Kunst gehoben werden kann. — Glücklicher war der Waghorster Schäfer, von welchem Pastor Redeker in den westfälischen Provinzialblättern und nach ihm auch Kuhn in seinen westfälischen Sagen erzählt, daß eine schöne Jungfrau ihn in den Berg zu den Schätzen des Königs Weking geführt und aufgefordert habe, zu nehmen, was ihm gefiele, nur möge er das Beste nicht vergessen. Der Schäfer ließ sich nicht lange nöthigen, sondern sackte tüchtig ein, vergaß aber dennoch beim Weggehen das Beste, nämlich die drei fremden lilienartigen Blumen, mit welchen er auf Geheiß der Jungfrau das Bergthor geöffnet hatte. Diese waren die Springwurzel, mit welcher er nach Gefallen wieder in den Berg hätte zurückkehren können. Jetzt hatte er allerdings die Taschen voller Gold, aber die linke Ferse wurde ihm durch das

unwillig hinter ihm zugeschlagene Thor so verletzt, daß sie nie wieder hat heilen wollen.

So stehen wir denn hier auf dem classischen Boden der Wittekindssagen und blicken in das schöne Engerland hinab, in dem die Kirche steht, welche die Gebeine des Helden birgt, und unter hundertjährigen Eichen die großen Sadelhöfe*) liegen, in denen die Nachkommen seines tapferen Gefolges, die treuen Hüter des Heldengrabes, wohnen. Es mochte aber dem rauhen, freiheitliebenden Sachsenvolke, welches noch einmal zu den Zeiten des Kaisers Lothar in dem Aufstande der Stellinger seine Freiheit und seine Götter zurückerobern wollte, wenig anstehen, daß sein tapferer Herzog ein so eifriger Anhänger und Bewunderer der Herrschaft und Größe des siegreichen Feindes, aus dem wilden Heiden ein so zahmer Christ geworden war**). Demnach wissen die Osnabrück'schen Wittekindssagen nichts

*) Nicht von Sattel, sondern von setl Sitz, Gerichtssitz, abzuleiten, da die Sadelmeier berechtigt und verpflichtet waren, im Gerichte zu sitzen. Wenn die sieben Sadelmeier des Kirchspiels Spenge mit den übrigen 21 Sadelmeiern des früheren Ravensberg'schen Amtes Sparenberg wirklich zu Wittekind in Beziehung stehen, so waren sie als sein Gefolge auch seine natürlichen gerichtlichen Beistände.

**) Eben so wenig mögen die Kabylen mit der Wandlung zufrieden sein, welche sich mit ihrem tapferen Führer Abd-el-Kader zugetragen hat.

von dem christlichen Heldengrabe in Enger. „Als der Heidenkönig Wittekind gestorben war", so erzählen sie, „kamen seine treuen Mannen, legten ihn in einen goldnen Sarg und begruben ihn am Rothenberge (am linken Haseufer nördlich von Osnabrück) und wälzten große Steine auf sein Grab." Allerdings wissen die Osnabrück'schen Wittekindssagen ebenfalls von seiner Bekehrung und Taufe, aber dennoch wollte der den alten Verhältnissen anhängliche Sinn des Volkes es sich nicht anders einsagen lassen, als daß sein tapferer Herzog als heidnischer König gestorben und begraben worden sei.

11. Ein Biedermann.

Eine Erzählung aus Westfalen.

I.

Es ist heute, an einem Wochentage, Missionsfest in Bergkirchen. Alle Wege, welche nach dem am Berge malerisch gelegenen Dorfe führen, sind mit sonntäglich gekleideten Menschen angefüllt. Der Ruf des Hauptredners, eines afrikanischen Missionärs, übt um so mehr eine bedeutende Anziehungskraft auf die Menge aus, als er, aus dem Dorfe gebürtig, erst kürzlich nach seiner Heimath zurückgekehrt ist, um im Interesse der

Mission über die Resultate derselben in den fernen Heidenländern Auskunft zu geben. Unter den Kirchgängern befinden sich auch zwei Männer, welchen wir, da sie in dieser einfachen Erzählung eine bedeutende Rolle spielen werden, eine größere Aufmerksamkeit zuwenden wollen. Sie gehen von den andern, welche sich in größere und kleinere Trupps vereinigt haben, getrennt, und aus ihrer eifrigen Unterhaltung dürfen wir schließen, daß diese Absonderung eine absichtliche ist. Der ältere von den beiden scheint mehr den Zuhörer zu spielen und nur gelegentlich einige zustimmende Worte in die Rede seines jüngeren Begleiters einfließen zu lassen. Während jener in seiner gebückten Körperhaltung, der stürzenden Bewegung seiner Beine und der altmodigen Kleidung den Paria unter den Landleuten, den Heuerling, nicht verkennen läßt, nimmt sein Begleiter in seiner mehr modernen, feineren Kleidung ersichtlich eine höhere Rangstufe ein. Und wir irren uns nicht, wenn wir ihn zu den Hofbesitzern oder Colonen rechnen. Auch er geht gebückt einher; wir merken aber bald, daß diese Haltung keine natürliche, sondern eine gezwungene ist. Während die Blicke des älteren Mannes gerade vor sich auf die Erde gerichtet sind, deren Bekanntschaft er durch manchen auf sie fallenden Schweißtropfen gemacht hat, schießen die Augen des jungen Bauern unruhig nach beiden Seiten hin; und wenn ein derartiger lauernder Blick, gepaart mit einem unheimlichen, über=

legenen Lächeln, die Gestalt des sorglos neben ihm wandelnden älteren Genossen trifft, so beschleicht uns unwillkürlich ein Gefühl, welches uns in die ehrlichen Absichten des ersteren Zweifel setzen läßt. Selbst auf die Gefahr hin, eine Indiscretion zu begehen, wollen wir uns dem Paare nähern, um von ihrer Unterredung, die nach dem salbungsvollen Tone, mit welchem der jüngere von den beiden spricht, eine erbauliche sein muß, zu profitieren.

„Ich habe Euch schon oft getadelt, Brünger's", hören wir Colon Schlinge, so heißt der Redner, mit allerdings salbungsvollem aber zugleich unwilligem Tone sprechen, „daß Ihr in Euerm Hauswesen noch immer das unbußfertige Treiben Eurer Kinder, zumal Eurer ältesten Tochter, hingehen laßt. Habe ich mich doch vergebens nach der letzteren umgesehen; sie ist wieder nicht unter denen, welche sich hindrängen nach dem Orte, wo die Ehre Gottes wohnet. Anstatt wie eine kluge Jungfrau mit dem Bräutigam hinein zu gehen zur Hochzeit, gesellt sie sich zu den thörichten, zu denen der Herr sagen wird: Wahrlich, ich sage euch, ich kenne euch nicht!"

„Du mußt sie für heute entschuldigen, Schlinge", erwiderte sein älterer Gefährte, „Du weißt, seit meine Frau todt ist, verwahrt sie mir den Haushalt; und da außerdem die kleine Elsabein krank ist und niemand da war, der ihre Stelle am Krankenbette vertreten wollte,

sie diese auch ungern an einen anderen abtrat, so mußte sie zu Hause bleiben. Glaube mir, sie hätte auch gern den Müller's Fritz, welcher heute unsere Kanzel betreten soll, und mit dem sie noch in die Schule gegangen, predigen hören; und da sie schon ihren Sonntagsstaat angelegt hatte, wurde es ihr fast schwer, zu Hause zu bleiben. Aber als das kranke Kind elender wurde und ihr sein Händchen aus der Wiege entgegenstreckte, da setzte sie sich freundlich zu ihm und vom Mitgehen war weiter keine Rede. Sie blieb allein zurück."

„Allein?" entgegnete Schlinge mit einem unangenehmen Lächeln, „was versteht Ihr unter allein? Will ich doch meine beste Kuh gegen Eure schlechteste wetten, daß der dreiste Sohn der alten Ann'sophie bei ihr sitzt und sie in der Pflege ihrer kranken Schwester unterstützt. Habe ich doch auch nach ihm mich vergebens umgesehen. Doch wie sollte Saul unter die Propheten kommen. Auch kann ich nicht begreifen, Brünger, weshalb Ihr leidet, daß der Junge hinter Eurer Ann'marie herläuft. Solch einen Gotteslästerer und Demokraten würde ich keine Stunde länger im Hause dulden."

„Du mußt bedenken, Schlinge", suchte Brünger seinen Gefährten zu beschwichtigen, „daß die alte Ann'sophie eine Verwandte meiner verstorbenen Frau ist, denn ihrer Mutter Bruder war der Vater meiner Frau. Auch hat der Junge sich immer gut betragen und ist so recht die Stütze der Ann'sophie in ihren alten Tagen.

Auch hat er als Holzschuhmacher einen guten Verdienst, und es thut mir leid, daß ich die Ann'marie nicht entbehren kann, sonst würde ich sie ihm mit Freuden zur Frau geben."

„Ihr sprechet", gab Schlinge zur Antwort, „als wenn Ihr vom Satanas geblendet wäret. Einem Gotteslästerer, einem Demokraten, wollet Ihr Eure Tochter zur Frau geben, und Ihr, dessen Seele ich kaum den Klauen des Bösen entrissen habe, suchet Gemeinschaft mit einem Lästerer der heiligen Mission? Noch neulich, als ich Hermann Walter (so hieß der Sohn der Ann'sophie) von unserem gottgesegneten Missionsfeste erzählte und ihn zum Besuche desselben ermahnte, antwortete mir der Spötter: Er bedauere nur, daß so viel Geld aus dem Lande gienge, welches besser bei unseren eigenen Glaubensbrüdern angewendet werden könnte. Ihm säße das Hemd näher als der Rock. Hätte man zuerst die Noth der Brüder gelindert, so könne man an die Heiden denken. Handelt er nicht, der Sünder, gegen unseres Herrn Befehl, der da sagt: „Gehet hin!"? — Ich bot ihm neulich eine Nummer des „Stader Sonntagsblattes" zum Lesen an. Er schlug mein Anerbieten mit der Bemerkung aus, daß er eben einen Bericht des Provinzial-Gustav-Adolfvereins im Hause habe. Aber da haben wir's. Ein Anhänger des Gustav-Adolfvereins, der die reformierten Ketzer eben so gut unterstützt wie die Bekenner unseres evangelischen Glaubens, ist der

saubere Gast. Nur zu, wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen, und so mag er denn zur Hölle fahren."

Colon Schlinge hatte sich so sehr in Eifer geredet, daß er einiger Erholung bedurfte; und da auch Brünger nichts zu erwidern wußte, schritten die beiden eine Zeit lang schweigend neben einander her. Dann nahm Schlinge die abgebrochene Rede wieder auf:

„Es thut mir leid, daß Ihr Eure Tochter an solch einen Gotteslästerer geben wollt, bei welchem ihr Seelenheil die größte Gefahr läuft. Brünger, Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin. Ihr müßt eine andere Miethe haben. Der Erntedienst bei Eurem Bauer ist Euch zu lästig. Ich selbst würde Euch gern in meine Heuer*) nehmen, wenn nicht meine Heuerleute noch auf einige Jahre Miethe hätten. Ich habe deshalb mit Colon Claus gesprochen, der sich, wie Ihr wißt, klein setzen will**) und Euch nicht zur Last sein wird, und er ist nicht abgeneigt, Euch Miethe zu geben."

„Wie?" rief Brünger erstaunt, „hat Claus denn der Ann'sophie gekündigt? Es sollte mir leid thun, wenn gerade ich die Veranlassung würde, daß sie ausziehen müßte."

„Laßt Euch das nicht gram sein", suchte Colon

*) Heuer: Miethe.

**) Sein Land größtentheils vermiethen.

Schlinge ihn zu beruhigen. „Jeder ist sich selbst der nächste. Die Ann'sophie hat mit ihrem Sohne keine große Wohnung nöthig und findet wohl noch irgendwo ein Unterkommen."

Brünger schien sich beruhigt zu haben, wenigstens machte er weiter keine Einwendungen. Beide giengen wieder schweigend eine Zeit lang neben einander. Colon Schlinge schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Er warf bald einen forschenden Blick auf seinen Begleiter, bald einen scheuen hinter sich. Dann näherte er sich auf einmal seinem älteren Genossen, faßte ihn am Aermel und raunte ihm ins Ohr:

„Brünger, Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin. Ich will Euch noch mehr sein, Brünger. Euere Tochter paßt nicht in den Kotten, sie gehört auf einen Bauernhof, und ich kenne einen Bauer, er geht nicht weit von Euch, der sie zur Frau begehrt. Schlagt ein, Brünger, und morgen steht der Degensmann *) in Euerem Hause."

Die dargebotene Hand und der unverblümte Antrag von Seiten seines Begleiters überraschten Brünger, obgleich seine Tochter ihm oft über die Zudringlichkeiten des Schlinge geklagt hatte. Diese waren ihm allerdings misfällig gewesen, da er nicht hatte ahnen können, daß der Bauer ernstliche Absichten auf seine Tochter habe.

---

*) Freiwerber.

Auch stand Colon Schlinge früher nicht in dem besten Rufe. Aber jetzt war er fromm geworden, und man sprach schon davon, daß er demnächst in den Kirchenvorstand gewählt werden würde. Freilich der Sohn der Ann'sophie war immer fleißig und häuslich gewesen, und seine Tochter, das wußte er, hatte ihn gern. Er hatte auch schon oft daran gedacht, daß aus den beiden noch einmal ein Paar werden müsse. Die Ann'sophie zöge dann mit ihrem Sohne zu ihnen. Die alte Frau war noch ziemlich rüstig, konnte allenfalls einhüten*) und die Aufsicht über Kinder und Vieh führen, auch zur Noth noch ihren Topf kochen.

Der Sohn war ihm auf dem Felde eine lang erwünschte Hülfe und konnte im Winter mit Holzschuhmachen viel Geld verdienen. Aber alle diese Träume verschwanden vor der sonnenhellen Wirklichkeit, daß seine Tochter auf etwas eigenes freien solle. Der Schlinge'sche Hof gehörte zu den besten im Dorfe. Die Eltern des jungen Bauern waren todt und seine Tochter heirathete somit auf eine reine Stätte. Der reiche Schwiegersohn konnte ihm überall mit Wagen und Pferden zur Hülfe sein und er seine alten Knochen zur Ruhe setzen. Auch war ihm an Sonn- und Feiertagen ein warmer Sitz hinter dem Ofen seines Schwiegersohnes gewiß, und

*) Das Haus bewachen, wenn die übrigen Hausbewohner fort sind.

dessen viele Äcker, Wiesen und Holzungen standen seiner Ruhmredigkeit willig zu Gebote. Was Wunder, daß sich Brünger auf den Vorschlag seines Begleiters nicht lange bedachte und seine schwielige Hand mit festem Drucke in die dargebotene desselben legte.

II.

„Das Auge der Liebe sieht scharf, aber das der Eifersucht noch schärfer.“ Dieses Sprichwort bewahrheitete sich auch bei Colon Schlinge. Wie er dem Brünger versichert hatte, so traf es wirklich zu. Am selbigen Nachmittage saß in dem reinlichen Stübchen bei der Ann'marie Hermann Walter. Aber nicht bloß dieser, sondern auch die Ann'sophie saß vergnügt bei ihr hinterm Kaffeetische. Als bei Walter's das einfache Mittagsmahl verzehrt worden war, hatte die Ann'sophie nach ihrer Gewohnheit ihre alte Messingbrille aufgesetzt und ein Capitel aus der Hauspostille zu ihrer und ihres Sohnes Erbauung vorgelesen. Dieser saß an ihrer Seite, wie es schien, etwas zerstreut, denn als die Mutter ihre Vorlesung beendigt, die Brille abgenommen hatte und zu ihm aufsah, saß er immer noch wie in Gedanken versunken da. Die Ann'sophie mochte errathen, wo diese weilten. Sie räumte das Geschirr auf die Seite und sagte zu ihm, indem sie ihre Hand freundlich auf die Schulter des Sohnes legte:

„Ich höre, Hermann, daß Brünger's Elsabein krank

ist. Ich will mal hinübergehen und zusehen, wie es ihr geht."

Der Sohn fuhr auf und gieng an seinen Holzklotz, um die vor Tisch niedergelegte Arbeit wieder aufzunehmen. Als seine Mutter die Stube verließ und nach ihm umsah, nickte er ihr freundlich zu. Der kräftige und schlanke junge Mann mit blauen Augen und krausem Haar war jetzt in der Stube allein. Nachdem er seine Pfeife angezündet hatte, nahm er den Holzklotz in die Hand, um ihn zu einem Paar Holzschuhe zuzuhauen. Die Arbeit wollte aber nicht recht vorwärts gehen; das Beil ruhte zum öfteren, und die Blicke des jungen Holzschuhmachers waren mehr in die Weite, als auf seine Arbeit gerichtet. Als nun zuletzt auch noch die Pfeife ausgieng, stand er auf, band die Schürze ab, legte sein Handwerksgeschirr auf die Seite und, nachdem er den Rock angezogen und die Mütze aufgesetzt hatte, verließ auch er die Stube.

Daß Hermann Walter ebenfalls zu Brüngers gegangen war, wissen wir. Ob aber dieselbe Absicht, welche seine Mutter hingeführt hatte, auch für ihn bestimmend gewesen, müssen wir, da er seine Gedanken für sich behalten, zu errathen suchen.

Also in dem reinlichen Stübchen sitzen bei der Ann'marie Ann'sophie und ihr Sohn hinterm Kaffeetische. Die Ann'marie war ein gesundes kräftiges Mädchen, so recht zur Arbeit geschaffen. Aus ihren

braunen Augen lachte heitere Lebenslust; rothe Wangen und schneeweiße Zähne, welche sich nicht zu oft hinter den vollen Lippen verbargen, runde Formen vollendeten ihre angenehme Erscheinung. Sie trug noch, unähnlich den meisten anderen Landmädchen, die kleidsame Volkstracht. Das gedruckte Mieder zwängte die volle Brust ein und ein Rock von demselben selbstgefertigten, gedruckten und geplätteten Leinen, welcher unten von einem Sammetstreifen umgeben war, fiel bis auf die Knöchel. Das zurückgekämmte Haar ließ die glatte Stirn frei und wurde hinten von einem Mützchen bedeckt, von welchem bunte Bänder auf den Rücken hinabfielen, und um den Hals trug sie die sonntägliche Korallenschnur von dicken Bernsteinkugeln.

Der reingefegte Fußboden der Stube von festgestampftem Lehm war mit weißem Sande bedeckt. An der Stubenthür hieng ein reines Fransenhandtuch und der Wochenkalender an derselben war mit weißer Kreide frisch übermalt. Tisch, Fenster- und Milchbord glänzten spiegelblank und sogar ein Geranium blühte in einem Topfe am Fenster.

Die Stimmung der um den Tisch versammelten Kaffeegäste war eine ungemein gemüthliche. Die kleine Elsabein hatte sich gebessert und saß auf dem Schoße ihrer Pflegerin, welche die Aufmerksamkeit zwischen ihr und den Gästen theilte. Da die Ann'sophie auch bei dem Vater sehr gelitten war — denn sie hatte nach dem

Tode seiner Frau sich seiner Wirthschaft und Kinder mit Rath und That angenommen — so glaubte Ann'marie in seinem Sinne zu handeln, wenn sie dem Krankenbesuche eine Tasse Kaffee anbot. Als nun später auch der Sohn hinzugekommen war, so konnte sie nicht umhin, auch ihn zum Niedersitzen einzuladen, da ja auch er hinübergeeilt zu sein schien, um sich nach dem Befinden der kleinen Elsabein zu erkundigen. Außerdem war ihrem Umgange mit Hermann Walter von Seiten ihres Vaters bis dahin kein Hindernis in den Weg gelegt worden, ja anfangs hatte es fast geschienen, als wenn ihre und des Vaters Wünsche in Beziehung auf denselben zusammengiengen. Nur in der letzteren Zeit hatte der Vater eine gereizte Stimmung gegen die Walters durchblicken lassen, und dieser Umstand, welcher auch der Ann'sophie und ihrem Sohne nicht entgangen war, scheint auch augenblicklich die Gesellschaft zu beschäftigen.

„Daran", hören wir Hermann Walter sprechen, „ist nur der Colon Schlinge schuld. Seitdem er sich um das Seelenheil Deines Vaters bekümmert und ihn von einer Versammlung in die andere schleppt, hat seine Zuneigung zu meiner Mutter und mir bedeutend abgenommen. Der junge Schlinge hat mich nie leiden können. Schon in der Schule waren wir die erbittertsten Feinde, ohne daß ich damals den Grund dazu einsehen konnte. Späterhin erst ist mir dieser klar ge-

worden: Der ehrgeizige und stolze Bauernsohn konnte es nicht ertragen, daß ich, der verachtete Heuermannssohn, einen höheren Platz einnahm. Da er vermöge seiner Stellung, nicht durch Fleiß einen Vorzug vor mir erlangen wollte, so suchte er auf unseren neuen Lehrer durch Eier- und Butterspenden, welche er seinen Eltern abbettelte oder auch wohl stahl, zu seinen Gunsten einzuwirken. Als aber dieses bei dem ehrlichen Manne nicht anschlagen wollte, suchte er mich bei ihm zu verdächtigen. Aber auch diese Versuche schlugen fehl, der gute Mann gewann mich im Gegentheil immer lieber und lehrte mich manches, was gerade nicht zum Schulunterrichte gehörte. Doch alles würde Schlinge am Ende noch verschmerzt haben, wenn er nicht hätte sehen müssen, daß mir auch unsere Spielkameraden vor ihm den Vorzug gaben. Er suchte sie zwar durch allerlei Schmeicheleien und Spenden an sich zu locken. So lange er die letzteren ihnen zustecken konnte, hielten sie gezwungen bei ihm aus, kehrten jedoch sogleich wieder zu mir zurück, sobald seine Freigebigkeit eine Pause machen mußte. Es that mir am Ende selbst leid, daß ich die unschuldige Ursache seines Unmuthes war, und versuchte deshalb, seinen Haß gegen mich in Liebe zu verwandeln. Für ein Vergehen, welches er begangen hatte, dessen aber ich verdächtig war, nahm ich die schwere Strafe, obgleich ich den Verdacht mit Leichtigkeit von mir auf den wirklichen Thäter hätte lenken

können, ohne Murren hin. Nachdem wir die Schule verlassen hatten, gieng ich auf ihn zu und bot ihm die von den harten Schlägen aufgeschwollene Hand zur Versöhnung. Doch was that er? Höhnisch lachte mir der unversöhnliche Schlinge ins Gesicht und freute sich, daß ich nun endlich auch einmal Schläge bekommen hätte. Selbst wagte er sich nicht an mich, da ich ihm auch an Körperkraft überlegen war. Als wir confirmiert werden sollten, führte ich als Oberster die Schar meiner Mitconfirmanden zur Kirche, und obgleich er schöne neue Kleider, einen neuen Hut und eine neue Uhr mit silberner Kette trug, ich hingegen ihm mit dem alten Hute meines Vaters und einem umgewendeten Rocke meines Großvaters bei weitem nachstand, so wandten sich doch alle Blicke auf mich, und seine Uhr, welche er den Kameraden triumphierend zeigte, erregte mehr deren Neid als ihre Bewunderung. Gleich nach der Confirmation trat ich bei einem Bauer in Niedernfelde, wie Ihr wißt, als kleiner Knecht in Dienst; und da der junge Schlinge bei seinen Eltern blieb, so verloren wir uns aus den Augen. Das Geschick wollte aber, daß er, als ich mich als großen Knecht nach Hilgeneck vermiethete, ebenfalls dorthin zu einem Wirthe in eine Art Pension geschickt wurde. Da ich nun auch hier unter meinen neuen Kameraden bald beliebt wurde und mich die Mädchen als flotten Tänzer auf den Tanzböden ihm, der kein rechtes Schick dazu hatte und außerdem

seines Schielens und der rothen Haare wegen keinen angenehmen Eindruck machte, vorzogen, so begannen seine Leiden von neuem. Er versuchte zunächst, es mir an Geldspenden an die anderen Knechte und die Musikanten zuvorzuthun. Da ich mit meinem Lohne haushalten mußte . . .

„Weil“, unterbrach ihn mit gerührter Stimme die Ann'sophie, „Du die Hälfte Deines Lohnes der armen Mutter schicktest.“

„Das war ja nicht der Rede werth“, fuhr verlegen der Sohn fort. „Nun habe ich fast den Faden verloren. Nun ja, da ich kein Geld übrig hatte und er von Haus aus reichlich damit versehen war, so gelang ihm allerdings anfangs, mich bei den durstigen Kameraden und geldgierigen Musikanten auszustechen. Auch die Mädchen ließen sich das Spendieren von dem reichen Erben eine Zeitlang gefallen. Da er aber jetzt oft in Geldverlegenheit war und das Interesse für sich durch immer größere Spenden, wie sie ihm von Haus aus nicht in dem Maße zu Gebote standen, zu fesseln gezwungen war, vergriff er sich an fremdem Eigenthum, indem er den Hafer, welchen die reisenden Kaufleute für ihre Pferde verlangten, zurückbehielt und verkaufte. Als der Diebstahl zuletzt auskam, wurde er von seinem Herrn mit Schimpf und Schande davongejagt. Da er mich nun wieder als den Urheber seiner Schmach ansah, so hat dadurch sein Haß gegen mich, wie Ihr Euch

denken könnt, mehr zu- als abgenommen. Nachdem ich nun auch noch das Holzschuhmachen gelernt hatte und zu Euch, Mutter, zurückgekehrt war, fand ich meinen unversöhnlichen Feind als reichen Hofbesitzer wieder. Ich weiß nicht, ob er Dir, Ann'marie, schon früher nachgelaufen war, glaube aber, daß er dieses erst that, als er bemerkte, daß ich Dir vor allen andern Jugendfreundinnen den Vorzug gab. Vielleicht war es anfangs von seiner Seite nur ein Versuch, zu sehen, ob der reiche Bauer nicht mehr bei einem Heuerlingskinde gelte als der arme Holzschuhmacher. Deine Weigerungen, ihm Gehör zu geben, haben seine Leidenschaft erweckt, und seitdem er sich an Deinen Vater wendet, befürchte ich, daß er ernstliche Absichten auf Dich hat."

„Wo denkst Du hin, Hermann", redete die Ann'marie darein und schüttelte lächelnd, um ihren Geliebten zu beruhigen, den Kopf, „wie sollte der reiche Bauer dazu kommen, eine Heuerlingstochter zu heirathen?"

„Du könntest recht haben", erwiederte Hermann Walter. „Ein reicher Bauer heirathet keine arme Heuerlingstochter. Wir müssen offen sein und deshalb nimm es mir nicht übel, wenn ich Euer Geheimnis aufdecke. Man weiß, daß Dein Vater sich ein kleines Vermögen erspart hat, und außerdem heißt es allgemein im Dorfe, daß Ihr neuerdings von einem Onkel in Amerika geerbt habet. Das wird auch Schlinge gehört

haben, und da wäre es denn doch keine so üble Speculation, wenn er um Dich anhielte."

Ann'marie, welche die Wahrheit des eben Gesagten nicht in Abrede stellen und auch nicht bekennen wollte, schwieg hierauf still, und es lag ein drückendes Schweigen auf der Gesellschaft. Das kranke Kind war auf dem Schoße der Schwester eingeschlafen. Diese stand jetzt auf und bettete es weich in der neben dem Ofen stehenden Wiege. Dann kehrte sie sinnend zu den anderen zurück. Wie sie ihrem Geliebten in die treuen, jetzt so traurig blickenden Augen sah, fand sie wieder den Muth ihn zu trösten:

„Bedenke doch, Hermann, daß mein Vater immer große Stücke auf Dich gehalten hat. Du siehst gewiß augenblicklich zu schwarz. Wir wollen das Beste hoffen."

„Bei dem Hoffen dürfen wir es nicht zu lange bewenden lassen, wir müssen Gewißheit haben", meinte die Ann'sophie, welche bislang stumm dagesessen und nur dann und wann mit herzlichem Drucke die Hand ihres erzählenden Sohnes ergriffen hatte. „Denn heute hat uns Colon Claus gekündigt. Wir werden schwerlich so leicht eine andere Wohnung erhalten, und so ist jetzt der Augenblick von selbst gekommen, der, wie Dein Vater früher wohl zu scherzen pflegte, uns zwingen würde, zu Euch zu ziehen, und habe ich mir deshalb vorgenommen, noch heute mit ihm zu sprechen."

„Wie? Claus hat Euch gekündigt?" fragte erschrocken

die Ann'marie. „Wie kommt der Bauer dazu? Ihr habt ihm doch die hohe Miethe immer zur rechten Zeit bezahlt."

„Freilich haben wir das", versicherte Hermann Walter. „Er giebt auch weiter keinen Grund an, als den, daß er sich mal verändern wolle. Der wahre Grund wird aber wohl anderswo zu suchen sein. Doch das Missionsfest ist zu Ende. Die ersten Kirchleute biegen schon ins Dorf ein. Auch sehe ich Deinen Vater kommen; Colon Schlinge ist bei ihm. Jetzt nehmen die beiden mit langem Händedrucke Abschied. Mir ahnt nichts gutes.

III.

Auch auf dem Rückwege von dem Missionsfeste hatten sich, wie wir gesehen haben, Schlinge und Brünger zusammengefunden, und aus dem kräftigen Händedrucke, mit welchem sie von einander schieden, konnte man schließen, daß ihre Unterredung zu einem für beide Theile erwünschten Abschlusse gediehen war. Brünger gieng jetzt mit ungewohnt raschen Schritten auf sein Haus zu, um seiner Ann'marie die frohe Nachricht mitzutheilen, daß sie auf einen Hof freien würde. Schon auf dem Rückwege hatte ihn das für sich und sein Kind in Aussicht stehende Glück zu größerer Eile angespornt, und als er nun ins Haus trat, öffnete er rasch die Stubenthür — und sah die

alte Ann'sophie mit ihrem Sohne, welche beiden Persönlichkeiten ihm in diesem Augenblicke gerade die unbequemsten waren, bei seiner Tochter in der Stube sitzen. Sein Gesicht verlängerte und verfinsterte sich zusehends, und die freundlichen Grüße von Seiten der beiden Gäste und seiner Tochter wurden kaum erwiedert. Die letztere, welche den drohenden Sturm kommen sah, eilte ihrem Vater zuvorkommend entgegen, nahm ihm Hut und Rock, welchen er mittlerweile ausgezogen hatte, ab und fragte ihn beklommen, wie Müllers Fritz gepredigt habe. Doch sie bekam auf ihre Frage keine verständliche Antwort. Der alte Brünger setzte sich, ohne sich um seine Gäste zu bekümmern, in den Lehnstuhl hinterm Ofen. Für die alte Ann'sophie und ihren Sohn war das Betragen des Brünger nicht hoffnungerweckend und geradezu beleidigend, und Hermann Walter flüsterte seiner Mutter zu, ob sie es nicht für gerathen hielte, den Antrag auf eine bessere Zeit zu verschieben. Diese aber fühlte sich über das Betragen des alten Brünger zu empört, als daß sie die ihr und ihrem Sohne zugefügte Beleidigung so hätte hinnehmen können. Sie gieng deshalb entschlossen auf den alten Brünger zu, um ihn anzureden:

„Du hattest doch sonst wohl einen freundlichen Gruß für die Ann'sophie, Brünger. Ist es doch fast, als wären ich und mein Sohn Dir wildfremde Leute, so wenig bekümmerst Du Dich um uns. Früher waren

wir Dir nicht zur Last, Brünger, wie es heute fast den Anschein hat."

Die gute alte Frau hatte sich durch ihren allerdings gerechtfertigten Zorn verleiten lassen, den Brünger an ihre früher geleisteten Dienste zu erinnern, an welche er in diesem Augenblicke am allerwenigsten gern denken mochte, da er eben in Begriff stand, dieselben mit Undank zu lohnen. Außerdem war ihm der Stolz in den Kopf gestiegen und empörte sich dagegen, von solchen Leuten Wohlthaten empfangen zu haben und nun gar von ihnen noch obendrein daran erinnert zu werden. Die Ann'sophie hatte durch ihre Unvorsichtigkeit die Partie gleich von vornherein verloren, wie sie bald zu ihrem Schrecken gewahr werden sollte.

„So", stieß der alte Brünger vor Wuth schnaubend hervor, „ich soll noch freundlich darein schauen, wenn ich sehe, daß Dein Sohn hinter meinem Rücken mit meiner Tochter Liebeleien treibt? Eine saubere Gesellschaft treffe ich da in meinem Hause, die sich in meiner Abwesenheit mit Kaffee tractieren läßt, und wie nicht gleich ein Donnerwetter darein schlägt und ich mich aus Rücksicht auf unsere Verwandtschaft ruhig hinsetze, wird mir dieses noch sogar zum Vorwurfe gemacht."

„Ihr thut Walter's Unrecht, Vater", wagte die Tochter einzuschalten. „Die Ann'sophie kam, um nach der kranken Elsabein zu sehen."

„So", höhnte der ergrimmte Brünger dagegen,

„und der Sohn kam auch wohl, um nach der kranken Elsabein zu sehen? Ich will Dir bei Deinen Lügen! Marsch! mach', daß Du in Deine Kammer kommst und dann an Deine Arbeit!"

Weinend verließ die Ann'marie die Stube. Der alte Brünger warf brummend einige Stühle auf die Seite, so daß die kranke Elsabein aus ihrem Schlafe erwachte und aufschrie. Die Ann'sophie, welche vor Aufregung und Furcht zitterte, schlich an die Wiege, um die Kleine zu beruhigen. Brünger schien von seinem kranken Kinde keine Notiz zu nehmen und warf sich fluchend und wetternd wieder in seinen Armstuhl. Hermann Walter, welcher ruhig dagestanden hatte, und dessen ernstes Gesicht nur bei dem Jammern der Ann'marie blaß geworden war, näherte sich jetzt gemessenen Schrittes dem Brünger und redete ihn mit ruhiger Stimme an:

„Brünger, Ihr thut Eurer Ann'marie, meiner Mutter und mir Unrecht. Der Bauer Claus hat uns die Miethe gekündigt, und da sind wir gekommen, um bei Euch anzufragen, ob Ihr uns aufnehmen wollt? Die Ann'marie und ich haben uns gern und will ich Euch ein getreuer und fleißiger Sohn sein. Meine Mutter wird ihre Stelle in Eurem Haushalte auch noch ausfüllen können, und so wollen wir, wenn Ihr nichts dagegen habt, zufrieden mit einander leben."

Diese in einer gemessenen, zuletzt herzlichen Weise an den alten Brünger gerichtete Rede schien ihre Wirkung auf ihn nicht zu verfehlen. Mußte er sich doch gestehen, daß früher seine eigenen Wünsche sich mit einem solchen trefflichen Schwiegersohne begnügt hätten. Aber jetzt war das etwas anderes. Seine Tochter konnte auf einen Bauerhof heirathen. Er mußte für das Glück seines Kindes streben. Der arme Holzschuhmacher mußte hinter dem reichen Bauer zurückstehen. Seine Antwort war weniger heftig, wie vorhin, aber doch bestimmt; jedoch wagte er dabei nicht den Hermann Walter anzusehen.

„Ich muß Dir Deine Bitte abschlagen. Meine Ann'marie kann Deine Frau nicht werden. Colon Schlinge hat um sie angehalten und der bekommt sie."

„Dachte ich es doch", rief Hermann Walter mit unwilligem Tone. „Also dem Leuteschinder und Betrüger wollt Ihr Eure Tochter geben und fragt sie nicht einmal, ob sie ihn auch will?"

„Ich verbitte mir alle Schimpfereien auf meinen Schwiegersohn", eiferte der alte Brünger gegen. „Uebrigens geht es mich nichts an, was er früher gewesen, jetzt hat er sich bekehrt. Meine Tochter wird ihrem Vater gehorsam sein und sich nicht lange bedenken, ob sie einem reichen Bauer oder einem armen Holzschuhmacher den Vorzug geben soll."

„Ihr wollt mich reizen, Brünger“, sagte Hermann Walter, „es soll Euch aber nicht gelingen. Arm bin ich nicht, Brünger, ich habe mir etwas verdient und außerdem besitze ich gesunde Glieder und ein gutes Handwerk.“

„Hilft Dir alles nichts“, entgegnete Brünger. „Der Schlinge wird mein Schwiegersohn und sonst keiner, und damit basta!“

„Ist das Euer letztes Wort?“ bat Hermann Walter.

„Ja“, antwortete Brünger.

„Nun, Mutter, dann kommt“ rief Hermann Walter seiner betrübten Mutter zu und indem er von Brünger mit den Worten: „Gehabt Euch wohl, Brünger, möge Euch Euer Wort nie gereuen!“ Abschied nahm, verließen die Walters das Haus. Mit thränenden Augen schaute ihnen die Ann'marie aus ihrer Kammer, in welcher sie sich umkleidete, nach.

IV.

Die Ann'marie kam zuletzt mit verweinten Augen wieder in die Stube, um nach ihrer kranken Schwester zu sehen. Der Vater, indem er vermied sie anzusehen, schien dieses nicht zu bemerken.

„Morgen“, begann er mit harter Stimme, „kommt der Degensmann von dem jungen Colon Schlinge, um ins Haus zu hören. Ich habe Schlinge schon im voraus

das Jawort gegeben und hoffe, daß auch Du nichts dagegen hast, eine reiche Bäuerin zu werden."

„Vater", antwortete die Ann'marie mit bittender Stimme, indem sie des Vaters Hand zu fassen suchte, „ich kann Schlinge nicht heirathen. Hermann Walter hat mein Jawort. Er ist fleißig und brav und wird Euch auf den Händen tragen. Schlinge ist ein hartherziger, böser Mann. Man sagt, daß er seine alten Eltern habe verhungern lassen und sein Vater mit einem Fluch auf den Lippen gegen ihn gestorben sei. Seinen Heuersleuten hat er alles Land genommen, so daß sie keine Kuh mehr halten können und an den Bettelstab kommen."

„Das sind lauter Lügen, welche seine Feinde, zumal der Demokrat, der Walter, erfunden haben", entgegnete der alte Brünger, indem er seine Hand zurückzog. „Schlinge ist ein gottheiliger Mann, geht jeden Sonntag zur Kirche, besucht die frommen Versammlungen, in welchen er vorsingt und vorbetet, giebt reichlich an die heilige Mission und wird nächstens in den Kirchenvorstand gewählt werden. Du kömmst auf einen großen Bauerhof, weshalb Dich alle Deine Freundinnen beneiden werden, und kannst darauf walten und schalten nach Herzenslust. Deine Geschwister kommen in eine vornehme Verwandtschaft, und es findet sich für sie dann später auch schon etwas. Meinen alten Knochen wird der weiche Sessel hinter Schlinge seinem Ofen

auch gut thun, und Du wirst Deinem Vater auf seinen alten Tag eine große Freude machen, wenn er die Gewißheit bekommt, daß seine Enkel nicht ihr ganzes Leben in einem Heuerhause zu verquälen brauchen, sondern als freie Grundbesitzer leben und sterben können. Ueberlege Dir das wohl, Ann'marie, denke an das vierte Gebot und jetzt geh an Deine Arbeit. Morgen früh kommt der Degensmann, um sich für Schlinge das Jawort zu holen."

Die arme Ann'marie deckte, bevor sie gieng, ihr krankes Schwesterchen, welches wiederum eingeschlafen war, zu und zwei heiße Thränen fielen auf das blasse Gesichtchen. Wer war jetzt wohl die kränkste von den beiden? Die blasseste war die Ann'marie jedenfalls, als sie traurig die Stube verließ und nach gethaner Arbeit und schweigend eingenommenem Vesperbrode neben dem Lager ihrer kranken Schwester einen Platz suchte.

V.

Der alte Brünger hatte ebenfalls sein Vesperbrod schweigend verzehrt. Er wollte seinen Ermahnungen Zeit lassen, bei der Tochter zu wirken, und verhoffte zuversichtlich von ihrer Umsichtigkeit, daß sie zuletzt die Vorzüge einer Partie mit Schlinge vor der mit einem Hermann Walter einsehen und seinen Wunsch erfüllen werde. Außerdem beruhigte ihn der Gedanke, daß er das Beste seines Kindes wolle, und so schlief er denn

bald darauf ruhig ein. Nicht so die Ann'marie. Außer der nöthigen Pflege des kranken Kindes ließen sie die traurigsten Gedanken nicht einschlafen. Was machte wohl Hermann Walter? Sie hätte ihm so gern noch einen Gruß nachgewinkt, als er das Haus verließ. Aber er hatte sich nicht einmal umgeschaut. Ach, wenn sie der Hermann verläßt, so hat sie keine Freude mehr auf dieser Welt. Und aufs neue beginnen die Thränen zu fließen. Da auf einmal hört sie ein Pochen an das kleine Kammerfenster. Sollte sie sich auch wohl getäuscht haben? Da ist es schon wieder. Mit großer Angst eilt sie ans Fenster. Wenn es der häßliche Schlinge wäre. Sie hört draußen eine leise Stimme ihren Namen rufen. Es ist Hermann Walter. Sie öffnet behutsam das Fenster und reicht mit leisem Gegengruße die Hand hinaus. Ja, es ist Hermann Walter, der mit ihr spricht, und sie fühlt sich neu belebt und getröstet.

„Liebe Ann'marie", so spricht ihr Freund zu ihr, „ich weiß es, Du bleibst mir gut. Aber wie willst Du dem Drängen Deines Vaters und der List des Schlinge auf die Dauer widerstehen? Liebe Ann'marie, ich habe mit meiner Mutter gesprochen, sie will aus Liebe zu mir in ihren alten Tagen nach Amerika auswandern, weit weg von dem Orte, wo sie geboren ist und wo sie so lange gelebt hat, ihre alten Bekannten verlassen, wenn Du uns begleiten willst. Ich komme, Dir dieses zu sagen."

„Ach, Hermann“, entgegnete traurig die Ann'marie und hielt seine Hand fest, als sollte sie ihn verlieren, „wie kann ich Dir folgen? Denke an meinen alten Vater, dessen Augapfel ich bin und der sich darüber zu Tode grämen würde; denke an meine jüngeren Geschwister, denen ich die Mutter ersetzen muß. Wäre ich allein, ich folgte Dir bis an der Welt Ende. Die kleine Elsabein sollte ich verlassen? Jetzt, da sie krank, ist sie mir doppelt ans Herz gewachsen. Wenn sie genesen ist und wieder erkranken würde, wer sollte sie dann pflegen? Wer sollte für die Anderen nähen und stopfen, wenn ich nicht mehr da bin? Nein, Hermann, das geht nicht. Aber wir wollen beide bleiben und ausharren. Noch bin ich nicht die Frau des Schlinge. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Du mußt bei mir bleiben und mir rathen. Versprich es mir, Hermann, daß Du bleiben willst.“

Solchen herzlichen Bitten konnte Hermann Walter nicht widerstehen; er versprach mit Hand und Mund, welchen er ihr durch das geöffnete Kammerfenster zuhielt, daß er bleiben wolle. Dann schieden die beiden. Jetzt erst war es der Ann'marie möglich, in erneuter Hoffnung ein andächtiges Vaterunser zu beten, und bald darauf schlossen sich auch ihre Augen zu einem wohlthätigen Schlummer.

VI.

Am anderen Morgen erschien der Degensmann von Schlinge. Es war der uns schon genannte Colon Claus, ein Verwandter von Schlinge. Er wurde von dem alten Brünger mit großer Feierlichkeit empfangen. Obgleich dieser die Absichten des Degensmannes kannte und mit Freuden auf sie eingieng, so verlangte doch das Herkommen, daß er sich unwissend stellte. Der Degensmann wurde in die Stube genöthigt und zum Sitzen eingeladen. Nachdem man eine Zeit lang von gewöhnlichen Dingen gesprochen, fieng Colon Claus in zurückhaltender Weise an, den ihm gewordenen Auftrag zu entwickeln, indem er die wirthschaftlichen Tugenden der Ann'marie herausstrich, ihr heirathsfähiges Alter hervorhob und durchblicken ließ, daß er wohl ein Gegenpart für sie wisse. Der Vater, welcher den Ruhm seiner Tochter gebührend anerkannte, gab dagegen zu bedenken, daß seine Ann'marie ihm augenblicklich unentbehrlich sei, da sie ihm den Haushalt führe. Der Degensmann suchte diesen Einwand dadurch zu entkräften, daß er dem alten Brünger vorschlug, eine tüchtige Magd ins Haus zu nehmen. Eine solche schöne Lage *), wie er sie anzubieten habe, zeige sich nicht alle Tage; da heiße es zugreifen. Auch bleibe seine Tochter in der Nähe und könne nach Gefallen in ihrem elterlichen Hause ein-

*) Bauernhof.

sprechen, um nach allem zu sehen. Zuletzt wurde der Name des Heirathscandidaten von dem Degensmann genannt. Jetzt konnte der alte Brünger ohne Grund nicht länger wiederstehen. Indem er zugab, daß die Partie eine gute sei, suchte er dagegen seine Ann'marie herauszustreichen und pries den Hof glücklich, der solch' eine tüchtige Hauswirthin bekommen werde. Nachdem also die Hauptsache zur beiderseitigen Zufriedenheit erledigt war, gieng man zur Bestimmung der Aussteuer über. Der Degensmann bemerkte, daß auf Schlinge's Hofe alles in Hülle und Fülle vorhanden sei, und Schlinge eine Aussteuer an Möbeln und Betten von seiner Braut nicht verlange. Dagegen sähe er gern, wenn sie etwas bares Geld mitbrächte, da sich ihm jetzt eine Gelegenheit böte, eine ihm bequem liegende Wiese anzukaufen. Brünger meinte hiergegen, daß er eine ziemliche Reihe von Kindern habe, welche er nicht zu Gunsten der Ann'marie benachtheiligen dürfe; auch sei sein Vermögen nicht so bedeutend, wie die Leute glaubten. Der Degensmann war aber zu Brüngers Erstaunen besser unterrichtet, als er erwarten durfte, und sah sich dieser zuletzt durch die diplomatischen Schachzüge des Claus so in die Enge getrieben, daß er eine Mitgift von tausend Thalern für die Ann'marie bestimmte, von denen die eine Hälfte gleich auf dem Kissenfüllungstage, die andere nach einem halben Jahre bezahlt werden solle. Mit diesem Gebote schien Claus

zufrieden zu sein und lud nun den Brünger ein, am nächsten Sonntagnachmittage mit seiner ganzen Familie auf Schlingen-Hof zum Besicht zu kommen. Brünger nahm die Einladung an, und nachdem dem Claus noch ein Glas Branntwein zugetrunken und von ihm angenommen war, entfernte sich dieser mit herzlichem Händedrucke und wurde von Brünger bis an die Hausthür begleitet.

Und die Ann'marie? Sie saß weinend in ihrer Kammer auf dem Rande der Bettstelle. Eine Einmischung in die Verhandlungen der Männer stand ihr nicht zu, und so mußte sie still dulden und hoffen. Gelegentlich theilte ihr, als sie am Herdfeuer stand und kochte, der Vater mit, daß der Degensmann für Schlinge dagewesen, und er ihm zugesagt habe, am nächsten Sonntagnachmittage einen Besuch auf Schlingen-Hofe machen zu wollen. Sie möge sich darnach richten.

Erst gegen Abend, als ihr Vater zu einem Nachbar, welchem er ein Capital geliehen hatte, gegangen war, um ihm dieses zu kündigen und zugleich von der guten Partie, welche seine Ann'marie jetzt mache, zu sprechen, war es dieser möglich, einen Lauf zu Walters zu machen. Hermann Walter war nicht zu Hause; er war, wie die Ann'sophie erzählte, ausgegangen, um sich nach einer neuen Wohnung umzusehen. Die Ann'marie erzählte jetzt unter Thränen, daß der Degensmann für

Schlinge bei ihnen gewesen sei und der Vater zugesagt habe. Die Ann'sophie suchte sie zu trösten, indem sie darauf hinwies, daß sie noch nicht die Frau des Schlinge sei, und daß der liebe Gott noch keinen verlassen habe, der ihn ernstlich anrufe. Sie sollte also nur getrost sein und fleißig beten. Da sie von ihrem Sohne wußte, daß die Ann'marie seinen Vorschlag, mit ihnen nach Amerika zu gehen, abgelehnt hatte, und sie deren Gründe nur billigen konnte, so erwähnte sie dieses Rettungsmittels weiter mit keiner Silbe. Jetzt trat auch Hermann Walter in die Stube. Er sah verstört aus; kaum daß ein freundliches Lächeln beim Erblicken der Ann'marie sein finstres Gesicht erhellte. Beide gaben sich mit einem leisen Seufzer die Hand. Die Mutter sah es ihrem Sohne an, daß seine Wege vergeblich gewesen waren.

„Ich habe keine Wohnung bekommen können," antwortete auf ihre Frage mit resignierter Stimme der Sohn. „Ueberhaupt zeigt sich überall eine Feindseligkeit gegen mich, welche ich nicht begreifen kann. Als ich gelegentlich bei dem Kaufmann vorgehe, um nach neuer Arbeit zu fragen, sagt mir der geradezu auf. Als ich darüber erstaunt bin, da ich bislang die mir gewordenen Aufträge rasch und billig besorgt habe, antwortet man mir, mit einem Demokraten und Gottesleugner wolle man nicht länger verkehren. Einem Menschen, der keinen Glauben habe, der über die heilige Mission seinen

Spott treibe, wolle man keine Arbeit geben. Wie ich beide Anklagen als nicht zutreffend zurückweise, fragt man mich höhnend: ob ich das letzte Missionsfest denn besucht habe und ob ich leugnen könne, daß ich mir vom Colon Meyer die Zeitung geben lasse und diese lese? Das konnte ich nicht leugnen, suchte aber den Leuten begreiflich zu machen, daß das Zeitungslesen mit der Religion nichts zu thun habe. Da ließ man mich nicht ausreden und meinte zuletzt, daß ich mir ferner keine Mühe geben möge."

Die Mutter und die Ann'marie hörten diesen unerwarteten Bericht, welcher nicht dazu geeignet war, sie fröhlicher zu stimmen, mit Schrecken. Sie waren selbst des Trostes zu sehr bedürftig, als daß sie hätten trösten können. Auch mußte Hermann Walter erfahren, wie es mit der Ann'marie stand. Als die Ann'sophie ihm die nöthige Mittheilung machte, entgegnete ihr Sohn:

„Ich weiß es schon. Schlinge geht von Haus zu Haus, um mit seinem Erfolge zu triumphieren. Daß er es dabei an gehässigen Seitenhieben auf mich nicht fehlen läßt, liegt zu sehr in seinem Charakter, als daß ich es anders erwarten kann. Auch glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich ihm die Verdächtigungen zuschreibe, welche ich erfahren muß. Er ist auch mir begegnet und kam gegen seine Gewohnheit auf mich zu, um mir mit höhnischem Gesichte die Arbeit in seinem Hause anzubieten, da er späterhin öfters Holzschuhe, große und

kleine, wie er mit widrigem Lächeln hinzufügte, bedürfe. Ich hatte mich zusammenzunehmen, um nicht heftig zu werden. Ich dankte und gieng meiner Wege."

In den Augen der Ann'marie leuchtete es bei der letzten unzarten Anspielung zornig auf.

„So weit sind wir noch nicht," sprach sie mit bebender Stimme, „noch habe ich die Treue*) von Schlinge nicht angenommen und mag sie auch nicht."

„Wie willst Du das umgehen?" entgegnete ihr Hermann Walter. „Am nächsten Sonntagnachmittag geht Ihr zu Schlinge, wie ich höre, zum Besicht, und da wird dann zugleich die Verlobung gefeiert. Schlinge wird Eile haben und Deinen Vater bereden, daß das erste Aufgebot bald erfolgen möge, und nach dem zweiten ist die Hochzeit."

„Ich muß meinem Vater nach Schlingen-Hofe folgen. Er wird sich durch nichts von seinem gefaßten Entschlusse abbringen lassen, denn da er einmal so weit gegangen ist, kann er nicht mehr zurück. Aber darauf kannst Du Dich verlassen," versicherte die Ann'marie und gab zur Bekräftigung ihres guten Willens dem Hermann Walter ihre Hand, „daß ich nie und nimmer die Treue von Schlinge annehme. Ich bin dann nicht

*) Das Treustück besteht in einzelnen blanken Thalerstücken.

gebunden, kann die Hochzeit hinausschieben, und kommt Zeit, kommt Rath."

Dieser Trost, so schwach er auch war, mußte vorläufig dem Hermann Walter und der Ann'marie genügen. Die Ann'sophie, welche wie zum Troste ihre Hauspostille aufgeschlagen und die Messingbrille aufgesetzt hatte, fieng leise an zu lesen, während die jungen Leute mit einander flüsterten, und man sah es ihren immer freundlicher werdenden Mienen an, daß sie über die glückliche Gegenwart die drohende Zukunft vergessen hatten. Doch die Ann'marie mußte fort. Sie gab der Ann'sophie die Hand und ließ sich von Hermann Walter bis an die Hausthür begleiten, wo die beiden noch allerlei mit einander zu besprechen hatten. Endlich kam auch Hermann Walter in die Stube zurück. Sein Gesicht hatte wieder einen ernsten Ausdruck angenommen. Er setzte sich zu seiner Mutter und sagte, indem er ihre Hand faßte:

„Mutter, wir bekommen, befürchte ich, keine Wohnung. Mutter, wir müssen am Ende auch ohne die Ann'marie nach Amerika reisen."

Die Ann'sophie suchte ihren Sohn zu trösten. Aber auch sie wußte keine anderen Auswege, als auf Gott zu hoffen, der den Weg der Gerechten kennt, aber den der Gottlosen vergehen läßt. Hermann hörte ihr aufmerksam zu. Die Worte der Mutter verfehlten ihre Wirkung auf ihn nicht, und als sie zuletzt ein Capitel

aus der Hauspostille vorlas, hatte sie einen aufmerksameren Zuhörer an ihrem Sohne, als gestern nach dem Mittagsessen.

VII.

Endlich war der von Schlinge heiß ersehnte Sonntagnachmittag, an welchem Brüngers kommen wollten, erschienen. Er hatte an den Tagen vorher die Stubenwände frisch übertünchen, die Fenster spülen, Tische, Stühle und Milchschrank scheuern und den Ofen schwärzen lassen. Auch die zinnernen Teller auf der Tellerbort, der messingene Milcheimer und der messingene Pumpenbeschlag auf dem Waschort glänzten und blitzten, daß es eine Lust war. Schlinge war klug genug, um zu wissen, daß alle diese Sachen auf die Ann'marie, als eine tüchtige Hauswirthin, ihren Eindruck nicht verfehlen würden. Ueberhaupt war der Schlinge'sche Hof der stattlichste im Dorfe. Das lange von Fachwerk neu aufgebaute Wohnhaus lag mit seinen Nebengebäuden unter einigen hohen Eichen, und der Hofraum war durch eine feste Umzäunung von dem großen Garten und den Feldern abgegrenzt. Da der Schlinge'sche Hof etwas vom Dorfe entfernt lag, so hatte er durch die benachbarten Höfe unbehindert sich gehörig ausdehnen können, und die Felder lagen in compacten Massen um ihn herum. Der Schlinge'sche Hof präsentierte sich demnach von allen Seiten auf das vortheilhafteste.

Auf der Herdstelle und in der Wohnstube hatte alles das festlichste Aussehen. Schlinge hatte neben der Familie des Degensmannes auch seine nächsten Verwandten zur Verlobung eingeladen. Diese waren mit ihren Kindern im festlichsten Schmucke erschienen, und vorzüglich die letzteren belebten die Stube, die reingefegte Diele, Hof und Garten durch ihre unruhige Gegenwart. Ueber dem lustig flackernden Herdfeuer hieng an dem Wehnhaken (Wendehaken) der Kaffeekessel, und auf dem langen Tische in der Stube standen Tassen, Teller mit großen gelben Butterschlagen, braunem und weißem Zucker und mit Zwiebäcken und Weggen gefüllt. So war alles zum Empfange der Gäste bereit, welche sich auch alle bis auf die Brüngers eingefunden hatten. Schlinge lief unruhig hin und her und verfolgte mit sehnsüchtigen Blicken den Weg zum Dorfe. Es war auffallend, daß die Brüngers noch nicht kamen.

Im Brünger'schen Hause saß die Ann'marie aufs beste herausgeputzt. Sie war wirklich eine höchst angenehme Erscheinung, die Ann'marie im Sonntagsstaate. Nur wollte das blasse, verweinte Gesicht nicht recht zu ihm passen. Der Vater war längst mit dem Ankleiden fertig und trieb ungeduldig. Die Ann'marie hatte auch ihren jüngsten Geschwistern beim Ankleiden geholfen und war noch damit beschäftigt, der kleinen Elsabein, welche wieder genesen war, das Haar zu flechten. Die Kinder jubelten vor Freude, daß sie mit nach Schlingen

auf die Verlobung kamen, und versetzten damit unbewußt ihrer ältesten Schwester manchen Stich ins Herz. Auch die blassen Wangen der Elsabein röthete die Freude, und ihr unschuldiges, glückliches Geplauder füllten die Augen der Ann'marie mit Thränen. Sie küßte die kleine glückliche Schwätzerin, welche heute ihren ersten Ausgang nach der Krankheit machte, wiederholt auf den Mund, um diesen nur auf einige Augenblicke zu schließen, und beeilte sich zuletzt selbst mit der Arbeit, um nur aus dieser Qual herauszukommen. Endlich waren alle fertig und die Brüngers verließen das Haus, um nun auch nach Schlingen-Hofe zu gehen.

Hier angekommen wurden sie von Schlinge mit der größten Freundlichkeit empfangen. Er suchte die Hand der Ann'marie zu fassen. Diese ergriff aber rasch die kleine Elsabein und hielt sie fest, und so wurde die Absicht des Schlinge vereitelt. Er nöthigte sie nun in die Stube, wo sie auch von den andern Gästen begrüßt wurden. Jetzt wurden, nachdem der Kaffee in großen, blanken Kannen von Frauen und Mägden aufgetragen, die Gäste zum Niedersitzen an dem langen Tische eingeladen. Der alte Brünger mußte sich trotz aller Gegenwehr in den weichgepolsterten Lehnsessel niederlassen und hatte nun schon einen Vorgeschmack von den erträumten Freuden, die seiner harrten. Schlinge, der aus dem Betragen und dem Gesichte seiner demnächstigen Braut

leicht entnehmen konnte, daß sie dem Vater nur mit Widerwillen gefolgt war, hoffte dennoch, diesen durch den Glanz seines Hofes und durch seine vielen leuchtenden Eigenschaften zuletzt zu besiegen. Da sich nun sogleich die Gelegenheit bot, mit einer der letzteren sich hervorzuthun, so stand er auf und hielt, nachdem sich auch die übrigen erhoben hatten, mit frommer, näselnder Stimme ein langes, mit Sprüchen reichlich ausgestattetes Tischgebet, worin er auch Gott bat, daß er seinen Segen zu ihrem Vorhaben geben möge. Die Ann'marie wagte nicht, Schlinge anzusehen, um ihren Widerwillen gegen ihn, der sich immer mehr steigerte, nicht kundzugeben. Sie sah unverwandt auf die verlangenden Gesichter ihrer jüngeren Geschwister, deren Blicke auf den Zucker- und Kuchentellern ruhten, und nahm sich vor, so gut es gehen wolle, an sich zu halten, um diesen die Freude nicht zu verderben. Nach vollendetem Gebete nahmen alle ihre Plätze wieder ein, und die aufwartenden Frauen aus der Verwandtschaft schenkten fleißig ein und nöthigten zum Zugreifen. Schlinge führte ein ausgezeichnet erbauliches Gespräch, wobei er sich zumeist an die Ann'marie wandte, aber ohne ihr, wie er mit stiller Wuth bemerkte, irgend ein Beifallszeichen abzulocken. Nachdem alle satt getrunken und gegessen hatten, und Schlinge wiederum ein langes Dankgebet gesprochen, wurde der Kaffeetisch von den Gästen verlassen. Die Männer zündeten ihre Pfeifen an, und die Kinder

verließen lärmend das Haus, um auf dem Hofe und im Garten zu spielen. Schlinge lud nun seine Gäste ein, mit ihm Haus, Hof, Gärten und Felder zu besehen. Er führte sie zuerst in die Kammern, um ihnen die vollen Kleiderschränke und Leinenkoffer zu zeigen, und hoffte schon, bei der Ann'marie gewonnen zu haben, da sie als Kennerin mit vielem Interesse die Leinenvorräthe musterte. Dann gieng es auf die Böden, wo das Getreide in großen, reinlichen Haufen aufgeschüttet lag. Von hieraus führte er seine bewundernden Gäste die Diele entlang, um ihnen die glatten, in den Ställen stehenden Kühe und Rinder zu zeigen, und bemerkte mit frohen Blicken, daß sich bei der Ann'marie auch hier das lebhafteste Interesse zeigte. Er wagte es, sich ihr mit zärtlichem Flüstern zu nahen, um sie auf eine stattliche bunte Kuh aufmerksam zu machen, welche für zwei Milch gebe, und von der sich ausgezeichnet buttern lasse, wie sie sich demnächst selbst überzeugen werde. Diese Bemerkung erinnerte die Ann'marie auf einmal an den Zweck ihrer Anwesenheit, und so nahm sie dieselbe höchst frostig auf, und Schlinge fühlte sich zum zweiten Male abgewiesen. Bei dem Besicht der Pferdeställe gieng auch dem alten Brünger Herz und Mund auf. Er war in seiner Jugend auf einem adligen Gute Knecht und auf die dort erworbenen Pferdekenntnisse immer stolz gewesen. Hier nun konnte er diese zeigen und, indem ihm der Schlinge seine Pferde einzeln

bereitwilligst vorführte, überbot er sich selbst in den passendsten Bemerkungen. Nachdem man auch die Nebengebäude besichtigt, den Garten durchwandelt hatte, traten die Gäste unter der Führung des Schlinge aufs Feld, welches sich in Aecker sauber abgetheilt weithin erstreckte. Schlinge sprach mit großer Ruhmredigkeit von den Verbesserungen, die er schon mit seinem Lande vorgenommen und die er noch zu machen gedenke, und stieg nun immermehr in der Achtung des alten Brünger, dem die Freude über den reichen Schwiegersohn aus den Augen leuchtete. Die Gesellschaft kehrte nun in der heitersten Stimmung in das Wohnhaus zurück, wo unterdessen die Vorbereitungen zu einer frugalen Abendmahlzeit getroffen worden waren. Während die Ann'marie die kleine Elsabein aufgesucht hatte, welche noch immer etwas schwach, bei den Spielen ermüdet und zurückgeblieben war, wußte sich Schlinge von der übrigen Gesellschaft loszumachen und mit der Ann'marie gerade in dem Augenblicke zusammenzutreffen, in welchem sie unten auf der Diele erschien. Er bat sie im freundlichsten Tone, ihm auf einige Augenblicke Gehör zu geben.

„Du weißt, Ann'marie," hub er mit seinem salbungsvollen Tone an, „daß Dein Vater nichts dagegen einzuwenden hat, wenn wir ein christliches, in dem Herrn lebendes Ehepaar werden, und darin, daß auch Du als ein gehorsames Kind, dem der Herr ein langes Leben und Wohlergehen verheißt, hierhergekommen, sehe

ich, daß auch Du geneigt bist, meine Frau zu werden. Ich gebe Dir nun hiermit die Treue, und Du bist jetzt meine Braut."

Indem Schlinge bei den letzten rasch hervorgestoßenen Worten auf die Ann'marie zueilte, um sie in seine Arme zu nehmen und ihr einige blanke Thalerstücke in die Hände zu drücken, erfaßte diese ein solcher Widerwille, daß sie sich ungestüm losriß, so daß die blanken Thalerstücke auf die Diele fielen, und keines Wortes mächtig die kleine Elsabein hinter sich herriß und in die Stube eilte. Schlinge war außer sich vor Wuth und mußte mehrere Male die Diele auf und nieder gehen, bevor er sich fassen konnte. Er suchte die Thalerstücke wieder auf, steckte sie ein und begab sich zuletzt möglichst gelassen ebenfalls in die Wohnstube. Hier hatte sich die ganze Gesellschaft um den mit weißen Laken bedeckten Tisch gesetzt, welcher mit großen, Suppe, Fleisch, Braten und Reis mit Pflaumen, dem Lieblingsgerichte der Kinder, enthaltenden Schüsseln beladen war, und wartete nur noch auf das Erscheinen des Hausherrn, um mit dem Essen beginnen zu können. Dieser war nun erschienen und hielt wie vorhin ein wenn möglich noch längeres Tischgebet, wodurch er die Geduld der kleinen Gäste auf eine harte Probe stellte. Nach dem Essen suchte Schlinge in dem Dankgebete ein Meisterstück zu liefern und wußte, indem er darin zugleich den Dank an den himmlischen Vater für das

Geschenk, welches ihm heute in einer guten Braut zu Theil geworden, aussprach, in schlauer Weise den schlechten Eindruck, welchen das Benehmen der Braut unter den Gästen hervorgerufen hatte, zu verwischen. Nachdem die Schlüsseln entfernt worden waren, blieben die Gäste, die Männer rauchend und trinkend in eifriger Unterhaltung, an welcher sich besonders der alte Brünger in der besten Laune lebhaft betheiligte, sitzen. Dieser war in der französischen Zeit desertiert und gab seine alten Geschichten auch hier, wo er außerdem sehr behaglich saß und dem Glase fleißig zusprach, gern zum besten. Der zukünftige Schwiegersohn ließ dem alten Brünger heute manchen derben Fluch ungestraft hingehen, den er sonst gerügt haben würde, und flocht nur dann und wann mit andächtig gefaltenen Händen und unter tiefem Seufzen einige allgemeine Bemerkungen über das Verderbnis der Menschen mit ein. Zuletzt brachte der Degensmann auf seinen Wink den Brünger von diesem Thema ab und bat ihn, die demnächst festzustellende Hochzeit in Ueberlegung zu ziehen. Schlinge gab an, daß sein Hof lange genug eine Hauswirthin entbehrt habe, und da die Ann'marie keine Aussteuer an Möbeln und Leinensachen mitbringe, so stehe seiner Ansicht nach dem Wunsche, die Hochzeit schon auf den Donnerstag in der dritten Woche von jetzt an festzusetzen, nichts im Wege. Der alte Brünger, welcher bei ausgezeichneter Laune war und sich einen kleinen Spitz

getrunken hatte, war mit allem zufrieden. Am liebsten hätte er die Ann'marie, welche stumm da saß und unverwandt in ihren Schoß blickte, gleich da gelassen. Als ihr Vater aber immer lauter wurde, trieb sie mit den anderen Frauen zum Aufbruch. Die Kinder wurden müde und verdrießlich, und die kleine Elsabein fieng zuletzt an zu weinen. Jetzt stand auch Brünger äußerst schwerfällig von seinem bequemen Sitze auf, und alle rüsteten zur Heimkehr. Schlinge begleitete die Brüngers bis an die Thür. Er versuchte von der Ann'marie zärtlichen Abschied zu nehmen und flüsterte ihr eine Zumuthung zu, die ihr die helle Zornesröthe in die Wangen trieb. Ihre blitzenden Augen und abwehrenden Hände trieben ihn, der sich schon zum Mitgehen rüstete, ins Haus zurück. Er vertröstete sich auf eine bessere Zeit, denn vor der Welt galt die Ann'marie jetzt als seine Braut, und nach drei Wochen sollte Hochzeit sein.

VIII.

Wieder ist es Sonntagnachmittag. In dem kleinen reinlichen Stübchen bei Walters sitzen die Ann'sophie und ihr Sohn in einer ernsten und, wie es nach den bekümmerten Gesichtern der beiden den Anschein hat, traurigen Unterhaltung. Das neueste Ereignis im Dorfe, welches vielleicht jetzt in allen Häusern, wenn auch nicht mit solchen traurigen Gefühlen besprochen wurde, bildete auch hier den Stoff der Unterhaltung. Colon Schlinge

war heute Morgen mit Ann'marie Brünger zum ersten Male aufgeboten.

„Ich bin doch etwas böse auf die Ann'marie," hören wir Hermann Walter zu seiner Mutter sagen. „Sie hätte sich wohl mehr zur Wehr stellen können. Versprach sie doch, dafür sorgen zu wollen, daß die Hochzeit aufgeschoben würde. Jetzt ist alles vorbei. Nächsten Sonntag werden sie zum zweiten Male aufgeboten, und am Donnerstag darauf ist Hochzeit."

„Du thust der Ann'marie Unrecht", versetzte die alte Ann'sophie. „Sie hat niemanden, der ihr einen Rückhalt bietet. Zu uns darf sie nicht mehr kommen, und sowohl der Vater als auch Schlinge und seine Spione sorgen dafür, daß sie gehorchen muß. Du bist selbst Landmann und dazu einer, der über vieles nachdenkt, und mußt daher wissen, daß wir Landleute nicht gegen den Gebrauch aufkommen können."

„Ich weiß es," gab Hermann zu. „Die Ann'marie kann höchstens noch vor dem Altar ihr Jawort verweigern, und darauf zu hoffen wäre thöricht. Wie ich schon früher sagte, so kommt es: wir ziehen auch ohne sie nach Amerika. Ich habe gestern mit dem Fritz Schmidt, welcher aus Amerika zum Besuch bei seinen Eltern ist und über acht Tage wieder fort will, gesprochen; er will uns mitnehmen. Und je eher, desto besser! Wird mir dann doch der Schmerz erspart, die

Flintenschüsse zu hören, welche den Schlinge und die Ann'marie nach der Kirche hin begleiten!"

„Und an mich denkst Du gar nicht?" sagte die Ann'sophie mit fast vorwurfsvollem Tone. „Ich soll in meinen alten Tagen den Ort verlassen, wo ich geboren bin, die Menschen verlassen, mit denen ich gelebt habe, und weit übers Wasser in eine fremde Gegend und zu fremden Menschen ziehen?"

Gerührt faßte Hermann die Hand seiner Mutter und suchte sie zu trösten: „Ich weiß es Mutter, es muß Euch am härtesten sein. Aber sagt selbst, bleibt uns ein anderer Ausweg? Meine Arbeit hat fast ganz aufgehört, eine andere Wohnung kann ich nicht bekommen, und als ich mich neulich an den Vorsteher wandte, meinte er höhnisch, wir könnten ja ins Armenhaus ziehen. So weit," fuhr Hermann mit düsteren Blicken fort, „ist es mit uns gekommen; dann wollen wir doch lieber nach Amerika ziehen. Und, Mutter, ich bleibe ja bei Euch und will arbeiten und sorgen für Euch auch in dem fernen Lande, und dort giebt es keinen Schlinge, und der Name Demokrat ist dort wenigstens kein verrücktes Schimpfwort."

Die Mutter fühlte sich beruhigt und streichelte beschwichtigend die Hand ihres Sohnes. Beide saßen eine Zeitlang stumm neben einander. Dann hub Hermann Walter wieder an:

„Ich muß noch einmal zu Brüngers gehen. Ich

muß, mag kommen was da will, die Ann'marie noch einmal sehen und sprechen. Ich weiß wohl, daß alles vorbei ist. Aber ich muß noch einmal hin."

Rasch stand er auf, nahm seine Mütze in die Hand und gieng hinaus. Die Mutter preßte noch die Worte hervor: „Gehe mit Gott, armer, armer Junge!" Dann konnte sie nicht länger an sich halten. Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen und sie fieng bitterlich an zu weinen. Sie sollte alles verlassen, was ihr lieb und theuer war, und nicht in der Stube ihr Leben beschließen, welche die stille Theilnehmerin ihrer Leiden und Freuden gewesen war. Hier hatte sie mit ihrem seligen Manne, dem Idel, ihr junges eheliches Leben begonnen, dort in der Ecke hatte die Wiege gestanden, in welcher ihre kleinen Kinder gelacht hatten und gestorben waren bis auf den Hermann, welcher ihr geblieben. Immer heftiger rannen die Thränen, bis ihre umflorten Blicke auf das neben ihr liegende Gesangbuch fielen. Krampfhaft griff sie wie nach einem Tröster nach demselben und den ersten Gesang, welcher beim Aufschlagen des Buches sich darbot, sang sie anfangs mit unterdrückter, zuletzt mit heller, getrösteter Stimme:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und still erwartet seine Zeit,
Der wird gewiß von ihm erhalten,
Was ewig nützet und erfreut.
Wer Gott dem Allerhöchsten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut."

Unterdessen war Hermann Walter zu Brüngers gegangen. Er traf sowohl die Ann'marie als auch deren Vater zu Hause. Der letztere war fast freundlich gegen ihn, denn er hatte, nachdem die Ann'marie mit Schlinge aufgeboten war, seinetwegen keine Sorge mehr. Auch fühlte er Mitleiden mit dem Jungen. Die Ann'marie stand da, wie jemand, der nur mechanisch noch lebt. Alle Farbe war aus ihren Wangen gewichen, die sonst so fröhlichen Augen waren ohne Glanz. Als sie den Hermann erblickte, und er ihr die Hand bot, fieng sie heftig an zu zittern und mußte sich niedersetzen. Der alte Brünger schwieg verlegen still, auch Hermann Walter konnte kein Wort hervorbringen.

In diesem Augenblicke trat Schlinge ins Zimmer. Er hatte Hermann Walter zu Brüngers gehen sehen und sich rasch entschlossen, ihm zu folgen. Er wollte diesen Augenblick, welcher ihn schadlos halten sollte für alle Leiden, welche ihm Hermann Walter zugefügt hatte, nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Jetzt konnte er über ihn triumphieren, denn der Sieg war ein vollständiger. Er hatte seinem Feinde Braut, Verdienst und Heimath genommen. Aber Schlinge war ein grausamer Sieger: Er wollte sich noch an den Zuckungen seines zum Tode verwundeten Feindes weiden.

„Ich sehe," sprach er mit höhnischem Tone zu Hermann Walter, „daß Du gekommen bist, um von meiner Braut Abschied zu nehmen. Nun, reise mit Gott!

Ich habe in Amerika einige Freunde, treue Bekenner unseres Glaubens, an die will ich Dir Briefe mitgeben, damit sie sich Deiner armen Seele annehmen. Hier hast Du für das Heil derselben wenig Sorge getragen. Wir wollen Deiner im Gebet gedenken und den Herren bitten, daß seine Gnade Dir den Weg zur Bekehrung zeigen möge."

Diese langsam gesprochenen Worte, welche wie Keulenschläge auf das unbewehrte Haupt des Hermann Walter niederfielen, empörten dessen Seele und riefen seine ganze Energie wach, und schon wollte er eine bittere Antwort geben, die aber den Triumph des Schlinge nur vermehrt haben würde, als die Thür aufgieng, und eine fünfte Person unerwartet in der Stube erschien. Es war der Vater einer der früheren Schlinge'schen Mägde, ein armer Heuermann aus einem benachbarten Orte. Bei seinem Erscheinen erblaßte Schlinge und schien viel von seiner stolzen Haltung zu verlieren.

„Guten Tag, alle!" hub jener an. „Sieh, da treffe ich Dich ja, Schlinge. Sie sagten daheim, Du seiest ausgegangen. Da dachte ich denn, Du würdest wohl bei Deiner Braut sein, und bin hierher gekommen. Nun sag' mal, mein Junge, wie viele Bräute hast Du denn eigentlich? Meine Tochter, welcher Du die Ehe versprochen und die Du bethört hast, hat doch wohl ältere Briefe als die Ann'marie?"

Es war unterhaltend, den Schlinge unter dieser an diesem Orte für ihn so unpassenden Meldung zu beobachten. Anfangs suchte er den Boten durch Winke zum Schweigen zu bringen. Als dieses nicht gelingen wollte, nahm er die Haltung eines Märtyrers an.

Dieses Mal ließ sich der alte Brünger jedoch nicht durch ihn bethören. Er gieng rasch auf Schlinge zu und fragte strenge: Ob das, was Peiter, so hieß der Heuermann, vorbringe, wahr sei. Schlinge wagte nicht aufzusehen, murmelte etwas von Verläumdung daher, von unverschämtem Bettelvolke, und daß er ans Gericht wolle, um gegen derartige Erpressungen Schutz zu suchen. Doch mit solchen Bemerkungen, die dem Peiter nur zu verständlich waren, hatte er diesen nun vollständig aufgebracht, und als derselbe sich anschickte, ihm sein ganzes Sündenregister vorzurücken, zog er es vor, zu verschwinden. Peiter folgte ihm auf dem Fuße nach.

Der alte Brünger war durch diesen Auftritt wie vernichtet. Er warf sich ächzend in seinen harten Sorgestuhl. Alle Träume vom großen Bauerhofe, dem weichen Lehnsessel hinter dem Schlinge'schen Ofen waren zunichte geworden. So traurig nun die Gefühle des alten Brünger waren, so hoffnungsreich gestalteten sich die der jungen Leute. Die Wangen der Ann'marie hatten ihre Röthe wieder und die braunen Augen glänzten in dem alten Feuer. Hand in Hand standen die jungen Leute nebeneinander. Ihre Hoffnung auf die

wunderbare Hülfe Gottes war nicht zu Schanden geworden.

Endlich erhob der alte Brünger sein Angesicht, welches er in seine Hände vergraben hatte, und als er die jungen Leute so glücklich neben einander erblickte, sah' er sein Unrecht gegen dieselben vollends ein. Gott hatte seinen Hochmuth gebührend gestraft, und jetzt stand es bei ihm, sich dankbar zu erzeigen für solch' eine wohlmeinende Züchtigung. Er stand auf, näherte sich Hermann Walter und, indem er ihm die Hand bot, sagte er zu ihm in der freundlichen Weise von ehemals: „Hermann, willst Du auch jetzt noch die Ann'marie?"

„Ob ich will, Vater!" jauchzte Hermann und schlug in die dargereichte Rechte des alten Brünger.

„Nun, dann nimm sie!" sagte der alte Brünger und schüttelte gerührt seinem wackern Schwiegersohne die Hand.

Es waren jetzt drei glückliche Menschen in Brünger's Stube vereint. Aber es fehlte die alte Ann'sophie. Die Ann'marie dachte zuerst an sie. Der alte Brünger ließ es sich nicht nehmen, sie zu holen. Er sagte, daß er dieses seiner alten Freundin schuldig sei. Seiner Tochter trug er noch auf, einen guten Kaffee zu kochen, und verließ dann das Zimmer, in welchem nun die glücklichen Brautleute allein zurück blieben. Es währte auch nicht lange, da kam Brünger mit der alten Ann'sophie zurück. Die Freude der alten Frau war rührend. Aber

der Kaffee war noch nicht gekocht, und wollten die glücklichen Eltern Kaffee trinken, so mußten sie ihn selbst kochen, was sie denn auch zuletzt fröhlich unter einander scherzend thaten.

Hermann Walter und die Ann'marie heiratheten bald darauf, und die alte Ann'sophie verließ jetzt ihr trauliches Stübchen ohne großen Jammer und zog zu ihren Kindern. Die Walters und Brüngers lebten einträchtiglich und glücklich zusammen, und als ein kleines Bauerngut verkäuflich war, erwarb es der alte Brünger und hatte nun doch die Beruhigung, daß seine Enkel, deren mehrere gesunde kleine Krausköpfe er mit der Ann'sophie gemeinschaftlich zu verpflegen bekam, ihr Leben nicht als Heuerleute zu verquälen brauchten. Colon Schlinge mußte, wollte er nicht allen Respect verlieren, seine frühere Magd heirathen und lebte im größten Unfrieden mit ihr. Die arme und unverschämte Verwandtschaft derselben war ihm ein großer Aerger und Anstoß. Auch wurde nicht er, sondern ein anderer in den Kirchenvorstand gewählt. Aber trotzdem blieb er ein eifriges Mitglied der Versammlungen und sprach noch oft und mit tiefem Schmerz von der Verderbtheit der Menschen.

Gedichte.

Alkenkrug.

Wenn vor Nachbars Thür' auf Stufen wir saßen am Abend,
Kinder, für Schauer empfänglich, der Mägde gelehrige Schüler,
Rückten wir näher zusammen, gedachten der Sagen der Vorzeit,
Immer von neuem erzählt in flüsterndem Ton — dem Erzähler
Jeder zur Hülfe bereit, denn stocken nicht durfte der Vortrag.
„Auf dem Rölkenberg schleicht spukend zu nächtlicher Stunde,
Feurigen Augenpaars ein Hund mit Kettengerassel,
Nächtlicher Wandrer Schreck" — so lautete meistens der Anfang.
Lieber noch wandten wir uns zum Sagengefilde der Vorzeit.
Reich war bebaut dies Feld und bot zur gefälligen Auswahl,
Was vor allem gefiel, Gespenstergeschichten die Menge.
Denn es mußten dem Volk die geliebten Göttergestalten
Sich umwandeln am End' in gespenstige, finstere Wesen.
Wodan, den mächtigen Herrn, den Geber des rühmlichen Sieges,
Machten zum Jäger sie flugs, der wild und tobend umherzieht.
Alle ja kannten wir längst die heiligen Plätze der Vorzeit,
Kannten den Berg[1]), der weit überdeckt mit Gräbern, ein Kirchhof
Heißt im Munde des Volks. Dort liegt ein König begraben,
Mitten unter dem Volk, und es flimmert zur nächtlichen Stunde
Weithin über das Land von seinem Grabe ein Lichtlein.
Wer es sieht, schrickt auf und schlägt ein Kreuz vor dem Scheine.
Auch in einsamer Hütte wohl sieht's ein Kranker, der schlaflos
Auf dem Lager sich wälzt und betet ein Ave Maria.
Giersfeld, heilig Gefild! zu dir nun schweiften die Sinne.
Reich an steinernen Kreisen, auf welchen die Sage sich lagert —

Zahllose Blöcke Granits sind über einander geschichtet
Mit herkulischer Kraft; es ruhet auf zweien der dritte.
Achtfach wieder erneut erstreckt von Osten nach Westen
Sich der gigantische Bau auf künstlich geschaufelten Hügeln.
Hier einst brannten die Feuer und zuckten den Göttern die Opfer,
In den Rinnen des Steins floß rasch das dampfende Blut ab,
Stärker nach rechts oder links, ein Zeichen, ob günstig die Götter.
Feierlich theilte die Speisen der Priester in langer Gewandung
Rings sich lagerndem Volk und es folgte dem Mahl die Berathung.
Hier auch grub man am End' in Mitte der heiligen Kreise,
Dankbar in Krügen von Thon der Helden gesammelt Gebein ein.

Hier nun stand vor Zeiten, als von Alfhausen der Kirchweg
Führte nach Merzen durch's Feld, der Alkenkrug, und die Sage
Läßt zur Einkehr laden den Wirth, wer immer des Wegs kam,
Sonntags; selten noch kommt von den Gästen einer zur Kirche.
Doch es verdroß bald Alle das Treiben und Lügen des Wirthes,
Hörten nicht weiter auf ihn und setzten gelassen den Weg fort.
Da vermaß er sich einst, bei Allem schwörend, was heilig,
Lange noch hätte man Zeit; er wolle versinken mit Allem,
Wenn er die Wahrheit fehlt'. Und gesagt kaum waren die Worte,
Als mit heftigem Knall und schrecklichem Sturmesgebrause
Haus und Hof versank. Ein Erdfall zeiget die Stätte,
Reichlich mit Wasser gefüllt, dem Keiner ermisset die Tiefe.
Doch wenn ruhig die Luft, kein Regen peitschet das Wasser,
Hörst du an's Ufer geneigt des Hauses Getöse, der Wirthsstub'
Lautes Gesumse, der Krüge Geklapper und Schelten der
Wirthsfrau.

Einst nun saß daheim, so weiter berichtet die Sage,
Abends spät am Herd mit seinen Genossen der Müller.

Draußen tobte der Sturm und trieb die Schlossen an's Fenster,
Sprachen vom Alkenkrug: und wer zur nächtlichen Stunde
Dreimal den Teich umreit' und lade zu folgen den Krugwirth,
Höre vom tiefsten Grund ein schauerlich Gurgeln erschallen:
„Einen Schuh hab' ich an, den andern noch rück' ich und tück' ich!"
Und ein glühender Drach' in des Wassers zischendem Aufbraus
Spalte bis oben den Teich — und weh dem frevelnden Spötter!
So nun lautet die Mär. Wie gebannt noch sitzen die Hörer,
Laut nur lacht der Müller. Mit spöttelnder Rede und Witzwort
Höhnt er der Andern Furcht; vermißt sich, zur nämlichen Stunde
Muthig zu wagen den Ritt, sein Schimmel werd' sicher ihn retten.
Niemand gehet ihm nach. Allein auf muthigem Rosse
Ziehet er über das Feld; es jagen die Wolken am Mond hin.
Wie er nun kommt zur Stell', dreimal den Weiher umreitend,
Ladet den Wirth zum Folgen, der Formel nach, so ihm gelehret,
Hört er der Antwort Grau'n. Und bäumend mit offenen Nüstern
Raset der Schimmel davon; und immerfort näher und näher
Fühlt er die sengende Glut; den Verwegenen packt das Entsetzen.
Ueber die Thür weg setzt er verhängten Zügels zum Herde.
Todt hin stürzet das Pferd. Gerettet finden die Freunde
Ihn, den Spötter, am Herd. Denn dieser war heilig den Göttern.

So noch saßen wir lange, das Grau'n durch Grauen vermehrend.
Niemand wagte zu geh'n, bis des Vaters scheltende Stimme
Uns nach Hause entbot. Geschlossenen Auges dann tappten
Ueber die dunkele Flur wir, den Sarg nicht zu sehen, der spukhaft
Einem Genossen des Hauses verkündigt baldiges Sterben.
Rasch dann in's schützende Bett, den Pfühl weit über die Ohren![2])

Die Jöljagd.

Wenn mit grausem Hottoh und Rüdengekläffe die Jöljagd [3])
Sauset durch finstere Luft, vorbei dem nächtlichen Wandrer,
Welcher verirrten Schritts durchstreift die öde Kunkheide —
Sternlos wölbt sich der Himmel, es leuchtet dem Armen kein Lichtlein —
Beugt er sich schnell vor dem Zug und macht ein Zeichen des Kreuzes.
Auf auch sitzet im Bett und hört wie Heulen des Sturmes
Vieler Stimmen Gejöl, wie's herschrillt über die Köthe,
Einsam weinend ein Weib, dem der Mann starb ferne in Holland.
Dort mit schwieliger Hand verdient' er jährlich und bracht' ihr
Treulich nach Hause den Lohn, und sie war emsigen Fleißes
Haus- und Feldwirth derweil. Nun kehrt er nimmer zurück ihr.
Seiner gedachte sie eben und Zweifel martern die Seele,
Ob dem sterbenden Mann sich nahte ein Priester der Kirche,
Oder ob unentsühnt durch die heiligen Sterbsakramente
Zagend er ging den Weg zum Sitz des ewigen Richters.
Plötzlich da bricht herein das Höllengelärme der Jöljagd.
Armes, geängstetes Weib, das galt der verlorenen Seele!
Schluchzend hebt es die Hände gefalten zum Thron des Erbarmers.

Rastlos brauset der Zug über ächzende, knarrende Bäume,
Heulend durch Sumpf und Moor. Am Kreuzweg stürzt er zusammen,
Aber mit Holter Gepolter erhebt er am Saume sich wieder. —

„Wehe dem Spötter, der keck und frevelnden Muthes ihm nachruft!
Rasch nahm Mancher den Lohn, der den Mund ihm schließet für immer."
Also begann der Erzähler mahnend; es freute im voraus
Alle zu hören die Mär. „Ein Siemermann, Bauer in Langen,
Kühnen, verwegenen Sinns ruft rasch und entschlossen den Zug an,
Der hoch über sein Haus mit lautem, wirrem Getöse
Zieht zur Mittnachtsstund'. Er mag im Zechergelage
Haben versäumt die Zeit und den Muth bekommen zur Unzeit.
„Gebt mir ab!" so ruft er. Doch kaum sind entflohen die Worte,
Als mit großem Geheul und dräuendem Stimmengewirre
Ueber ihm schwindet der Zug, und zu Füßen taumelt dem Frevler
Schwarz und verdorrt eine Hand. Er selbst entweichet in's Haus nun,
Rasch verriegelnd die Thür, und glaubt vor dem Gast sich geborgen.
Doch ihm folget die Hand und wählt zur Wohnung den Schrank sich,
Welcher mit festem Schloß dem Bauer bewahret den Geldschatz.
Hier nun beharret sie fest, läßt sich nicht bannen, wie viel sich's
Kosten auch lässet der Wirth, den beschwerlichen Gast zu entfernen.
Tief in der Erde Schoß, mit schweren Steinen belastet,
Gräbt er sie ein und schwört, jetzt kehret nimmer sie wieder.
Doch sie macht sich los und liegt von neuem im Schranke.
Weit weg über die Lande, bis wo die Wogen des Meeres
Spülen des Ufers Sand, trägt selbst die grausige Hand er,
Schleudert sie weit in's Meer, und ruhig, als ob sie geblieben,
Liegt sie wieder im Schrank und spottet der Rückkehr des Wirthes.
Flammen verzehren sie nicht und es nagt nicht fressender Fäulniß

Hungriger Zahn an ihr. Nicht Priester und kirchlicher Bannspruch,
Keinerlei Macht noch List, nicht Geldes gewaltiger Zauber
Halten die Hand entfernt; sie liegt wie immer im Schranke.
Bleich und ermatteten Augs, dem nie sich nahet der Schlummer,
Schleicht der Bauer einher, sich selbst zum Grauen geworden,
Während ruhig im Schrank ihm liegt der treibende Schrecken.
Endlich hat Gott ihn erlöst. „Und der Schrank?" so fraget Ihr Alle.
Alt und morsch, so heißt's, von Niemand sonders beachtet,
Steht er bei altem Gerümpel, doch soll auch die Hand da nicht fehlen.
Keiner im selbigen Haus scheint viel um den Gast sich zu kümmern.
Zeigen ihn Niemand doch, ausweichend dem drängenden Frager,
Lachen verschmitzt und geh'n. Sie ehren den grausigen Wächter,
Welcher auch ohne ihr Thun ihr Wesen sichert vor Dieben.

Der Kirchbau zu Ankum.

Als vom einigen Gott die erlösungbringende Lehre
Siegreich blieb im Kampf, den älteren Glauben begrabend,
Bauten Kirch' und Altar dem wahren Gotte die Völker.
Kirchlein waren es meist, den kleinen Gemeinden zu groß noch —
Denn noch viele verehrten die alten Götter im Stillen,
Beteten unter dem Schwerte des mächtigen Frankenbeherrschers,
Wie er gebot, den Glauben; doch heimlich kehrten sie wieder
Zu den Altären zurück und schlachteten Wodan, dem Götzen.
Blutige Opfer zur Sühn', anflehend, daß er sie schütze
Vor dem abscheulichen Karl. Doch machtlos waren die Götter.
Groß und mächtig jedoch und weithin sichtbar vor allen
Steht die Ankumer Kirche, der ältesten eine im Lande.
Hoch hob früher der Thurm das glänzende Kreuz in die Lüfte,
Merkmal christlichem Volk. Denn es sollte den heiligen Orten,
Deren aus heidnischer Zeit gar viele sich zeigten dem Volke,
Hoch die Kirche und hehr, die christliche, leuchtend voransteh'n.
Glänzend ward es erreicht. Man hatte sich schier überhoben,
Bis an den Himmel gebaut — ein and'rer Babeler Thurmbau!

Zwei der größten Dynasten — der eine wohnte gen Osten
Stolz auf der Rüsseler Burg, der andere westlich zu Holsten
Hinter dem hohen Wall und mächtig dräuendem Pfahlwerk —
Hatten nach vielem Streit, wo passend zu suchen ein Bauplatz
Für die zu gründende Kirche, sich endlich geeinigt, daß Jeder
Möchte sich rüsten, beim Schein des nächsten Morgens von Haus aus

Grade den Weg zu gehen, der führt vom Einen zum Andern.
Keiner wohl hat sich verspätet; denn eben die Mitte des Weges
Hatten so Beide erreicht und gaben sich fröhlich die Hände,
Grüßten und riefen zugleich: „Sei uns gesegnet die Ankunft!"
Hier, wo Beide sie standen, auf hohem, geräumigem Abhang,
Gründeten flugs sie den Bau. Es halfen auch fleißig die Andern.
Unten am Hang bald bauten bescheidene Hütten die Dörfler.
Weil den Platz zur Kirche bestimmte die glückliche Ankunft,
Nannten sie Ankum den Ort, der bald zum stattlichen Dorf wuchs.
Als nun vollendet der Bau und im Knauf errichtet das Kreuz war,
Hatte man höher gebaut, als sonst wohl irgend auf Erden:
Denn der Engel Gesang zur Geburt des göttlichen Kindes
Hörte man deutlich im Thurm zur Zeit der heiligen Weihnacht,
Wie in der heiligen Nacht die Engel ihn sangen den Hirten:
„Ehre sei Gott in der Höh' und Friede den Menschen auf Erden!"
Doch die himmlische Näh' sollt' werden dem Thurme verderblich.
Wer hoch steht, seh' zu, ob ihm nicht nahe der Sturz sei.
Nie ward lebendem Aug' vergönnt, die Himmel zu schauen;
Niemand kehret von dort, zu verkünden der lebenden Menschheit,
Was er oben geseh'n. Denn es soll dem Wissen ein Ziel sein. —
Einst erhob sich im Sturme des Thurmes gewaltige Spitze,
Schwankte und brach, und es stürzte in wenigen Stunden zusammen,
Was einst über ihr Maß in langer Reihe von Jahren
Schufen die menschlichen Kräfte. Die Lehre gewann sich die Nachwelt,
Baut' auf altem Gemäuer bescheidener Höhe das Dach auf.
Wohl ward stumpf nun der Thurm, zum Spott der witzelnden Menge.

Doch wer hoch fiel, hat auf Mitleid keinerlei Anspruch.
Wer sich der Meng' überhebt, seh' vor sich, daß er nicht falle.
Fällt er, verzeiht man nie, daß ihm nach Großem der Sinn stand.
Hohes Gemüth anstaunt man, doch muß bei dem Werk der Erfolg sein.
Wer nicht weiß den Sieg und das Glück zu fesseln für immer,
Baue in sich nur den Frieden; es trüget der Beifall der Menge.

Lienescher Mittewinter-Abend.

Töne, du frommer Gesang, noch lange mir wieder im Herzen,
Welcher von hohem Thurm begrüßte den Knaben, der heimwärts
Wandte den eilenden Schritt. Es entführte die fröhliche Weihnacht
Jenen entfesselten Fußes der Schule beengenden Räumen.
Rasch mit fröhlichem Sinn, mit Wanderstab, Mütz' und dem Ränzlein
Ziehet er frei durch's Thor aus der düsteren Mauerumgränzung
Weiter — es jauchzt im Busen das Herz ihm — weiter zur Heimath;
Liebkost jedes Gesträuch, das bekannt ihm reichet ein Zweiglein;
Wenn auch blattlos, bereift — er führt es grüßend zum Munde;
Ficht mit dem Stock in der Luft und wagt manch' tüchtigen Krafthieb.
Leise schon fallen des Schnees krystallene Flocken zur Erde,
Ihm zum fröhlichen Spiel, er erhascht die fliehenden eilends;
Sieht sie sich lagern auf's Kleid und freut sich des wandelnden Schneemanns.
Stiller dann wird ihm der Muth; es ermüden allmälig die Glieder.
Brummend verjagt er die Flocken und schüttelt den Schnee von den Kleidern.
Seufzt wohl leise: „Wie weit!" Dann heitert sich mälig der Himmel.
Bald auch ist er daheim, und wieder kehret der Frohsinn.
Langsam senkt sich hernieder des Abends geheiligter Frieden
Rings auf Berg und Thal; es färbt sich im Westen der Schneebank

Graues Gewölk. Es friert, und eiliger schreitet der Wandrer.
Freudig erklimmt er den Berg, den letzten, und vor ihm die Heimat
Grüßt er mit lautem Hurrah! Und horch! es erwidert den Gruß ihm
Feierlich bald ein Geläut, getragen vom Lüftchen der Heimat,
Bald ein Gesang, so sanft verwehend, wie Engelgelispel.
Knabe, wo blieb dein Muth? — Er steht mit gefaltenen Händen,
Lauscht mit verhalt'nem Odem und Thränen entstürzen dem Auge.

Wohl war frommen Gemüths der Stifter des Läutens vor Weihnacht.
Fromm auch sendet den Sängern der Enkel, so ehrend die Stiftung,
Wärmenden Trunk zum Thurm; es erfriert in der Kehle der Ton sonst.

Einst, es fehlten zum Fest der Weihnacht zwei noch der Tage,
Weckte das volle Geläut vom Thurm die Schläfer auf Lienesch.
Nahe dem Dorf ist der Hof; man erreicht bei mäßiger Eile
Ankum in wenig Minuten. Es führet im Sommer der Weg hin
Neben belaubtem Wall und seitwärts duftenden Wiesen.
Eilig entspringen den Betten und rüsten die Höfler zum Kirchgang,
Wähnend, es läute zur Mette, die früh eröffnet den Festdienst.
Hell liegt Mondenschein auf blendend weißem Gefilde.
Still geht Jeder den Weg; es umgränzet das Leuchten des Schnees
Klar die schwarzen Gestalten. Verstummt war längst das Geläute.
Als zum Dorfe sie kommen und aufwärts wandern den Kirchweg,
Finden sie leer die Straße, verschlossen die Thüren der Kirche;
Niemand, der sie grüßt; sie allein nur gehen zur Frühmett'.
Träumend stehen sie da und wissen nicht, wie das gescheh'n ist,

Als mit mächtigen Schlägen zur Mittnacht dröhnet die Thurmuhr.
Jetzt wird klar das Versehn; dem Bauer wird's höhere Weisung;
Stiftet das Läuten vom Thurm und Gesang, abwechselnd mit jenem,
Wie's noch jetzt ertönt, am Abend zwei Tage vor Weihnacht.
Vollen Geläutes beginnt der Glocken harmonischer Dreiklang,
Bimmelt und bammelt dann fort. Verweht ist summend der Ton kaum,
Hebt der gemischte Gesang von Kindern und Männern ganz leis an,
Schwillt wie Harfengetön und verklingt mit zitterndem Nachhall.
Lautlos horchen die Dörfler. Ein Wandrer lauschet von ferne,
Hört den gedäumpften Gesang und schaut verwundert nach oben,
Sieht den erleuchteten Thurm und fragt sich selbst die Bedeutung.
Siehe, da leuchtet auch ihm mit funkelnden Lichtern bekränzet
Festlich der Weihnachtsbaum; es nahet sich leise der Jugend
Holde Erinnerungszeit; er faltet gemächlich die Hände,
Wie es das Knäblein that, wenn freundlich die Mutter es lehrte
Beten, die Händchen gefalten, und traulichen Tons gute Nacht rief.

Nimm nun herzlichen Dank, du würdiger Stifter; es hat mir
Oft dein Grüßen getönt und gesegnet das Kommen zur Heimat!

Das Steinwerk.[4])

Wenn mit bedächtigem Schritt du wandelst den schattigen Pfad hin,
Welcher am Erlengebüsch und seitwärts murmelndem Bache
Führt den ermüdeten Wandrer hinab zur Herberg des Dorfes:
— Sommerlich ruhet auf Baum und Gesträuch der Mittag — dann siehst du
Stattlich ein Bauerngehöft, umschattet von mächtigen Eichen.
Roth ist gefirstet das Dach, wo oben auf räumigem Neste
Steht auf einem Bein, ein Bild der behaglichen Ruhe,
Weißen Gefieders der Storch, den Kindern ein lieber Genosse,
Wenn mit ernstem Gesicht vom hohen Firste er zusieht
Ihrem kindlichen Spiel. Nicht zürnt er dem neckischen Wortschwall,
Welcher den langen Gesellen verfolgt, sobald er sich seh'n läßt.
Links auf sonnigem Hang liegt hoch umzäunet der Garten;
Rechts am murmelnden Bach, umrahmt von saftigen Erlen,
Breitet in mancherlei Farben, ein köstlich gewürketer Teppich,
Weit eine Wiese sich aus, dem Aug' ein labender Anblick.
Keinerlei Laut noch Geschrei empfängt dich; es lagert des Mittags
Ruhe auf Haus und Gehöft; es schläft im Häuschen, das kühl ihm
Schattet die prächtige Birn', Packan, der Wächter des Hofes
Leider zu oft gestört durch lustig schwärmender Bienen
Lautes Gesumse um's Ohr, die benachbart wohnen am Bleichplatz.
Auch nicht der Gänse Geschrei, der Enten betäubend Geschnatter
Trifft dein zartes Gehör. Im Schatten ruhet der Hahn auch
Unter dem Fliedergesträuch. Es sinken ermattet den Küchlein

Flügel und Köpfchen. Es schilt, wenn leise wohl piepet im Traum eins,
Zornig sich schüttelnd der Hahn, rasch strafend den Störer zur Unzeit.
Grad' aus steigt vom Schlot, sich kräuselnd und leise verschwindend,
Hoch im Aether der Rauch, ein duftendes Opfer der Küche.
Träumend schreitest du weiter; wer weiß, wo schweiften die Sinne.
Doch was hemmt dir den Schritt? Du staunst, nicht trauend den Augen.
Hält ein trügerisch Bild dir vor die Fata Morgana?
Oder bethört ein Traumesgebild dir plötzlich die Sinne?
Drohend, zur Hälfte versteckt, wo sorglos nahte der Wandrer,
Ragt von granitnem Bau, umrauscht von der dunkelen Föhre,
Mit Schießscharten verseh'n ein hohes Gebäude, ein Thurm auf.
Sind schon von funkelndem Blick die Geschütze gerichtet? Die Hand wehrt
Schwach von der Brust das Geschoß. Sei getrost! Es lauert wohl Niemand
Hinter dem dicken Gemäuer, dem Feinde verderblich, der raubend
Nahete friedlichem Herd und des Hauses Bewohner zur Flucht zwang
In den befestigten Thurm. Verseh'n mit reichlichem Vorrath,
Schützte er längere Zeit den Belagerten Freiheit und Leben.
Jetzt auch schüttet der Bauer die Fülle des körnigen Vorraths
Friedlichen Sinns und getrost auf die Böden des mächtigen Steinwerks,
Welche in zweifacher Zahl, durch bewegliche Leitern verbunden,
Bieten geräumigen Platz. Die Belagerten zogen wohl diese

Zu sich, wenn höher die Noth und des Feindes nachdringender Wuthschrei
Bis auf den letzten sie zwang der mit Klappen versehenen Böden.
Mächtig wehrte den Eintritt dem drängenden Feinde mit schwerem
Eisen beschlagen die Thür, wie jetzt sie schützet vor Dieben.
Führt doch zu dieser zuletzt noch ein Gang von gemauerter Wölbung,
Welcher verbindet den Thurm, so sichernd die Flucht, mit dem Wohnhaus,
Wenn zur nächtlichen Zeit Ueberrumplung drohte den Höflern.
Jetzt hat es nicht mehr Noth! Wo schlagen noch kräftige Ritter
Hoch von gethürmten Burgen in's Thal auf dampfenden Rossen
Sausend im Donnergalopp, in Fessel den ängstlichen Kaufmann,
Welcher mit zitterndem Schritt das mit Waren belastete Saumroß
Führt den gefährlichen Pfad, und halten in festem Gewahrsam
Ihn, im feuchten Verließ, bis der Arme gezahlet die Lösung?
Fährt doch mit stolzem Gespann am Baron jetzt vorüber der Kaufmann!
Auch ist der Bauer gelöst von der Hörigkeit drückender Fessel,
Nur verpflichtet dem Staat, der gesetzlichen Schutz ihm gewähret.
Will aber bleiben der Herr selbständig im Schlosse der Ahnen,
Muß er mit eignem Pflug durchfurchen die dampfende Erde,
Oder in Metalliques spekulieren geschäftlichen Geistes;
Lernen vom Kaufmann die Kunst, dem verachteten, welchem den Arm er
Bietet beglücktesten Sinns, wenn dieser ihm gönnet den Antheil.
Ach, wie matt ist jetzt, wie fade, verschwommen der Zeitlauf!
Kein Charakter, kein Held! Es gebiert die Zeit nur nach Formen
Immer dasselbe Gebild', wie der Töpfer uns fertigt die Töpfe.
Furchtbar war die Zeit des bedrückenden ehernen Faustrechts,

Aber doch Männer gebar sie gewaltigen, höheren Sinnes,
Nahmen der Schwachen sich an, verhalfen zu Recht den Gekränkten.
Sickingen, Götz mit der Faust von Eisen, erständet ihr wieder,
Hülfet wohl, wie ihr gewohnt, den Bedrängten, so auch den Holsten,
Welchen verbrieftes Recht nicht schaffet das mächtige Deutschland.

Die Fastnacht.

Horch, welch' lustiger Klang! Es beginnt die fröhliche Fastnacht.
Alles nun eilt zur Thür'; auf des Dorfes gereinigter Straße,
Rings von der Jugend umtobt, erscheinen zwei stattliche Reiter,
Festlich geschmückt, wie's ziemt, zu des kommenden Zuges Verkündung.
Hell und lockend entklingt der Ton dem Bauch der Trompete.
Niemand läßt es daheim. Es jauchzt der lustigen Fastnacht
Herold Jeder entgegen, denn bald wird folgen der Aufzug.
Lange schon hatten geharrt und oft den spähenden Blick wir
Jenem entgegengesandt, bis wo die gehässige Krümmung
Uns die Aussicht sperrt; selbst bis zur Herberg der Fastnacht
Unsere Schritte gelenkt und gespäht um die Pfosten der Thüre,
Ob nicht einer, erkannt, der Vermummten uns werde zur Kurzweil.
Schlichen auch gern mit hinein und sahen mit Wonne die Zurüst;
Waren noch lieber bereit, wenn der Kinder man brauchte beim Aufzug.
Hab' ich doch selbst mit Lust, mit rußig geschwärzetem Antlitz
Einstmals gezogen im Trupp den Wagen, auf welchem der Mogul
Thronte in fürstlicher Pracht; es erkannte nicht Einer mich Knaben.
Mütterchen freute sich kaum, als froh des gelungenen Mitspiels
Rußig bemalt als Mohr das verlorene Söhnchen in's Haus sprang.
Seife und Schwamm in der Hand ergriff es den Fliehenden jählings,
Wusch das geschwärzte Gesicht und verdarb des Triumphes Erinn'rung.

Endlich erklingen von fern der Musika lustige Töne,
Deutlich das Jubelgeschrei der Beifall jauchzenden Menge.
Rasch zu den Andern gelangt auf kürzeren Wegen, verkünden
Treulich wir, was wir geseh'n, und vermehren auch hier die Erwartung.
Endlich erscheint ein Trupp und bald umbiegt auch die Ecke
Langsam nahend der Zug. Voran auf geräumigem Wagen
Sitzt gar drollig vermummt mit seinem Geräthe der Spielchor.
Froschmaulartiger Mund entlockt dem geschnäbelten Mundrohr
Schreiende Töne; gesellt ihm flötet ein Zweiter mit Ausdruck
Und ganz schiefem Gesicht. Mit weit ausholendem Bogen
Streicht ein Dritter am Baß, sich tief verneigend, den Grundton,
Während der Fiedler Kunst sich ergeht in lyrischem Vortrag.
Hell auch schmettert das Horn, dem Bläser fast platzen die Backen.
Lustige Spielleut', g'nug! Nun verwehrt nicht länger den Anblick
Fröhlicher Fastnachtszunft, die ersehnt sich schicket zur Auffahrt.
Wagen, mit Knaben bespannt, zieh'n auf mit schwankendem Aufbau.
Reich ist der nächste besetzt mit heiterem Pöbel der Wirthsstub'.
„Wirthin und Wirth, schenkt ein; es verlechzen die Kehlen vor Durst sonst!"
„Trumpf auf den Tisch!" und Streit; und zuletzt muß kirren die Menge
Zankrufs heiser Gebell und der Prügel erquicklicher Schallaut.
Weiter dann folget im Zug des Processes erbitterter Anhang.
Nachbarn stehen im Streit und bestechen ein Jeder den Richter.
Der reicht beiden die Hand; und es sieht nicht der Sünder den Teufel,
Welcher mit drohender Faust und grinsendem Antlitze rückwärts
Steht zum Angriff bereit. Es erschallt bald wiehernd Gelächter,
Wenn er den Richter ergreift, der jämmerlich g'nug sich geberdet.

Hoch auf breitem Gerüst des folgenden Wagens der Doktor
Steht mit gepudertem Haupt. Die zierlichen Beine umglänzt ihm
Sammten mit Spangen das Kleid und Schnallen umblitzen die Schuhe,
Silberne. Weit und bequem, daß tief zu den Knie'n es hinabreicht,
Sitzt ihm das rothe Gewand; es füllet die Taschen Arzneischatz;
Während ihm hinten hervor zur Abwehr drohet das Spritzrohr.
Prüfend der Mittelchen Kraft, empfiehlt er Verliebten für Herzweh
Jenes, das hoch er erhebt und weithin reicht dem Verlangen.
Auch für's Jüngferchen hält Verjüngungsmittel bereit er.
Jüngferchen dreht sich erzürnt; doch das Glas erfasset ein Mann gleich,
Reicht ihm scherzernd es dar, und Gelächter begleitet das Schelltwort.
Nebenan zieht der Gesell mit lautem Krachen den Zahn aus.
Laut auf brüllet der Mann; doch dem Zappelnden stehen zur Seite,
Daß er nicht ängstlich entrinn', zwei kräftige Bursche, ihn haltend.
Weiter bewegt sich der Zug und es folget noch mancherlei Schauspiel,
Jedes vom Volke beklatscht, wie's schmeichelt seinem Verständniß.
Seitwärts treibt sich herum Hanswurst und raubet der arglos
Schauenden Dirn' einen Kuß, die flüchtet mit kreischendem Aufschrei.

Wenn durchzogen das Dorf bis oben, so wendet der Zug nun
Nach der Herberg, wo bald im Tanz' sich drehet die Jugend,
Während die Alten am Tisch' gar mancherlei tadeln am Aufzug:
„War doch in früherer Zeit dies Alles viel besser; ja leider
Fehlt jetzt kerniger Witz, wo früher verständliche Derbheit.“

Manches wird noch erzählt von den dörflichen Helden der Fastnacht,
Lütkhus und seinem Genoß, vom Franschenpatt, Tuke und Andern.
So nun endet der Morgen den fröhlichen Anfang der Fastnacht.
Folget doch Anderes nach, der Hahnenschlag, welcher am zweiten
Fastnachtssonntag vereint die dörfliche Jugend. Es zieht dann
Diese in mehreren Trupps zum Vogelberg, tragend am Stocke
Flatternde Fähnlein, ein Tuch und andere Preise dem Sieger.
Spielleut' gehen voran, dann folget der Hahn in dem Korbe.
Ist nun der Zug am Platz und des Korbes Inhalt, der arglos
Schaut auf's bunte Getriebe, gesetzt an passender Stelle,
Wird zur Losung geschritten. Der Erste, wie diese bestimmte,
Tritt mit verbundenem Aug' und mächtigem Schwerte zu Handen,
Dreimal im Kreise gedreht, gemessenen Schritt's auf den Korb los,
Haut mit mächtigem Schwung und folgt kopfüber dem Hiebe;
Wähnt' dem Korbe sich nah', im Geist' als Sieger sich schauend.
Schnell nun treten hinzu die Andern, zu lösen die Augen.
Schallend Gelächter begrüßt den Enttäuschten. Es folget ein Zweiter,
Welcher, ob näher, das Ziel verfehlt mit sausendem Lufthieb.
Mancher verfehlt den Weg und geht in anderer Richtung.
Leise beginnt und wächst, je weiter er irret, ein Kichern,
Bis beim mächtigen Hieb ein wiehernd Gelächter sich Bahn bricht,
Und das entbundene Auge vergebens das neckische Ziel sucht.
Endlich trifft zuletzt ein Kundiger, welcher die Binde
Heimlich hob vom Aug', und schlägt mit sicherem Schwunge.
Lautes Gejauchze erschallt und begrüßt den glücklichen Sieger.
Dieser, mit Epheu bekränzt, in der Hand nun schwingend den Kampfpreis,
Führt als König den Zug zurück zur fröhlichen Herberg.

Andere werfen zur Zeit, wo Jene nun schlagen den Hahnschlag,
Kräftigen Armes das Scheit, das die mächtige Tonne umklappert,
Sich zur besonderen Lust, dem Kätzlein schwerlich zur Kurzweil,
Welches, auf hohem Pfahl in der Tonne verschlossen, den Anprall
Rasselnder Prügel verspürt und vergebens sich mühet zur Rettung,
Bis ein glücklicher Wurf den Käfig öffnet, aus dem es
Aengstlichen Sprunges entrinnt, von der Jugend mit kreischendem Aufschrei
Weithin verfolgt. So endet für Beide Vergnügen wie Schrecken.
Einmal noch finden vereint wir die muntern Gesellen der Fastnacht.
Schauerlich füllet Geheul am Montag Abend die Straße,
Geisterhaft schreitet der Zug, es ertönt nur Klagegestöhne.
Oben auf dunkler Bahr' liegt todt die fröhliche Fastnacht,
Welche sie bringen zur Gruft, mit Jammer umringend die Leiche.
Uns hielt Grauen daheim. Gar schauerlich tönten die Weisen,
Welche in dunkler Nacht hell klagend erfüllten die Lüfte.
Näher und näher Geheul und des Leichenzugs deutlich Getrampel,
Bis sich beides verlor und leis' und leiser verhallte. [5])

Das Osterfest.

Steht mir doch immer vor Augen, wenn drohend mit schwarzem Gewölke
Falbigen Scheins ein Gewitter sich nahte verdorrenden Fluren,
— Hoch aufwirbelt der Staub und heimwärts fliegen die Tauben —
Unsere Nachbarsfrau, die ängstlich über die Thür lugt,
Rasch dann eilet zum Herd und mit Hast und großer Erregung
Wirft in's Feuer vom Strauß, der, geweiht am letzten Palmarum,
Liegt zum Schutze bereit vor zündendem Blitze. Und dennoch
Sorglich legt sie zurück; denn es möchte nicht reichen der Vorrath
Bis zum anderen Fest. Ich selbst nun theilte die Vorsicht,
Drängte mit mächtigem Strauß mich hin zur Weihe des Altars.
Festlich geschmückt war der Strauß, von geringeltem Stocke getragen.
Hoch im bebänderten Putz saß stattlich ein glänzender Apfel,
Oder auch zwei und mehr, wie Jeder zu sparen ermöglicht,
Aengstlich behütend den Schatz vor der Andern spähenden Augen.

Frommes katholisches Weib! wohl niemals hat dir geahnet,
Daß verbotenen Göttern du nahtest mit heidnischem Opfer.
Auch dein Stolz, dein Sohn, der Vikarius mußt' es nicht wissen,
Sonst hätt' er strafend gemahnt, jetzt ging er nur lächelnd vorüber,
Wenn du dem Donnerer weihtest, dem heidnischen Gotte, das Opfer,
Welcher die schwärzlichen Keile, umglüht vom Scheine des Bartes,
Schleudert mit markiger Faust, entzündend den schwüligen Dunstkreis.

Wenn heiß lechzet das Wild, dem die Quellen versiegten im Walde,
Und auf verdorretem Klee sich lagert ermattet die Herde,
Wenn mit trägem Flug sich senkt zur Erde der Habicht,
Dann fleht Hülfe vom Gott, dem guten Beschirmer der Menschheit,
Eilend zur Eiche das Volk, der geheiligten, welche vom Berge
Schaut weit über das Land, und himmelan lodert die Flamme,
Blutet als Opfer der Stier, und es jammert den Gott die Bedrängniß.
Rasch vom Mahle der Götter steht auf und rüstet zum Kampfe
Sich der göttliche Held und zermalmt mit brausendem Ingrimm
Ihn, den gefürchteten Riesen der Glut, der von Süden einherzieht,
Hauchend qualmigen Odem, an Thäler und Berge den Höhnrauch.
Milder nun wehen die Lüfte und durstig trinken die Felder.
Froh geht Jeder davon und trägt vom heiligen Feuer
Schützende Brände in's Haus vor Blitz und plötzlichem Unfall.
Früher schon tödtet Donar den Riesen des mächtigen Winters,
Trifft ihn schmetternden Streichs und führt den befruchtenden Regen
Ueber die Wälder und Fluren; es jauchzen die Menschen dem Frühling,
Jauchzt die erwachte Natur und des Hains befiederte Sänger.
Weit von den Bergen in's Thal erhellen Feuer die Nächte,
Freud' und Opfer zugleich der Göttin des kehrenden Frühlings,
Donars Schwester Ostara, dem strahlenden Morgen vergleichbar.
Ostern, du freudige Zeit! Es erstand uns Christus aus Banden,
Welche der Gottmensch brach, und schenkte des Lebens Gewißheit.
Ostern, du freudige Zeit! Es erstand uns wieder des Jahres
Frühlings-Wonne und Lust, zersprengend die Fesseln des Winters.
Ostern, du freudige Zeit! du Fest der fröhlichen Jugend!

Laut, in hellen Gewändern, mit bunt bemaleten Eiern
Zogen wir fröhlich vereint zum Vogelberg, welcher als Spielplatz
Dient'. Da saßen im Sand wir Kinder, in Rinnen die Eier
Kollernd von oben hinab. — Zwei Kämpfer gehörten zum Spiele.
Barst nun eins von den Eiern, verfallen war's füglich dem Sieger,
Welchem das Ei nicht brach, und willig ward es gegeben.

Weiter am geräumigen Hang fliegt weit im Bogen der Ball aus.
Männer und Knaben erproben die Kunst des belebenden Ballspiels.
Wahrlich ein herrliches Spiel! Es gereicht zur Freude der Anblick
Selbst dem schwächlichen Greis, der gebückt am Stabe von fern schaut,
Dem die kindliche Lust die verflossenen Zeiten zurückruft.
Doch der kräftige Mann erfreut sich am lustigen Mitspiel.
Diesem gesellt sich der Sohn und schaut mit stiller Bewund'rung,
Wie mit fröhlichem Sinn der Vater ergreifet das Schlagholz
Und mit sicherem Arm den Ball schickt hoch in die Lüfte;
Auch mit vielem Geschick beim Fluge des mächtigen Balles
Diesen gelenkig ergreift. Doch Mancher auch rücklings die Erde
Mißt mit gepreßtem Geächz, wenn den Ball verfehlend er strauchelt.
Dieser entrollet indeß, doch ein Anderer faßt ihn behende.

Buden auch stehen gereiht, voll süßen Kuchens von Honig,
Welche den Kindern Kost, die gewünschte, den Aelteren Labung
Bieten erfrischenden Trunks. Es umschart sie die fröhliche Menge.
Hier in länglichen Gassen, gebildet von Knaben und Mädchen,

Schallt ein fröhlich Gelächter, wenn wieder gefügelten Laufes
Fliegt ein Mädchen vorbei, verfolgt von treibenden Knaben.
Käufer erwirbt sich das rasche; die Ware hält fest der Verkäufer,
Bis nun dieser erweicht zu billigem Preise sie losschlägt.

Ostern, du heilige Zeit, der Väter uraltes Vermächtniß,
Sei uns vor allem gegrüßt als Feier des göttlichen Sieges
Ueber des Todes Gewalt, dem Gott zersprengte die Fesseln.
Wie auf heiligem Boden, geweiht dem heidnischen Gotte,
Prangt die christliche Kirche; wie Winfried, Nordens Apostel,
Fällte die Eiche des Thor und baute St. Peter ein Kirchlein
Auf demselbigen Platz, so sproßt' auf kräftigem Stamme
Nordischgermanischen Kults veredelnd das christliche Reis aus.

Die Hünengräber auf dem Giersfelde.[6])

Was noch stehet ihr hier, der grauen heidnischen Vorzeit
Mächtige Zeugen, gethürmt auf Hügeln bräunlicher Heide,
Weit von des Tages Geräusch und des Lebens befahrenen
Wegen?
Niemand suchet euch auf; nur flüchtig weilet der Jäger,
Emsigen Schritts aufsuchend das Wild, das die Heide verbirget.
Auch weiß nimmer der Schäfer, von wannen ein Schauer
ihm ankommt,
Wenn zur nächtlichen Rast ihm folget die wollige Heerde.
Nur der Empfindsame läßt mit Seufzern reichliche Thränen
Niederträufeln auf euch, gar lästig mit seinem Gestöhne.

„Sorge nicht, Fremdling, um uns; und sind wir von
Allen verlassen,
Einsam stehen wir nicht, gedenkend auch besserer Tage.
Nimmer vergessen uns wohl die Götter, nimmer die Helden,
Gäste Walhalla's, den Ort, wo Ruh' ihr heilig Gebein fand.
Wenn des Wagens Gestirn[7]) mit freundlichem Lichte uns
leuchtet,
Dann kommt Wodan zu uns, der Gott, es kommen Walhalla's
Heldenschatten zu uns. Es belebt sich die nächtliche Heide.
Wenn unter Donnergeroll und wüthendem Sturmesgebrause
Zackige Blitze erleuchten die Nacht, dann nahet sich Donars
Keileschleudernde Faust und Gruß vom flammenden Barte,

— Ihn anfacht er auf's neu' und mächtiger dröhnet der Donner —
Und wenn fallend der Schnee mit weißlich schimmernden Flocken
Decket die Heid' und Flur: dann birgt der freundlichen Holda
Sorgende Götterhand auch uns mit wärmender Hülle."

Lasset doch ruhen die Todten!

Lasset doch ruhen die Todten! Daß ihr wollt freventlich rühren
Dieses Todtengebein! Es geziemt wohl schwerlich vor allen
Euch. Mit Ehrfurcht nahet den Gräbern, in welchen die Väter
Ruhten in Frieden bislang seit mehr als tausend von Jahren.
Ehret entschlafene Helden! Wohl nicht den Lebenden wahrlich
Nahtet ihr ungestraft, mit Aexten bewaffnet und Spaten.
So nun schaufelt ihr sicher und pochet über den Gräbern.
Heida! und wenn sie erwachten, die Helden, zu strafen den Frevel!
Rasch wohl würdet ihr flieh'n vor der Wucht der gewaltigen Knochen,
Die ihr jetzt nehmt und wägt auf prüfenden sauberen Händen,
Wahrlich ein ander Gebein, wie's euch erzeugten die Väter.
Nehmet nicht Alles mit fort. O lasset die Asche den Gräbern,
Lasset das Krüglein dort, in welchem die Thränen gesammelt.
Nehmet die Urne denn hin, tragt heim sie als Zierde der Sammlung.
Auch wohl wandert noch eine nach Rußlands prächtiger Hofburg,
Deutschen Mannes Geschenk, verwerthend russische Kreuzlein [8]).
Lasset die Asche zurück! Teuts freiester Söhne Gebeine
Ruhen in deutscher Erde, nicht fern bei Fremden und Knechten!

Jugenderinnerung.

Es gehen über die Heide
Ein hoher, edler Greis
Im schwarzen Priesterkleide;
Sein Haar ist silberweiß;

Und neben ihm ein Knabe
Mit blauem Augenpaar,
Es wallt am leichten Stabe
Sein blondes Lockenhaar.

Es hört von alten Zeiten
So gern der rasche Knab'.
Da zeiget sich von weiten
Ein hohes Hünengrab.

Sie lenken ihre Schritte
Nach einem grauen Stein,
Der auf des Grabes Mitte
Der Wächter scheint zu sein.

Die Sonne will im Scheiden
Vergolden noch den Stein
Und weit die Heide kleiden
In purpurrothen Schein.

Der Alte steht am Steine,
Der wird nun zum Altar.
Es bildet die Gemeine
Der blonde Knab' fürwahr.

Er schauet auf zum Greise,
In's fromme Angesicht;
Er sieht ihn beten leise,
Doch sprechen hört er nicht.

Der Greis ist längst gestorben,
Der Knabe — der war ich.
Ich hab' das Bild erworben
Im Herzen innerlich.

Ora et labora.

Der Morgen.

Am frühen Morgen, wenn der Sterne Licht
Erblaßt, im Osten sanftes Roth sich hebt,
Der Hahn verkündet, daß der Tag anbricht,
Der Nebel spielend auf der Wiese webt,
Steht schon der Knecht von seinem Lager auf,
Beginnt die Tagesarbeit ihren Lauf.

Im Schutz der dunklen Eichen liegt das Haus.
Dann wirft durch trübe Scheiben an den Hang
Ein spärlich Licht den Schein vom Boden aus,
Man hört ein Streichen und der Lade Gang:
Der Knecht macht Häckerling für seine Pferde,
Daß ihnen so die erste Pflege werde.

An langer Diele stöhnt es laut und bange,
Und Ketten rasseln ängstlich unten, oben,
Es huscht und flattert auf der Hühnerstange.
Gott wollen alle guten Geister loben:
Vom Herde glotzt ein feurig Augenpaar,
Es schleicht, es schnurrt, es spukt wohl gar!

Dann röthet mälig sich der Morgenhimmel
Und färbt mit dunkler Glut die matten Scheiben;
Es flattert von der Stang' ein bunt Gewimmel;
Man hört am Herd ein rasches Reiben,
Und plötzlich flackert dort ein kleines Licht,
Beleuchtet grell ein schläfrig Angesicht.

Es ist die Magd, die auf der Feuerstelle
Entzündet mit der Flamm' die dürren Scheite.
Dann geht sie mit dem Eimer in die Ställe.
Die Katze bleibt ihr schnurrend gern zur Seite,
Weil jene mit dem vollen Eimer kehret,
Die Milch seih't und das Naschen nicht verwehret.

Nun wird es immer reger schon im Haus,
Es hustet, weint und singt im Kammerfache.
Es ziehet mit dem Rauch die Schwalbe[9]) aus,
Und jener schwindet langsam hin am Dache.
An's Nest am Balken bringt die Schwalbe Futter,
Und auch den Säugling stillte schon die Mutter.

Nun tritt auch diese an mit flinkem Fuß
Und glättet sich im Gehen rasch den Kopf.
Sie rührt aus Weizenmehl ein schmackhaft Muß,
Sie mißt den Kaffee ein, ergreift den Knopf
Und dreht mit emſ'gem Fleiß die Kaffeemühle:
Den Alten wird es schmecken bei der Kühle.

Jetzt kommt der Bauer auch ganz langsam an;
Er geht zur Nebenthür und schaut in's Wetter;
Dann zündet er sich seine Pfeife an,
Sieht in den Stall: „Der Ochs wird immer fetter!"
Er giebt dem Knecht zum Tagewerk Befehle
Und setzt an's Feuer sich mit ruh'ger Seele.

Im Zimmer hört man schon vom Webestuhle
Den raschen Schlag; es schwirrt im Flug das Schiff.
Das ält'ste Töchterchen dreht flink die Spule;
In's nahe Körbchen fährt manch rascher Griff.
Großvater hat im Lehnstuhl Platz genommen,
Großmutter holt die Tassen ganz beklommen

Und auch das kleine Volk ist schon erwacht.
Im bloßen Hemd', mit rothgeschlaf'nen Backen
Erscheinen sie; ihr blitzend Auge lacht;
Rasch fahren sie in ihre Hosen, Jacken.
Dann eilen sie zur Pumpe; nur nicht bange!
Es trieft vom kalten Wasser Haar und Wange.

Es sitzen nun im Unterschlag [10]) bei Magd und Knecht
Die Kinder, wartend auf das Weizenmuß.
Und in der Stube ladet heiß und recht
Vor beiden Alten Kaffee zum Genuß.
Den Kühen liegt zum Schmause Klee in Haufen.
Und duftend Heu den Pferden in den Raufen.

Es dampft nun endlich mitten auf dem Tische
Im Napf das langersehnte Weizenmuß.
Daneben liegt das Brod von süßer Frische.
Die Kleinen rühren sich mit Hand und Fuß;
Doch strafend blickt der Vater, macht ein Ende,
Er nickt dem Knecht, es falten sich die Hände.

Mit: „Aller Augen warten, Herr, auf dich!"
Beginnt das Tischgebet; die Thür steht auf,
Das Greisenpaar im Zimmer neiget sich
Und folgt mit Andacht des Gebets Verlauf.
Die Kleinen schauen oftmals unten aus,
Denn auf der Tellerbort läuft eine Maus.

„Durch Jesum Christum, Amen." Jetzt ist's aus.
Rasch senken sich die Löffel in das Muß;
Es klappert, schlürft und kaut durch's ganze Haus,
Selbst Sultan macht im Bellen raschen Schluß;
Man bracht' ihm auf die Bleiche seine Speise;
Es spinnt das Kätzchen um die Stühle leise.

Der Morgenglocke Ton bringt in die Stille;
Das Nachgebet spricht abermals der Knecht;
Dann nimmt der Bauer noch die Hauspostille
Und liest. Das Sitzen ist der Magd schon recht.
Doch wo sind uns're Kleinen wohl geblieben?
Die Schwalbenbrut ist flügge, ihrer sieben.

Der Abend.

Der Abendglocke Ton summt durch die Lüfte;
Der Kuhhirt treibt die Rinder in die Ställe;
Der Pfanne auf dem Herd entströmen Düfte,
Den Schnittern angenehm auf alle Fälle,
Die heimwärts kehren nun mit müden Schritten.
Die Söhne sind zur Schwemme noch geritten.

Die Kleinen sind vom Spielen wieder da;
Sie machen sich am Herde viel zu schaffen.
Den Rand vom Kuchen spendet die Mama;
Ein Stückchen Speck sucht Einer zu erraffen,
Da giebt es unerwartet einen Klapps,
Doch tröstet sich der Dieb mit dem: „Ich hab's!"

Nun steht der Pfannenkuchen auf dem Tische;
Der Hunger treibt die Müden hin zum Mahl;
Auch saure Milch lad't ein durch ihre Frische,
Doch betet erst der Gäste volle Zahl.
Ein Jeder nimmt vom Kuchen in die Hand
Und ißt dazu die Milch ganz unverwandt.

Nach Tische giebt es Manches noch zu thun.
Die Magd am Waschort muß die Schüsseln säubern;
Der Säugling läßt die Bäu'rin wenig ruh'n;
Die Kleinen sprechen leise noch von Räubern;
Der Bauer schärft im Zwielicht seine Sense,
Und schnatternd kehren heim zum Stall die Gänse.

Der Lehrer kommt bisweilen zu dem Alten.
Er sitzt auch jetzt bei ihm im kleinen Zimmer.
Der hat aus seiner Jugend viel behalten:
„Ja, früher war die Zeit bei weitem schlimmer."
Der Lehrer hört den Alten gern erzählen,
Er braucht den Text nicht sorglich auszuwählen.

„Ja, dazumal, da war es nicht wie heute;
Der vielen Herrendienste war kein Ende
In Hand und Spann [11]). Fürwahr, die jungen Leute,
Die wissen's nicht. Wir hatten alle Hände
Zuerst für ihn zu rühren. Dann die Pacht
An Hühnern, Schweinen, Korn, sie war nicht sacht.

Dann mußt' als Gutsherrnknecht ich gleichfalls dienen,
Kriegt' einen Schilling Weinkauf, ein Paar Schuh'.
Das Auffahrt-Dingen brachte saure Mienen;
Dann kam der Sterbefall auch noch hinzu.
Es ward dem Bauer bange beim Erkranken;
Das brachte denn so allerhand Gedanken.

Dann die Franzosenzeit that auch nicht gut.
Die Fuhren nachts — da gab es kein Erbarmen.
So unter'm Wagen liegen, glaubt, ohn' alle Hut,
Ein Bündchen Heu als Kissen und statt warmen
Getränks den kalten Nebel. Könnt es denken,
Das that den Knochen auch nichts schenken.

Und Einquartierung an die dreißig Mann.
Die fraßen auf, was in dem Rauchfang hieng,
Den Rest noch banden sie den Sätteln an.
Man that am besten, wenn man seitwärts gieng,
Sonst hatte man den unwillkomm'nen Lohn,
Mir thut der Kopf noch heute weh davon.

Wo jetzt die Mühle steht, am Kreuzweg drüben,
Stand in der Ecke eine alte Linde;
Dort sammelten die Leute sich zum Ueben
Mit ihrer Kirchspielsfahn', und in der Rinde
Am Nagel sah den Wolf man aufgehangen,
Der kurz vorher im Wald' war eingefangen.

Das Wolfsgarn liegt noch in der Sakristei.
Nicht weit davon stand auf der Remesloh
Der Galgen. Noch ein Schüler stand ich mit dabei,
Als man den Letzten hing; war herzlich froh,
Als Alles nun gethan, der Stab gebrochen,
Am Sünder war die böse That gerochen."

So spricht der Alte mancherlei; es blickt
Der Lehrer nach der Uhr, wünscht gute Nacht.
„So rasch? Kommt wieder bald!" Die Alte nickt
Mit schwerem Kopf; hat's ja mit durchgemacht.
Die Bäu'rin bringt die Kleinen in die Kammer,
Es schlägt die Hausuhr zehn mit müdem Hammer.

Die Magd hat während dem gemolken und
Bringt voller Milch zur Bort die großen Setten.
Sie löset auf der Bleiche noch den Hund;
Die Knechte suchen müde ihre Betten.
Der Bauer sieht noch nach im Haus, im Stalle;
Ein Vaterunser, und sie schlafen Alle.

Der Epheu.

I.

Es rankt am Haus ein Epheureis
Empor am Stubenfenster leis'
Und schaut verwundert in das Zimmer,
Das, frisch geweißt, erglänzt im Festtagsschimmer.

Grad' vor ihm steht auf reinem Tisch
Die Kaffeekanne blank und frisch,
Ein Pfropfen stecket in der Gieße,
Damit die Kraft er sorglich drin verschließe.

Und Tassen sind schon aufgestellt,
Ein Topf mit Milch hat sich hinzugesellt,
Auf Tellern thürmen sich von Wecken
Und braunem Zucker Stücke zum Erschrecken.

Den Boden deckt ein weißer Sand,
Ein reines Handtuch schmückt die Wand,
Die Kammerthür ließ frisch bemalen
Mit Tageszeichen man und Zahlen.

„Doch wem zu Ehren mag's gescheh'n?
Ich kann da drinnen Niemand seh'n."
Da öffnet sich die Thüre. Sieh',
Solch' reizend kleines Ding gab's wohl noch nie.

Es wiegt die Frau es auf dem Arm.
Da kommt auch schon der ganze Schwarm
Von Brüdern, Schwestern nachgerannt
Und grüßt das kleine Ding schon ganz bekannt.

Sie zeigen mit der kleinen Hand
Auf Mund und Näschen unverwandt,
Und auf die Augen ganz vertraut,
Und jubeln laut, daß es so freundlich schaut.

Der Epheu zittert leis' vor Wonne,
Er glitzert fröhlich in der Sonne,
Er nickt dem Täufling freundlich zu
Und lispelt leise: „Glücklich sei auch du!"

II.

Nach manchem Tag mit manchem Strauch
Ist Epheu nun gewachsen auch,
Er schaut bequem in alle Räume,
Belauscht die Nacht und ihre frohen Träume.

Er klettert selbst bis unter's Dach
Und schaut durch's Bodenfenster. Ach,
Da sieht es wunderbarlich aus:
Ein altes Spinnrad und gar eine Maus,

Ein Büschel Flieder an dem Pflock,
Ein alter Hut, ein Bienenstock,
Und in der Ecke sitzt ein Huhn
Und nickt und blinzelt, träumt. „Was mag es thun?“

Es sitzt darin schon manchen Tag,
Wer weiß, was endlich kommen mag?
Da piept es leise durch den Raum,
Und Epheu traut den eig'nen Sinnen kaum.

Es kommt wohl von der Ecke her,
Da piept und piept es immer mehr.
Nun purzelt's von dem Korbe nieder,
Es krabbelt, flattert, stürzet immer wieder.

Es piept, es pickt, es springt, es läuft.
Die Henne folgt; wo's Korn sich häuft,
Führt hin sie gleich die kleine Schar.
Das piept, das ruft und gluckt ganz wunderbar.

Doch unten liegt im Himmelbett
Die gute Hausfrau krank und wett.
Es sieht nun in der kleinen Kammer
Bei Licht der Epheu herzenstiefen Jammer.

Ein weißes Laken deckt die Truh',
Da liegen nun in guter Ruh'
Das Ehrenkleid, gestickte Tuch,
Die Spangenmütz', das Kirchenliederbuch,

Korallenschnur, ein Ring von Blei,
Das Traustück und noch mancherlei.
Den innern Deckel ziert ein Bild,
Und draußen prangt der Nam' und blankes Schild.

Die Frau sieht aufwärts unverwandt
Und hält gefalten Hand in Hand.
Der Pastor spricht die Segensworte,
Die tönen laut und feierlich am stillen Orte.

Ihr armer Mann! Er schluchzet laut,
Wie sie nun liebend auf ihn schaut.
Auch Epheu weint sich herzlich satt,
Es tröpfelt immerfort von Blatt zu Blatt.

Dann wird es stille in dem Raum,
Und Epheu lispelt wie im Traum:
„Den Ein- und Ausgang segne Gott,
Beschütze uns bis in den sel'gen Tod." [12])

Unsern Ausgang segne Gott.

Es brennt das Hängelicht am Feuerherde,
Es flimmert bei der Sonne hellem Schein;
Befreit ist nun von jeglicher Beschwerde
Der fromme Schläfer in dem schwarzen Schrein.

Es stehn' gebückt die Träger ihm zur Seite;
Der Lehrer intoniert den Grabgesang;
Es zieht die Diel' entlang und dann ins Weite
Der langen Töne feierlicher Klang.

Es bettete des Alten müde Glieder
Der Tod zu seiner letzten langen Ruh'
Und deckt' mit leichter Hand die Augenlider,
Ein treuer Freund, dem schwachen Greise zu.

Es bleichte längst der Haare dunkle Farbe,
In deren Locken Rußlands [13]) Winter hieng
Es schmerzt nicht mehr der Wunde breite Narbe,
Die ruhmvoll bei der Göhrde [14]) er empfieng.

Es ruhen jetzt die Hände voller Schwielen,
Vor deren Wucht auf körnerreichen Au'n
Des stolzen Bauern reife Saaten fielen,
Wohin er jährlich ging, in Hollands Gau'n.

Es ruhet sanft auf einem weißen Kissen
Des Todten friedlich lächelnd Angesicht;
Es steht der Prediger zu seinen Füßen;
Der letzte Segen ist es, den er spricht.

Die Lichter löscht man nun. Für viele Jahre
Verschließt der Deckel wohl das kleine Haus.
Die Träger beten leise an der Bahre
Und tragen langsam dann den Sarg hinaus.

Es folgt die ernste Menge der Begleiter,
Vom Thurm erschallt der Glocken schwerer Klang
Es geht der Trauerzug nur langsam weiter,
Und vorne tönt der Schüler Grabgesang.

Nun ist es stille in dem Trauerhause;
Man löschte gleich das Hängelicht am Herd
So ließ die Seele ihre ird'sche Klause,
Zu einem höhern Lebenslicht verklärt.

Der Sonntag-Morgen.

In reiner Stub' am Sonntag-Morgen
Steht vor dem Frühstrahl halb verborgen
Die Wiege. Nah' am blanken Tisch
Die Bäu'rin lehnt, so glatt und frisch.
Die Augen ruh'n am kleinen Bett,
Wo, roth von Wangen, zierlich nett
Der Säugling ruht. Die kleinen Beine
Umspielt nur halb bedeckt mit Zitterscheine
Ein Sonnenstrahl, der durch den Baum
Am Fenster trifft der Wiege Saum.

Die junge Mutter hat geschwind
Den Sonntagsstaat für's kleine Kind,
Ein reines Hemdchen und ein Rümpfchen,
Zwei blanke Schuhe, weiche Strümpfchen,
Ein Mützchen, reich geschmückt mit Bändern
Und bunten Schleifen an den Rändern,
Auf Stühlen um sich ausgebreit't,
Und endlich noch ein buntes Kleid,
Ein Pathgeschenk, mit weißen Knöpfchen,
Hinzugefügt. Sie neigt ihr Köpfchen
Und schaut zur Seite mit Entzücken
Das Prachtkleid an. Wie wird es schmücken
Den kleinen Liebling! Pst! es setzt
Auf's Näschen eine Flieg' sich jetzt.

Die Mutter wehrt mit leiser Hand.
Doch spielt schon lustig an der Wand
Der Sonnenstrahl und küßt das Kind
Auf Kinn und Augen ganz gelind.

Nun ist es mit dem Schlaf vorbei.
Das kleine Händchen reibt dabei
Das krause Näschen. Auf und nieder
Erheben sich die Augenlider.
Die Mutter schaut mit leisem Lachen
Vergnüglich ihres Kind's Erwachen.
Noch eine Weil'! und blaue Augen
Empor nun zu der Mutter schauen,
So tief und saftig wie im See
Des Südens Himmel, wie im Klee
Die blaue Blum' Vergißmeinnicht.
Die Händchen hebt es zum Gesicht
Der Mutter, welche rasch sich bückt.
Sie hebt ihr Kindlein ganz entzückt,
Sie drückt es an die treue Brust
Und herzt und küßt's mit Mutterlust.

Du glücklich Weib! O möge nimmer
Dem Kinde trüben sich der Schimmer
Der klaren Augen. Ach, wenn dann
Kein Laut der Liebe fesseln kann
Der Augen flackernd irres Licht
Im bleich verzerrten Angesicht,
Wenn Krampf durchzuckt den kleinen Leib,
Dann gnad' dir Gott, du armes Weib!

Das Glockenhaus zu Linne.

Das Glöcklein schallt; seine Trauerklänge
Begleiten hell die Grabgesänge,
Und grünend steht das Glockenhaus.
Ein Eichbaum ist's, wo ein und aus
Zieh'n lustig zwitschernd die Vögelein.
In seines Daches grünen Mai'n
Wiegt 's Glöcklein sich, das Vöglein singt;
Bald traurig, bald lustig vom Baum es klingt.
Und hart an Baumes Fuß
Der Glöckner steht. Mit stillem Gruß
Das Mütterchen vorüberwankt
Und sieht das Glöcklein vom Laub umrankt.
Aus grünverzweigtem Rahmen
Scheint minder schrecklich der Tod sie zu mahnen.
Ob wohl noch ein Frühlingsbeben
Für sie das Glockenhaus wird beleben? —
Und tanzend um Glöckner und Mütterlein
Dreh'n Kinder sich im lust'gen Reih'n.
Ach, Glöcklein! wo wohl dein Schwesterlein wohnt,
Ob's wohl auch hoch im Laube thront,
Das einst mit hellem Klang
Für mich begleitet den Grabgesang?

An Osnabrück.[15])

Du liebe Stadt, in deren Mauern
Ich zog als Knabe zögernd ein,
Wo mich zuerst mit Wonneschauern
Erfüllt der Kirchen Säulenreih'n,
Wo ich mit heißem Lernbestreben
Der Wissenschaft mich hingegeben,
Sei mir gegrüßt im Frühlingsschein.

Wie schön sie ist! die Aetherräume
Durchdringt der Thürme schlanker Bau,
Und durch die weißen Blüthenbäume
Bringt sie der Häuser Zahl zur Schau;
Und Köstliches bewahrt im Innern
(Auch mich befällt ein süß' Erinnern)
Die Königin im Hasegau.

So steig' ich von den Bergen nieder
Und ziehe ein durchs alte Thor.
Doch zögernd hemm' den Schritt ich wieder,
Wie da als Knab' ich stand davor.
Ich halt' ein Buch in meinen Händen,
Es soll für mich den Dank Dir spenden;
Verschließ ihm nicht Dein gütig' Ohr.

Iburg.

So steh' ich denn in diesem Tempel wieder,
An Bischof Benno's schlichtem Leichenstein;
Und heil'ge Scheu durchrieselt meine Glieder;
Es stellt die Thräne mit Gewalt sich ein.
Du edler Dulder, Märtyrer der Treue,
Die Du dem Kaiser hieltest ohne Reue,
Hier liegt in Ruh' und Frieden Dein Gebein.

Verlassen von den Freunden ohn' Erbarmen,
Warst Du der Freundschaft stets getreuer Wirth;
Verbannet aus der Kirche Mutterarmen,
Warst Du den Deinen doch ein guter Hirt;
Verstoßen von des eig'nen Volkes Herzen,
Hast Du geheilt, wenn fern auch, seine Schmerzen,
Des Vaterlandes Vater unbeirrt.

„So schlafe wohl", der Du mit müden Schritten
Durchwandelt hast der Alpen Schwindelpfad,
Der Du des Wetters Ungust oft erlitten
Im Dienste Deines Kaisers früh und spat.
Es wurd' Dein Nam' in Liedern einst gesungen,
Es hat des Dankes Stammeln Dir geklungen;
Es leuchtet rein Dir der Geschichte Blatt.

Wittekind.

Ein vaterländisches Gedicht.

I.

König Wittekind und Carolus Magnus.

Es lebte in Westfalen ein Herzog Wittekind
Vor vielen, vielen Jahren, der hatt' ein groß Gesind.
Er war ein kühner Recke, ihn trug ein schwarzes Roß;
Es focht auf seinen Zügen manch tapfrer Kampfgenoß.

Es waren seine Mannen ihm hold und treu zur Hand;
Er hatte viele Burgen in der Westfalen Land;
Sein Weib, das er erworben in Jütland, Geva hieß;
Für seines Volkes Freiheit er gern sein Leben ließ.

Im Hon [16]) am Opfersteine bracht' er manch Opfer dar
Und bat um Sieg die Götter ob seiner Feinde Schar.
Es dampfte dort des Pferdes und auch der Feinde Blut;
So glaubte er den Göttern und sich zu dienen gut.

Und zu denselben Zeiten im großen Frankenland
Regiert' des mächt'gen Königs Carolus Magnus Hand
Er hatte viele Völker in seinem großen Reich
Und wollte sie bekehren zu Christo allsogleich.

Da hört' er von dem Helden und Heiden Wittekind,
Daß dieser seinem Reiche und Christo bös gesinnt.
Das bracht ihm großen Kummer, er ward von Wuth entbrannt
Und sandte rasche Boten in's ferne Sachsenland.

Durch diese ließ er dorten verkünden sein Gebot,
Daß mit dem ganzen Volke, um Vieler große Noth,
Der Herzog solle lassen vom alten Götterglauben,
Sonst woll' mit seinem Heere er ihm die Freiheit rauben.

Als Wittekind vernommen die Mär, ward er ergrimmt;
Er lud all' seine Mannen nach seiner Burg bestimmt.
Das Volk ließ er entbieten zum heil'gen Opferhain
Und stellt' mit dem Gefolge sich ebenfalls dort ein.

Es opferten die Priester auf seinen finstern Wink;
Es bluteten die Ofer, es rann in Rinnen flink
Das Blut nach beiden Seiten am Opferstein hinab;
Die Priester fanden günstig die Zeichen, die es gab.

Nun sprach zu seinem Volke der Herzog Wittekind;
Es schlugen Schwert und Schilde des Herren treu Gesind.
Es tönten seine Worte wie Donner in dem Sturm;
Er stand in seinem Volke, wie in dem Meer der Thurm.

Des Frankenkönigs Botschaft verkündet er den Seinen;
Da sah man viele Krieger vor Wuth bald Thränen weinen.
Es stimmten an die Priester den rauhen Schlachtgesang;
Der Schwerter wildes Schlagen weit durch den Hain erklang.

Sie rufen nach den Boten; es soll ihr Opfer sühnen
Die tief gekränkten Götter; da wehrte ab die Kühnen
Der Held mit ernsten Worten. In seiner Burgen Schutz
Verwahrt er sie, zu bringen der Antwort kühnen Trutz.

Und als das Volk beschlossen den Kampf auf Tod und Leben,
Da wandte sich der Herzog, die Antwort aufzugeben.
Die tapfern Krieger blieben die Nacht hindurch im Hain'
Es kreisten rings die Becher und Schilde hallten drein.

Es schlugen kräft'ge Knaben das Schwertspiel mit einand';
Die Priester an den Feuern erzählten unverwandt
Von Wodan, von Walhalla, von alter Helden Thaten;
Der Augen helle Blitze den Eindruck bald verrathen.

Als Wittekind erreichte die Burg, da ließ er gleich
Die Boten vor sich führen und sprach: „Ich rathe Euch,
Daß Ihr Euch jetzt entfernet"; die Krieger sind im Hain;
Es möcht' Euch nicht zum Schutze der Botenstand gedeih'n.

„Nun hört auf meine Rede und gebet mir wohl Acht!
Es hatte schlechte Botschaft der König sich erdacht.
Drum sollt Ihr diesem melden: Wir kennen keinen Herrn,
Der uns befehlen könnte, und folgen ihm nicht gern.

„Wir wollen in Walhalla nicht lassen unsre Götter,
Und diese werden helfen vernichten ihre Spötter.
Wir haben starke Eichen, zu Kolben sehr begehrt,
Sie gaben uns auch Eisen zu einem guten Schwert.

„Das färbet roth die Erde und unsrer Ströme Flut,
Doch röther noch färbt beide der Feinde warmes Blut.
Wir haben feste Arme, darin ein gutes Schwert;
Die Freiheit und der Glaube sind uns vor allem werth.

„Das saget Eurem König, der wird Euch wohl verstehn,
Und nun mögt Ihr geschwinde von hinnen wieder geh'n."
So sprach mit tiefem Grimme der Herzog Wittekind.
Des Frankenkönigs Boten enteilten nun geschwind.

II.

Karl des Großen Heereszug nach Sachsen.

Als König Karl vernommen in seinem stolzen Schloß
Von Wittekind die Antwort, die ihn gar sehr verdroß,
Sprang er von seinem Sitze und schwur in wildem Zorn:
„Das soll mir Jener büßen!“ und stieß in's gold'ne Horn.

Da kamen seine Mannen mit Hast herbeigerannt.
Zu allen seinen Grafen ward auch alsbald gesandt
Und ihnen anbefohlen, zu rüsten all' sogleich;
Da kamen viele Tausend aus seinem großen Reich.

Es kamen da die Franken vom fernen großen Meer,[17])
Und die am Rheine wohnten mit Roß und blankem Speer.
Vom Schwarzwald und vom Neckar erschien das Aufgebot;
Es litt an tapfer'n Leuten der König keine Noth.

Die Thüringer, sie stießen, die Baiern zu dem Heer;
Mit Sachsenschwert sich messen will jetzt der Frankenspeer.[18])
Der König will belohnen mit Gütern ihren Muth,
Drum lechzen seine Mannen nach Beut' und Sachsenblut.

Es ziehen mit dem Kreuze die Priester auch einher,
Den wilden Sachsen sollen sie künden Christi Lehr.
Die Sachsen sollen lassen die Freiheit und den Glauben,
Die will in seinem Zorne der König ihnen rauben.

Der König Karl regierte ein mächtig großes Reich.
Er trug der Franken Krone; es war ihm keiner gleich.
Er hatte viele Degen, die dienten ihm mit Ruhm
Und pflegten seiner Ehre durch hohes Ritterthum.

Er hatte viele Schlösser, wo oft er kehrte ein;
Es blühten seine Städte am rebenreichen Rhein.
Er war ein kühner Jäger, doch auch den Künsten hold,
Die bauten viele Münster in seinem Dienst und Sold.

Er war ein mächt'ger Täufer und taufte gern mit Blut,
Mit seinem Schwert bekehrend der Heiden grimme Wuth.
So glaubt' er, größ'rer Kummer ihm nimmer wär' geschehn,
Als daß die rohen Sachsen ihm länger widerstehn.

Sie hatten keine Städte. Es litt ihr Freiheitsdrang
Nicht gern der Mauern Enge; an eines Berges Hang,
Im Schatten dunkler Eichen lag hie und da ein Haus,
Das machte rings umpfählet des Sachsen Wehre aus.

Er kannte keinen Herren; doch rief zum Aufgebot
Des Heerbann's tapfrer Führer und war das Land in Noth,
So kam mit scharfem Schwerte, mit Pfeil und seinem Bogen
Von seiner freien Wehre der Sachse angezogen.

Nicht achteten die Brüder, die jünger'n, es gering,
Begaben sich bei Zeiten zu einem Edeling;
Der stellte sie mit Waffen und Roß zu dem Gesind,
Daß sie auf seinen Zügen ihm stets gewärtig sind.

Sie zogen mit dem Führer wohl übers weite Meer; [19])
Die reiche Länderbeute lockt ihrer immer mehr;
Sie hatten große Güter von ihrem Herrn zu Lehn;
Gar mächtige Vasallen sah man da bei ihm stehn.

So fielen auch die Sachsen in das Gebiet der Franken,
Zu rauben und zu sengen. Und die dem Schwert nicht sanken,
Behielten sie als Knechte zu harter Feldarbeit,
Und vielen stand der Altar zum Opfertod bereit.

Der König will bestrafen jetzt ihren Uebermuth;
Er will an ihnen rächen das edle Frankenblut.
Es trugen viele Franken der Knechtschaft schwere Ketten,
Die will der Frankenkönig aus ihrer Knechtschaft retten.

Der König Karl nun rastet mit seinen Kriegerscharen;
Das Karlsfeld [20]) heißt die Eb'ne, wo sie gelagert waren.
Es waren viele Rosse dem Zuge eingestellt,
Es deckten ihre Aepfel an drei Fuß hoch das Feld.

Auf einer grünen Wiese stand hoch des Königs Zelt;
Es hatten die der Recken sich bald ihm zugesellt.
Es waren viele Zelte, daß man's nicht konnte sagen;
Es wird davon gemeldet auch noch in unser'n Tagen.

Als Wittekind gewahret vom Frankenreich die Noth,
Ruft er zum heil'gen Kampfe des Volkes Aufgebot.
Es greift der freie Sachse zu seinem kurzen Schwert;
Die Freiheit ist ihm theuer, mehr als sein Leben werth.

Die Führer mit den Mannen erschienen gleich im Feld;
Die Wehren haben eilig zum Heerbann sich gestellt.
Und strahlend in der Rüstung, umgeben von dem Troß,
Sitzt Wittekind, der Herzog, auf seinem schwarzen Roß.

Es stürzen sich die Sachsen auf ihre Feinde gleich;
Da fällt von beiden Seiten manch' tapf'rer Hieb und Streich.
Es dröhnet rings die Erde von vieler Rosse Hufen,
Es hallt der Schilde Schlagen, der Streiter wildes Rufen.

Es sausen viele Speere, es schwirret mancher Pfeil;
Der Sachsen krumme Messer sind vielen nicht zum Heil.
Es wehren sich die wilden mit ihren Schwertern gut,
Doch gar zu grimmig wüthet des Frankenkönigs Muth.

Es stritt auf schwarzem Hengste dagegen Wittekind;
Vor seinem Schwerte stürzten gar viel' aus dem Gesind.
Es färbte sich sein Panzer mit seiner Feinde Blut;
Es kamen viele Recken in Noth durch seine Wuth.

Doch bald mußt' er bemerken, daß auf dem eb'nen Feld
Für seine tapfern Streiter die Sach' ist schlecht bestellt.
Die Franken sind im Vortheil durch ihre Reiterei,
Die auf dem Karlesfelde sie brauchen frank und frei.

Es weicht deshalb zurücke noch unbesiegt der Held;
Er weiß ein and'res Schlachtfeld, das besser ihm gefällt.
Der Frankenkönig folget mit seinen Kriegerscharen;
Die Sachsen müssen weichen, so tapfer sie auch waren.

Am Uferrand der Hase, da halten sie nun still.
Es soll versuchet werden, so ist des Herzog's Will',
Ob auf dem heil'gen Boden, dem Wodandienst geweiht,[21])
Das alte Glück der Schlachten ihm besser hier gedeiht.

Es schlugen vor dem Berge[22]) die letzte grimme Schlacht
Die Sachsen mit den Franken; doch diesen blieb die Macht.
Es stritten hier die Sachsen mit der Verzweiflung Wuth,
Es feuerten die Priester der Kämpfer wilden Muth:

Es mußten unterliegen die Sachsen doch zuletzt.
Es ward als Siegeszeichen das Kreuz hier aufgesetzt.
Es war von vielem Blute das Schlachtfeld naß und roth;
Es gaben viele Sachsen sich selbst zuletzt den Tod.

Sie wollten sich dem Wodan als Opfer lieber weih'n,
Als ihrer Feinde Spotte ein Sclavenleben leih'n.
Es hatten die Walküren im Schlachtfeld viel zu thun;
Es ließ so manche Leiche der Tapfern sie nicht ruh'n.

Sie führten Wodan's Helden nun ein in Wodan's Reich
Und heilten ihre Wunden mit Eifer all' sogleich.
Es stritt gleich einem Eber der Herzog Wittekind,
Es stritt an seiner Seite auch tapfer das Gesind;

Doch mußt' er endlich lassen das Schlachtfeld und den Sieg
Dem tapfern Frankenkönig. Nach seiner Burg entwich
Der Held, der, wenn geschlagen, doch nie den Muth verlor;
Er baut auf seine Götter auch jetzt noch, wie zuvor.

III.

Wittekinds Flucht. König Karl im Hon.

Es spiegelt in der Nette ein Berg sein hohes Haupt;
Es sind die breiten Seiten mit dichtem Wald belaubt.
Und oben thront im Glanze des Vollmonds eine Burg,
Das ist die Burg des Herzogs, dahin schlug er sich durch.

Sie sicherte den Helden vor seiner Feinde Macht.
Es hatte den Verfolgten die Klugheit kühn gemacht;
Er hatte seinem Rosse die Eisen kehren lassen,
So daß, als Jene kamen, den Flüchtigen zu fassen,

Sie sicher glauben mußten, daß Wittekind entfloh'n,
Und eilig sich entfernten. Er sah sie zieh'n mit Hohn.
Und wenn die Spuren führten den Berg hinan zum Thor
So hatte er verkleidet getäuscht der Späher Chor.

Er zog auf finstern Pfaden, die wenigen bekannt,
Und traf im heil'gen Haine, als Sammelplatz genannt,
Die treuen Kampfgenossen im Kriegesrath vereint,
Wie sie vernichten möchten den übermüth'gen Feind.

Hier wird mit bleichen Lippen und unterdrückter Stimme
Erzählt vom Frankenkönig, von seinem Hohn und Grimme.
Hier schwöret blut'ge Rache dem Schänder seiner Ehre,
Dem Feinde seiner Götter gar mancher tapfre Wehre.

Es warnt der kluge Herzog vor jedem Widerstand,
Bis er mit seinen Mannen die rechte Stunde fand.
Es soll mit Wodans Hülfe ein Schlagen dann geschehn,
So wie ein zweites möchte die Welt nicht wiederseh'n.

Es harrten nun die Treuen auf ihres Herzogs Ruf.
Doch dieser, wenn geglücket, was der Verrath ihm schuf,
Wär' bald vom Feind' gefangen, dem seine List bekannt.
Es kam mit seinem Volke der König angerannt.

Viel' Schilde hört' man hallen da vor der Veste Thor;
Ein Hauen und ein Stechen geschah mit Hast davor.
Doch Wittekind entfloh noch durch die geheime Pforte
Auf seinem schwarzen Hengste zur rechten Zeit vom Orte.

Nun hub von beiden Seiten ein wüthend Jagen an;
Es folgt auf schnellem Rosse ihm mancher tapfre Mann.
Im Hon am Opfersteine da findet plötzlich Halt
Held Wittekind und wäre gefangen dorten bald.

Es hatten hier die Franken gebildet ein Verhau;
Es stutzt davor sein Rappe und mißt die Höh' genau;
Doch Wittekind ermuthigt und lobt das kluge Roß;
Es springt mit kühnem Muthe und läßt zurück den Troß.

Er kam nun zu den Seinen mit ungetrübtem Muth.
Der große Frankenkönig gerieth in grimme Wuth;
Es macht ihm viele Sorgen der Sachsen wilder Sinn;
Bis den er nicht gebeuget, hält nichts er für Gewinn.

So steht er nun im Hone und will mit Feuersglut
Zerstören Wodans Altar in seiner grimmen Wuth.
Es liegt auf vielen Stützen ein mächt'ger Opferblock,
Den läßt der König schlagen mit schwerem Eisenstock.

Doch nicht die Glut des Feuers, nicht Schlagen führt zum Ziel;
Es wird der König zaghaft, mit ihm der Ritter viel.
Da treten sieben Brüder zum Frankenkönig kühn
Und flehen auszuharren. Sie wollen gleich zur Sühn'

Hier einen Altar bauen, dem wahren Gott zu Ehren,
Und dessen Hülf' erbitten. Der König will's nicht wehren.
Sie bauten nun den Altar dem Opfersteine nah;
Der christlichen Altäre den ersten man hier sah.[23])

Sie flehten dann um Hülfe zu Gott ohn' Unterlaß.
Der König an dem Steine ward bald vor Aerger blaß.
Da nahm er seine Gerte von Pappelholz und sprach:
„So wenig wie die Nacken der Sachsen ich je brach,

„Werd ich mit dieser Gerte den Opferstein jetzt sprengen."
Da barst mit einem Male der Stein in zweien Längen.
Der König wurde freudig, es jubelte der Troß;
Es freut der neuen Arbeit sich mancher Kampfgenoß.

IV.

Die Schlacht im Wittenfelde.[24])

Denn bald erschallt die Kunde, daß sich mit großer Macht
Held Wittekind zum Kampfe von neuem aufgemacht.
Es lagerten die Sachsen im Wittenfelde nun.
Die Kunde ließ den König von Stund' an nicht mehr ruh'n.

Er zog mit seinen Mannen vom Hon nach Bockholt hin.
Es stärkt das Siegeszeichen gar sehr des Königs Sinn.
Zu Bockholt in dem Haine, dem Heidengott geweiht,
Da rastet' er 'ne Weile, zu neuem Kampf bereit.

Und wenn ihm Gott verleihet den Sieg in dieser Schlacht,
So will er hier erbauen, zu künden Gottes Macht,
Die erste Kirch' im Lande. Und was er dort versprochen,
Hat treulich er gehalten. Nachdem die Macht gebrochen

Der Sachsen, baut' mit Fleiße ein Kirchlein er nachher
Zu Wallenhorst, im Lande das erste, Gott zu Ehr.
Er ließ von laut'rem Golde d'rauf eine Henne setzen,
Zum Zeichen, daß noch and're, den Christen zum Ergötzen,

Dem Kirchlein folgen sollen. Der König hat's beendet,
Zu Osnabrück im Münster sein großes Werk vollendet.
Es stand im Wittenfelde der Sachsen Heeresbann,
Und Wittekind, der Herzog, führt' selbst die Seinen an.

Er sitzt auf seinem Rosse mit finsterm, trotz'gem Muth.
Er hofft auf seine Götter, er bebt vor Kampfes Wuth.
Es sind, was noch an Edlen, an Wehren war im Land,
Auf seinen Ruf gekommen, die Waffen in der Hand.

Sie wollen ihren Nacken nicht beugen fremdem Joch,
Sie wollen lieber sterben, als ferner leben noch.
Es steht den tapfer'n Männern wohl an ihr grimmer Muth.
Sie wollen nicht verlieren der Freiheit theures Gut.

Es knirscht auf dem Gebisse wohl manches edle Roß;
Doch grimmiger noch knirschet vor Wuth der Sachsen Troß.
Es heult der Wolf im Walde, es wird die Zeit ihm lang;
Doch grausiger noch tönet der Sachsen Schlachtgesang.

Es hallen dumpf die Hörner, es schallen Schwert und Schild;
Es schlagen sie die Sachsen in ihrem Zorne wild.
Und als mit seinen Völkern der König rückt heran,
Da stürzen sich die Sachsen auf jene Mann für Mann.

Es wurde nun gekämpfet, wie man wohl nimmer sah;
Auf beiden Seiten manches gar tapf're Werk geschah.
Es rast auf seinem Rosse Held Wittekind daher;
Es beugt vor seinem Schwerte sich mancher Frankenspeer.

Es wälzt, von ihm getroffen, manch Franke sich im Blut;
Er sucht den Frankenkönig in seiner grimmen Wuth.
Auch dieser hat den Helden zum Kampf sich ausersehn;
Es möchte wohl nur Einer gesund von hinnen gehn.

Es fanden sich die Helden im tiefen Schlachtgewühl;
Es kannten sich die beiden am gleichen Haßgefühl.
Sie drangen mit den Waffen gleich auf einander ein;
Da stürzt des Sachsen Rappe; es konnt' nicht schlimmer sein.

Doch Karl verschmäht zu nutzen des Feindes Unglücksfall;
Er eilet rasch von dannen, der Seinen Schutz und Wall.
Und Wittekind erhebet sich gleich mit seinem Roß;
Mehr als sein Sturz die Großmuth des Feindes ihn verdroß.

Er kämpft mit minderm Grimme; es fehlt ihm das Vertrauen;
Er muß nun doch am Ende der Hoffnung Trug hier schauen.
Es weichen seine Mannen, die tapfersten im Kampf;
Es dreht sich ihm im Busen das Herz im wilden Krampf.

Er flieht in düster'm Grimme; es haben ihn verlassen
Die Götter und sein Glaube; er kann sie jetzt nur hassen.
Er flieht nach seiner Veste mit wenig seiner Mannen,
Die sich umsonst bemühen, den wilden Grimm zu bannen.

Als nun mit dem Gefolge der Sachsenherzog flieht,
Erschrickt, wer von dem Volke den Helden weichen sieht.
Es wird vom Sachsenblute ganz roth das Wittefeld;
Es tödtet sich verzweifelnd manch tapfrer Sachsenheld.

Es siegt der Frankenkönig in dieser letzten Schlacht;
Es wird von ihm vernichtet der Sachsen ganze Macht.
Er schaltet nun mit Eifer in dem bezwung'nen Land,
Zerstört den alten Glauben, wo irgend er ihn fand.

Und an der Hase Ufer baut er zu Osnabrück
Ein herrlich hohes Münster und läßt allda zurück
Die Priester mit der Weisung, das rohe Volk zu lehren;
Er denkt zu Christi Glauben es gründlich zu bekehren.

V.

Wittekinds Taufe und Tod.

Es sitzt mit seinem Grimme auf seiner Burg allein
Held Wittekind; es schmecket kein Bissen ihm, kein Wein.
Es kann die treue Gattin nicht seinen Groll verbannen;
Es wissen nicht die Recken, so viel sie auch ersannen,

Den trüben Geist zu heitern. Kein Spiel, kein Kurzweil will
Bei ihrem Herrn verfangen. Er sitzt und brütet still.
Es hält des Zweifels Dunkel den armen Mann gefangen.
Er, der mit allem Eifer den Göttern angehangen,

Muß jetzt an diesen zweifeln. Er, alter Freiheit Hort,
Von seinem Volk geschieden, sitzt als Gefang'ner dort.
Und Karl kann er nicht hassen, der sonst sein größter Feind.
Er sitzt und sinnt und weiß nicht, warum man sich vereint,

Um ihm an seine Götter, sein Volk und sich den Glauben
Durch Werke edler Liebe und Nachsicht ganz zu rauben.
Ja, wenn der Frankenkönig mit seinen Recken allen
Ihm seine Burg gebrochen, es hätte ihm gefallen.

Jetzt aber läßt statt dessen auf seiner Burg in Frieden
Er ihn, der sicher jenem zu schaden nicht vermieden.
Und wie er so noch grübelt, da tönt vor seinem Thor
Ein Horn. Es kommt die Meldung, ein Bote steh' davor,

Der sei vom Frankenkönig an Wittekind gesandt.
Der Herzog zuckt zusammen; dann winkt er mit der Hand.
Man läßt herein den Boten, und dieser kommt und spricht:
„Es will mein großer König Euch länger zürnen nicht.

„Er läßt Euch deshalb melden: Es bleib Euch Eure Hab',
Wollt Ihr von Euren Göttern und Glauben lassen ab.
Er läßt Euch Eure Burgen mit allem, was darin,
Wenn Ihr zu Christo wollet nun kehren Euren Sinn.

„Und daß es Euch zur Taufe nicht mög' an Zeugen fehlen,
So will mein großer König die Absicht nicht verhehlen,
Und, wenn es Euch gefällig, Euch selbst ein Pathe sein."
Als Wittekind vernommen die Kunde, hellt ein Schein

Von freudiger Erregung sein finstres Angesicht;
Mit tiefem Herzensbeben er zu dem Boten spricht:
„Geh, grüße Deinen König, ich bin ihm gern bereit;
Er hat mich überwunden durch seine Biederkeit.

„Ich hab' bislang gestanden in einem finster'n Wahn:
Ich glaubt', ein wildes Leben gezieme nur dem Mann.
Ich lasse meine Götter und ihren blut'gen Dienst;
Es siegt der Christenglaube, bei ihm ist nur Gewinnst.

„Und will Dein großer König mir sein Versprechen halten,
Und sich mit seiner Hülfe die Taufe mir gestalten,
So möcht' ich ihn ersuchen, an meines Berges Fuß
Mit seinen tapfer'n Mannen zu bringen mir den Gruß."

Der Bote eilt von dannen. Der König gern vernahm
Von Wittekind die Antwort. Mit seinem Volk er kam
Und grüßt' den tapfer'n Helden; der stand voll Rührung da,
Als er den großen König so freundlich bei sich sah.

Der König faßt' mit Freuden des früher'n Feindes Hand;
Es schauen auf die beiden die Mannen unverwandt.
Da wurde von den Recken manch freundlich Wort vernommen,
Die sonst zum Schlachtgetümmel mit Waffen nur gekommen.

Es zogen nun die Helden mit allen ihren Recken
Nach Belm. Es ließ in einem zur Tauf gewählten Becken
Held Wittekind sich taufen. Dann lebte noch der Held
Auf seinen vielen Burgen im Frieden mit der Welt.

Als Wittekind gestorben, da kamen seine Mannen
Und trauerten drei Tage. Dann ließen sie umspannen
Den Leib von einem Sarge, der war von rothem Gold
Und trugen ihn zu Grabe; sie waren all' ihm hold.

Und über seinem Grabe erhuben sie von Steinen
Zum ew'gen Angedenken, so sollte man fast meinen,
Ein mächtig Hünenbette, das bis auf diesen Tag
Am Rothenberg'[25]) mit Staunen man sich besehen mag.

Die Schlacht am Schlagvorderberge.

Ich saß im Dämmerlichte
Am Opferstein im Hon;
Es rauschte leis die Fichte,
Des Waldes ernster Sohn.

Es kleideten die Wipfel
Sich in ein blau Gewand;
Des Piesbergs dunklen Gipfel
Umsäumt' ein gold'ner Rand.

Ich sah mit stillem Sinnen
Vor mir den Opferstein;
Die Zeit mocht' mir verrinnen;
Ich glaub', ich nickte ein.

Da trat aus düster'n Zweigen
Ein hohes, blasses Weib;
Die nackten Arme zeigen
Den starken Heldenleib.

Sie trug in ihrer Linken
Ein Schwert, das blutig noch;
Eine Krone sah ich blinken,
Der eine Schlang' entkroch.

Es kreist' mit dunkler Schwinge
Ein Rabe um ihr Haupt;
Die schwarzen Lockenringe
Ein Eichenkranz umlaubt'.

Am Stein setzt' sie sich nieder
Und hob die rechte Hand,
Und hob die Augenlider,
Sah an mich unverwandt.

Die schwarzen Augensterne
Wie schrecklich anzuschaun!
Ich wär' entflohen gerne,
Doch hielt mich fest das Graun.

Sie öffnete die Lippen
Und sprach mit einer Stimm',
Wie wenn um Felsenklippen
Die Brandung tobt mit Grimm:

„Ich bin die Sage. Höre,
Was ich verkünden will,
Doch deinem Zittern wehre,
Sonst bleib ich lieber still.

Willst Du von grausen Thaten,
Von Mord und grimmer Schlacht,
Von böser Zeiten Saaten,
Was sie für Ernten bracht',

„Vernehmen: mußt Du kleiden
Dein Herz in kalten Stahl;
Es wird die Sage meiden
Den Feigling allemal.

„Doch wer mit Graun Entzücken
Gemischt genießen will,
Der wird sich vor mir bücken
Und horchen schaudernd still.

„Sieh dieses Schwert, geröthet
Vom Blut des Alboin,
Den Rosamunde tödtet',
Die falsche Buhlerin.

„Sieh diese Kron', o Trauer!
Des Königs Hermanfried,
Den einst auf Zülpichs Mauer
Theoderich verrieth.

„Sieh' diese Opfersteine!
Hier floß der Franken Blut
Bei blassem Mondenscheine
Und rother Feuersglut.

„Das scharfe Messer zückte
Der Priester am Altar,
Der sich zum Opfer bückte,
Den Kranz im weißen Haar.

„Man sah den Stahl rasch gleiten
Und bringen Todespein;
Das Blut zu beiden Seiten
Rann heiß vom Opferstein."

* * *

Als Wittekind die Franken
Am Süntel überfiel,
Wo jene niedersanken:
Da war'n das Racheziel

Des Kaisers fünfthalbtausend
Der Sachsen, die er fieng,
In deren Nacken sausend
Das Schwert bei Verden gieng.

Die Kunde von dem Morden
Durchflammt' das ganze Land;
Es war zur Pflicht geworden
Der blut'gen Rache Stand.

Im Hon, im Opferhaine,
An Wodans Blutaltar,
Der Sachsen Sammtgemeinde
Zur Nacht versammelt war.

Es rührten viele Hände
Sich bald beim Opferschmaus;
Es loderten die Brände
Weit in die Nacht hinaus.

Es rann vom scharfen Messer
Manch edlen Rosses Blut.
Die Franken ständen besser
Wohl in der Ihren Hut.

Denn Alle, die gefangen,
Hatt' man hierher gebracht;
Es mochte Vielen bangen
In dieser grausen Nacht.

Sie sahen sich umgeben
Von finstrer Blicke Haß.
Dem Frankenknaben beben
Die Thränen in das Gras.

Einst schmückte seine Locken
Die Mutter mit dem Strauß.
Wie würd' er jetzt frohlocken,
Wär' er im Vaterhaus!

Doch Jener ihm zur Seite
In voller Manneskraft,
Der mit dem Tod oft freite,
Wenn er im Felde schafft,

Sieht ruhig jetzt ihn kommen.
Wer ihm die Fesseln löst,
Hat ihn der Schmach entnommen;
Drum nur die Brust entblößt!

Es währte auch nicht lange,
Da tönt' ein grauser Sang
Mit unheilvollem Klange;
Es ward dem Knaben bang!

Es bluteten die Franken
Hier, wo die Fichten stehn.
Den Knaben sah ich wanken;
Es war um ihn geschehn.

Es hallten dumpf die Schilde
Zum wilden Schwerterklang;
Es bannte jede Milde
Der Sachsen Kriegsgesang.

Es scharten die Genossen
Sich um die Edlen her;
Es ward der Kreis geschlossen
Von Freien mit der Wehr.

Und selbst die Hintersassen
Sind bei dem Aufgebot;
Zur Wehrpflicht will sie lassen
Des Vaterlandes Noth.

Und wie aus dunkler Wolke
Der Vollmond steigt empor,
So glänzt aus allem Volke
Held Wittekind hervor.

Er war der Sachsen Führer
Auf manchem blut'gen Feld;
Er war des Hasses Schürer,
Des Volkes wahrer Held.

Es brausten rings die Stimmen
In der Berathung Meer,
Doch keiner konnt' gewinnen
Des Volkes Ohr wie er.

Es hatten ihm die Späher
Die Meldung jüngst gethan:
Der König um so eher
Rück' eiligst jetzt heran,

Als er im Hasethale
Die Brück' glaubt unbewacht,
Die ihm mit einem Male
Den Durchzug möglich macht.

Hier stand seit langen Jahren
Am linken Uferrand
Ein Thurm, der vor Gefahren
Beschützt das heil'ge Land,

Das ringsum die Gebeine
Der Helden birgt zum Lohn
In manchem Opferhaine
Zu Gretesch und im Hon.

Die mächt'gen Opfersteine
Bedecken manches Grab,
Auf das beim Feuerscheine
Der Blutstrom rann hinab.

Das konnte wohl den Helden
Ein köstlich Trinken sein!
Es mocht' die Lust vermelden
Ein Rauschen durch den Hain. —

Als Witt'kind nun verkündet
Den Sachsen diese Mär,
Hatt' er sogleich entzündet
Des Volkes Wuth gar sehr.

Es hallten rings die Schilde
Und Schwerter klirrten d'ran,
Es brüllte gleich dem Wilde
Der Sachsen Heeresbann.

Es wurde nun beschlossen,
Die Nacht im Opferhain
Zu bleiben, bis die Sprossen
Vergold't des Frühroths Schein,

Und dann am Höhenzuge
Im dunklen Eichenwald
Zu ziehn, bis wo im Fluge
Der Frank' vorüberwallt.

Dann will man auf ihn stürzen
Mit wildem Waffenschall
Und ihm die Lust verwürzen
An Krieg und Ueberfall.

Es blieben nun die Sachsen
Die Nacht hindurch im Hain;
Es mocht' die Lust da wachsen
Bei Spiel und Waffenschein.

Es hiengen ihre Augen
Voll Glut am Würfelspiel;
Die Waffe konnte taugen,
Dem sie zur Beute fiel.

Die Becher kreisten fleißig
Voll Meths von Hand zu Hand;
Es flackert' auf der Reisig
Zu manchem hellen Brand.

Die Priester mit Gesange
Erzählten von Walhall
Und weckten mit dem Klange
Am Berg den Wiederhall.

Sie preisen hoch die Krieger,
Die todt auf blut'gem Feld,
Nach heil'gem Kampf als Sieger
Den Helden zugesellt.

Walhallas Freuden spüren
Im ew'gen Himmelssaal,
Wo ihnen die Walküren
Zu Dienst beim Göttermahl.

Die reichen dann den Zechern,
Die müde von der Jagd,
Den Meth in gold'nen Bechern.
Hei, wie das Auge lacht!

So sangen nun die Sänger,
Den Kranz im weißen Haar.
Die Krieger möchten länger
Gern lauschen am Altar.

Doch röthet' schon im Osten
Sich leicht der Himmelssaum,
Die Nebel kalt umkos'ten
Der Wiese dunklen Raum.

Es rufen nun die Führer
Zum Aufbruch alsobald;
Es zeigt der Eile Schürer,
Held Witt'kind, auf den Wald.

Er sitzt, von den Genossen
Umringt, auf schwarzem Roß;
Mit Schwert und mit Geschossen
Folgt ihm der Sachsen Troß.

* * *

So zogen sie von dannen
In dunkler Waldespracht,
Es rauschten leis die Tannen;
Wer weiß, was sie gedacht.

Es rauschte laut die Eiche,
Des Kriegers Lieblingsbaum.
Sie deckt wohl manche Leiche
Noch heut am Waldessaum.

Schlagvorde heißt der Hügel,
Da machten sie nun Halt.
Held Witt'kind faßt die Zügel,
Ruft rückwärts in den Wald:

„Heran, heran, Ihr Leute!
Die Franken sind schon da!
Gott Wodan giebt uns Beute,
Gott Irnim ist uns nah."

Und hoch auf seinem Rosse
Rast' Wittekind ins Feld,
Wo mitten in dem Trosse
Der Frankenkönig hält.

Es bringen seine Streiche
Gar Vielen jetzt den Tod;
Es zeiget manche Leiche
Der Franken große Noth.

Es folgten seine Leute
Dem Führer unverzagt,
Gleich einer gier'gen Meute,
Zur lust'gen Frankenjagd.

Es blitzen hell die Schwerter,
Es flimmert' Pfeil und Speer;
Es fielen immer härter
Die Schläge rings umher.

Es dröhnt' von Rossehufen
Das Feld, es schallt' im Wald;
Und wilder ward das Rufen
Der Führer alsobald.

Und immer lauter schallte
Des Priesters Schlachtgesang;
Der weiße Bart umwallte
Die schrille Harfe lang.

Es stritten auch die Mannen
Des Königs unverzagt,
Und was sie auch ersannen,
Ward unverweilt gewagt.

Es ist von beiden Seiten
Manch kühnes Werk geschehn;
Der Franken tapfres Streiten
Die Sachsen ungern sehn.

Es kannten schon die Franken
Der Sachsen Kriegeslist
Und wollten nicht mehr wanken
Beim Ueberfall zur Frist.

So senkte sich hernieder
Des Abends rothe Glut
Und färbte heller wieder
Des Blutes dunkle Flut.

Es wogte unentschieden
Die Schlacht im Hasethal;
Die Nacht bracht' keinen Frieden,
Trennt' nur der Kämpfer Zahl.

Es rauschten mit den Flügeln
Walküren nun ins Feld
Und fanden auf den Hügeln
Manch todten Sachsenheld.

Den führten sie geheilet
Nun ein in Wodans Reich,
Wo er jetzt immer weilet,
Ein Held, den Göttern gleich.

Es hellten viele Feuer
Die bange dunkle Nacht;
Die Sachsen hatten theuer
Das Schlachtfeld eingebracht.

Es fehlte mancher Krieger,
Der gestern war im Hain;
Und noch nicht sollten Sieger
Die Sachsen heute sein.

Sie saßen um die Brände
Mit finsterm Angesicht;
Es krampften sich die Hände;
Es irrt' der Augen Licht.

Es sangen dumpf und heiser
Die Priester von der Schlacht;
Es knisterten die Reiser,
Und kälter ward die Nacht.

Und bange stöhnt' zur Seite
Manch wunder Krieger laut;
Er ward des Todes Beute
Noch eh' der Morgen graut'.

Und als nun dieser tagte,
Die zweite Schlacht begann;
Und wie auch Mancher zagte,
Dem Tod er nicht entrann.

Der dritte Tag sah enden
Die grauenvolle Schlacht
Und sich die Sachsen wenden
Zur Flucht der Uebermacht.

Sie fanden an der Brücke
Am linken Uferrand
Noch Halt zu ihrem Glücke
Und setzten sich in Stand,

Den heil'gen Ort zu schützen
Mit ihrer Leiber Wall.
Den Franken konnt' nicht nützen
Des Ungestümes Prall.

Es stritt mit trotz'gem Grimme
Der Herzog Wittekind,
Und, wahrlich! seine Stimme
Ertönte nicht gelind.

Es kämpften seine Scharen
Den Kampf um Weib und Kind,
Die hierher flüchtig waren
Und Preis des Siegers sind.

Es thürmten viele Leiber
Sich an der Brücke auf;
Der Sachsen tapfre Weiber
Die kämpften mit zu Hauf.

Es wollte schon verzagen
Des Frankenkönigs Muth,
Da trieb mit kühnem Wagen
Ein Ochse durch die Flut.

Und kaum hatt' dies gesehen
Der Franken Reiterschwarm,
Als er wie Sturmes Wehen
Sich stürzt' in Stromes Arm.

Die Reiter mit den Pferden
Sind bald an Ufers Rand;
Da mußte nutzlos werden
Der Sachsen Widerstand.

Man sieht den Herzog wanken
Und fliehn nach seiner Burg,
Doch erst mußt durch die Franken
Er noch sich schlagen durch.

Ihm folgte was von Mannen
Entfloh der bittern Noth,
Die Andern sich besannen
Und weihten sich dem Tod.

Sie wollen lieber sterben,
Als folgen fremdem Herrn;
Walhalla zu erwerben,
Verbluten sie schon gern.

Die Weiber, ach! die Kinder
Empfingen manchen Stoß,
Gefangene nicht minder:
Die Knechtschaft war ihr Los.

Der König Karl als Sieger
Gewann den heil'gen Ort,
Und seine tapfern Krieger
Das Kreuz erhoben dort.

Und weil ein Ochs zum Glücke
Den Weg gewiesen hatt',
So nannt' er Ossenbrügge
Die erste Sachsenstadt.

Er baut auf selbem Platze,
Dem Wodan sonst geweiht,
Ein Münster, dem zum Schatze
Reliquien er verleiht.

Sanct Peter wird zu Ehren
Der neue Dom genannt,
Und um den Ruhm zu mehren,
Ein Bischof ihm erkannt.

Der soll dem Volk, dem wilden,
Verkünden Christi Wort.
Um Lehrer ihm zu bilden,
Baut eine Schul' er dort.

Der heil'gen neuen Stiftung
Schenkt er zum Unterhalt
Den Zehnten und die Nutzung
Im großen Osningwald.

So steht seit tausend Jahren
Der Dom zu Osnabrück
Und weist durch viel' Gefahren
Auf Kaiser Karl zurück.

* * *

Und als das Weib geendet,
Da wurd' ich mählig wach,
Und was sie mir gespendet,
Dem dacht' ich lange nach.

Der Tag war längst zur Neige;
Die Steine wurden fahl;
Und durch die Fichtenzweige
Fiel leis ein Mondenstrahl.

Er spielte auf dem Steine,
Wo jüngst die Sage saß,
Und in dem hellen Scheine
Schien er von Blute naß.

Den Kopf ich schaudernd neigte
Und gieng rasch aus dem Hain;
Der Rückweg aber zeigte
Den Dom im Mondenschein.

Bischof Benno's Tod.[26])

Von Osnabrück zu Rosse
Kehrt Bischof Benno heim
Nach Iburg, seinem Schlosse,
In sich den Todeskeim.

Er hat im Dom gelehret,
Wie er gewohnet war,
Und sein Verdienst gemehret
Als Priester am Altar.

Er reit't in tiefem Sinnen
Und mit betrübtem Muth
Nur langsam jetzt von hinnen,
Stellt sich in Gottes Hut.

Und als er nun erklommen
Die letzte steile Höh'[27]),
Hat er hier Platz genommen
Und schaut mit tiefem Weh

Nach seiner Stadt. Ich wähne,
Er segnet sie zuletzt;
Es hat wohl eine Thräne
Die Wange ihm genetzt.

Und als er ist gekommen
Zu Iburg in sein Schloß,
Da hat er zu sich nommen,
Nachdem, was ihn verdroß,

Er öffentlich gebeichtet
Vor Abt und dem Convent,
Von Gottes Gnad' umleuchtet,
Das heil'ge Sacrament.

Dann ließ er sich umkleiden
Mit priesterlich Gewand
Und segnet noch im Scheiden
Sein Volk mit schwacher Hand.

Es ruht auf Thurmes Gängen
Der Morgensonne Schein;
Und unter frommen Klängen
Schlief Bischof Benno ein.

Die Schlacht auf dem Halerfelde.

4. November 1308.

Es ließ zum Kampfe laden
Den Bischof Ludewig[28])
Zu seinem eig'nen Schaden,
Wie's bald erwiesen sich,

Von Münster Bischof Conrad,
Der fälschlich also hieß,
Da mit Capitels Beirath
Vom Stuhl er Otto stieß.

Es nahm gerechter Sache
Sich Bischof Ludwig an;
Das bracht' ihm Conrads Rache;
Der war ein mächt'ger Mann.

Er hatte viele Mannen
In seinem Lohn und Dienst,
Und seine Freunde sannen
Auf nichts als auf Gewinnst.

Es waren die von Arnsberg,
Die Grafen von Waldeck,
Von Jülich und von Ritberg
Und die von Dortmund keck

Mit manchem blanken Helme
Gen Osnabrück bereit.
Und wo man brauchte Schelme
Mit Ravensberg zum Streit,

Da blieb nicht gern zu Hause
Der Tecklenburger Graf.
Es rannten wie zum Schmause,
Da Ludwig es betraf,

Der edle Herr von Lohne,
Von Strünk'de, von Ahaus,
Der mit Beatricens Sohne
Auf Tecklenburg hielt Haus.

Zuletzt noch seine Märker
Führt' Engelbert ins Feld.
Wohl niemals hat man stärker
Ein armes Wild umstellt,

Als hier von allen Seiten
Auf Ludwig man drang ein.
Wie wollt' man Hülf' bereiten,
Da er stand ganz allein?

Von seines Stiftes Mannen
War'n wenige ihm hold,
Und nur die Städter sannen,
Wie man ihm helfen sollt'.

Er wollt es dennoch wagen,
Vertrauend Gottes Gnad',
Und ließ dem Feinde sagen,
Daß er zur blut'gen That

Ihm woll' am Halerfelde
Mit Ernst zu Diensten sein.
Es stellten sich in Bälde
Die Bürger bei ihm ein.

Und weil, wenn Gott ihm schenket
Mit seinen Heil'gen Gnad,
Zu siegen er gedenket,
Trotz seiner Feinde Rath:

Gebietet er dem Heere
Ein Fasten und dann spend't
Er, treu des Meisters Lehre,
Ihm selbst das Sacrament.

Dann zog er mit den Seinen
Hinaus, von Muth erfüllt;
Sie hatten in weiß Leinen
Die Panzer eingehüllt.

Und als die Feinde sahen
Des Bischofs Kriegesmacht
Mit Zuversicht sich nahen
In ihrer weißen Tracht,

Da rief von Lüdinghausen,
Der Bannerträger war:
„Wie will ich weidlich zausen
Des Bischofs Lämmerschar!"

Es hielten auch die Städter
Den ersten Stoß nicht aus.
Doch kamen letzt als Retter
Die Kürschner in den Strauß. [29])

Sie stürzten mit dem Volke,
Das sie zum Steh'n gebracht,
Gleich einer Flammenwolke
Sich muthig in die Schlacht.

Sie klopften ohn' Erbarmen
Die Pelze da nicht schlecht
Und färbten sie mit warmen
Und rothem Blute ächt.

Sie schlugen Alles nieder
Mit ihrer Hiebe Wucht.
Des Feindes Siegeslieder
Nun blieben unversucht.

Denn ihrer Führer Leichen
Bedeckten rings das Feld.
Es zahlt' vor solchen Streichen
Gar mancher Fersengeld.

Und in der Hase Fluten
Fand mancher auch den Tod,
Und vielen mocht' man muthen
Der Kerker hartes Brod.

Als nun im Handgemenge
Held Ludwig hat gefällt
Den Märker, in der Enge
Jetzt über ihn sich stellt,

Um seinen Feind zu fangen:
Entreißt ihm der sein Kleid;
Und in dem Wahn befangen,
Als droh' dem Herrn ein Leid:

Sticht von den Dienern einer
Den Bischof todeswund,
Da wird um vieles kleiner
Des Volkes Siegesmund.

Es blieb die helle Freude
Nun stecken in der Brust;
Es füllt die tapfern Leute
Bald Trauer, bald die Lust.

Sie folgen heim dem Helden,
Der auf der Bahre ruht,
Und ihre Züge melden
Gekränkten Siegesmuth.

Es starb nach dreien Tagen
Der Bischof Ludewig;
Doch lebt in alten Sagen
Der Held nun ewiglich.

Das Kielkröpfchen
oder die Wallfahrt nach Rulle.

Des Dümmer[30]) glatten Spiegel beweget leis der Wind;
Es sitzt im kleinen Kahne der Vater mit dem Kind.
Er will nach Rulle[31]) fahren, zum gnadenreichen Ort,
Mit seinem kranken Kinde, daß es genese dort.
Er weiß nicht, daß ihm früher die Nixe es vertauscht,
Er weiß nicht, warum heute der See so seltsam rauscht.
Es neigen sich die Blumen dem Kinde in dem Kahn,
Die Blumen auf dem Wasser, so bald sie ihnen nah'n.
Und lächelnd grüßt die Kleine die Blumen mit der Hand;
Die weißen und die gelben, sie scheinen ihm bekannt.
Da rufet leis ein Stimmchen: „Lieb Schwesterlein, wohin?!"
Es schallt zurück vom Kahne mit frohem, heiterm Sinn:
„Ich will nach Rulle fahren und mich dort lassen weih'n,
Damit gleich andern Kindern ich später mag gedeih'n."

Anmerkungen.

1) Der Karberg bei Ankum im Fürstenthum Osnabrück; altsächsisch cara, Leid, Kummer, Wehklage.

2) Die Wasserfeien, Nixen, zu welchen auch Alke gehört, sind nicht zu den guten Gottheiten (gode) zu rechnen, sondern vielmehr heimtückischer Natur. Sie hausen in Seen, Teichen und Flüssen und suchen ihr Opfer. Unser Alke haust in einer großen, trichterförmigen, mit Wasser gefüllten Vertiefung, welche, wahrscheinlich ein Erdfall, sich auf dem Giersfelde in der Nähe des früheren Kirchweges von Alfhausen nach Märzen findet. Das Giersfeld enthält in seinen kolossalen acht Steinkreisen eines der bedeutendsten, dem Wodancultus geweihten Heiligthümer. Siehe S. 19.

3) Jöljagd ist in Westfalen der Name für wilde Jagd.

4) Von der Dienstmannschaft wohnten wenige in eigenen Burgen, die meisten in sogenannten Wohnungen, gewöhnlichen ländlichen Häusern, höchstens mit Graben und Pfahlwerk umgeben, oft auch nicht weiter befestigt, als solche Bauernhäuser zu sein pflegten, und etwa nur mit einem steinernen thurmähnlichen Speicher versehen. Siehe C. Stüve: Geschichte des Hochstifts Osnabrück bis zum Jahre 1508, S. 61.

Derartige steinerne Speicher, schlechtweg „Steinwerke" genannt, finden sich noch neun auf größeren Bauernhöfen im Kirchspiel Ankum.

5) Die Fastnacht, welche ihren Beginn nach dem wandelbaren Osterfeste richtet, erinnert mit ihren Aufzügen und Mummereien an die festlichen Züge zu Ehren der heidnischen Gottheiten. Es wird in ihr symbolisch die Niederlage des Winters gefeiert, wie man im Osterfeste den Sieg des Frühlings festlich begeht. Die Strohpuppe, welche am Ende der Fastnacht in einem großen Aufzuge zur Gruft gebracht wird, stellt augenscheinlich den Winter vor.

6) Das Giersfeld bei Ankum ist eine von Osten nach Westen geneigte Hochebene, eine Heidefläche von ungefähr 2000 Morgen, auf welcher sich acht sogenannte Hünenringe, Hünenbetten, befinden. Der Name ist nicht schwer von alth. chirih, Kreis, Umkreis (griech. γῦρος, lat. gyrus, engl. gyre) herzuleiten und bedeutet das Kreisfeld, d. i. das Feld der Kreise oder das von Steinkreisen umgürtete Feld. Diese größeren und kleineren Steinkreise mochten anfänglich aus 400 Granitblöcken,

sogenannten Findbügen von 6 bis 12 Fuß Länge und 4 bis 6 Fuß Breite, bestehen. Vor ungefähr 20 Jahren zählte man noch 52 Decksteine und 124 Träger und Kreissteine.

7) Wodanswagen, das Gestirn des großen Bären.

8) Ein russischer Oberst ließ in der Umgegend von Ankum viel nach Urnen graben.

9) Rauchschwalben (Hirundo rustica) nisten gern an, noch lieber in den Häusern. Als Boten des Frühlings überall gern gesehen, genießen sie auf dem Lande noch eine besondere sorgfältige Aufmerksamkeit. An den großen Balken auf der Tenne des Hauses werden kleine Bretter angenagelt, damit sie das neue, aus Schlamm zu bauende Nest stützen. Obgleich die Jugend überall in Berg und Wald Nester sucht und solche zerstört, so sind die Nester der Schwalben doch nie ihren Angriffen ausgesetzt. Ueber die große Hausthür weg, deren oberer Theil auch des Nachts im Sommer immer offen steht, fliegen die Schwalben aus und ein. Siehe S. 118.

10) Unterschlag heißt in den Bauernhäusern der freie Raum, welcher neben der Seitenthür, die nach dem Wege zuführt, liegt. Es wird der Raum nach hinten durch die sogenannte Anrichte, nach vorn durch eine Tellerbort abgeschlossen. Die freie Seite führt auf den Herd. Es steht hier ein Tisch, an welchem in den Sommertagen gegessen wird. Dem Unterschlage gegenüber ist der Waschort, ebenfalls neben einer Seitenthür, welche, mit der ersteren correspondierend, in den Garten führt. Ueber diesen beiden Seitenthüren sind im Querbalken Sprüche eingemeißelt, entweder über der Haupt-Seitenthür, welche auf den Weg führt, allein oder über beiden. Im letzten Falle steht auf jener der Anfang des Spruches: „Unsern Eingang segne Gott“, über der zweiten Seitenthür das Ende: „Unsern Ausgang gleichermaßen.“ Siehe S. 70 u. ff.

11) Für diejenigen meiner Leser, welche mit den Leibeigenschaftsverhältnissen in Westfalen nicht bekannt sind, füge ich Folgendes hinzu.

Die Spann- und Handdienste bestanden darin, daß die hörigen Grundbesitzer, wenn sie Spanndienste leisten mußten, ein oder zwei mal in der Woche mit Wagen und vier Pferden auf dem Hofe ihres Gutsherrn zu erscheinen hatten. Da sie um sechs Uhr morgens ausfuhren und um sechs Uhr abends wieder zu Hause sein durften, die Güter aber oft drei bis vier Stunden entfernt lagen, so hatten die Gutsherren im ganzen wenig Nutzen von dieser Einrichtung, während sie dem Bauer höchst lästig war, indem derselbe seine Arbeit zurückstellen mußte und außerdem gezwungen wurde, vier Pferde zu halten, da in den meisten Fällen zur Bestellung seines eigenen Ackers zwei, höchstens drei genügten. Da alle Dienste, welche der Bauer leistete, Zwangdienste waren, so war

keine rechte Fröhlichkeit bei der Arbeit, nirgends guter Wille, sondern überall Verdruß, die Arbeit geschah müssig und flüchtig, die Zwangsknechte und Mägde waren faul und widerspenstig. Außerdem gehörten meistens zwei Knechte zu einer Fuhre, die einen Schilling Zehrgeld erhielten. Die Handdienste fielen den kleineren Hörigen zu und bestanden, wie schon der Name sagt, aus Handleistungen auf dem Besitzthum des Gutsherrn.

Die Pacht bestand aus Korn, mageren und fetten Schweinen, Gänsen, Hühnern u. s. w.

Der Zwangdienst wurde von Söhnen und Töchtern der Bauern als Knechte und Mägde auf dem Hofe des Gutsherrn und zwar auf die Dauer von einem halben Jahre geleistet. Der Weinkauf bestand in einem Schilling. — Wenn der Bauer sich verheirathen wollte, so mußte er die Erlaubniß dazu von seinem Gutsherrn einholen und konnte froh sein, wenn das Opfer, welches er für dieselbe zu bringen hatte, den Brautschatz seiner Braut nicht überstieg. Wenn derselbe starb, so wurde sein sämmtlicher Nachlaß bis auf den hölzernen Löffel hin taxiert und der Erbe mußte denselben nach dem Taxat wieder kaufen. Jene Procedur nannte man die Auffahrt, diese den Sterbefall. Von diesen drückenden Fesseln hat der berühmte hannoversche Staatsmann Dr. Stüve, ein Osnabrücker, als Berichterstatter und Präsident der Ablösungscommission auf den Landtagen von 1831 und 1833 den Landmann befreit, und erst von dieser Zeit her datiert sich mit der Freiheit des Bauern auf seinem Grund und Boden der Aufschwung des Ackerbaues in unserer Gegend.

12) Dieser fromme Spruch steht vor allen Hausthüren.

13) Der Winterfeldzug von 1812 in Rußland.

14) Die Göhrde im Amte Hitzacker des Fürstenthums Lüneburg, ein 4 Quadratmeilen großer Eichen- und Buchenwald, ist berühmt durch den Sieg der Verbündeten unter Walmoden über die Franzosen, am 16. September 1813.

15) Obiges Gedicht wurde als Dedication der Uebersetzung der Vita Bennonis vorgedruckt.

16) Die Karlssteine im Hon bei Osnabrück.

17) Die Franken erscheinen in zwei Hauptmassen. Die ripuarischen Franken wohnten zwischen Main, Mosel und Maas, die salischen zwischen der Maas und dem Meer.

18) Man will den Namen Franken von framea (angelsächsisch france) dem Wurfspieße, ihrer Nationalwaffe, herleiten, im Gegensatze zu dem mit dem Krumm-Messer (sachs) bewaffneten Sachsen.

19) Zug der Jüten und Angeln nach Britannien, wo eine Reihe germanischer Königsthümer entstand. Ebenso der Zug Ariovist's nach

Gallien, welches kriegerische Unternehmen durch Cäsar seinen Untergang fand.

20) Das Karlsfeld liegt in der Bauerschaft Westrup bei Hunteburg. Ebendaselbst wird eine Wiese bezeichnet, auf welcher das Zelt Karl's des Großen gestanden haben soll.

21) Die Gegend von Osnabrück.

22) Der Schlagvorderberg (Schlacht vor dem Berge) ist die jetzige Klus vor dem Herrnteichsthore, wo die Schlacht wirklich stattgefunden hat.

23) Das ist der Platz ton teggen (10) Böken (Buchen).

24) Das Wittefeld zwischen Engter und Vörden.

25) Also nicht in Enger, sondern im Kirchspiele Wersen in der Nähe von Osnabrück, nicht in einer christlichen Kirche, sondern an einem heidnischen Begräbnißorte liegt der osnabrückische Wittekind begraben. Ebenso läßt die osnabrückische Sage den Helden nicht in Attigny, sondern in Belm getauft werden, welcher Name aus Bethlehem entstanden sein soll.

26) Bischof Benno II., der Freund und treue Gefährte König Heinrich IV., starb zu Iburg in seinem Thurme am 27. Juli 1088.

27) Dieser durch ein Kreuz bezeichnete Platz heißt noch jetzt Herrenrest (Herrenruhe).

28) Ludwig von Ravensberg, Bischof von Osnabrück. 1297—1308.

29) Es wurde dem Kürschneramte die Ehre verliehen, eine goldene Krone im Wappen zu führen und mit ihrem Heerwagen zunächst hinter dem des Rathes zu fahren.

30) Ein Landsee in der Provinz Hannover.

31) Ein aufgehobenes Nonnenkloster und berühmter Wallfahrtsort in der Nähe von Osnabrück.



Druckfehler.

Seite 7, Reihe 4, lies Heliand statt Heiland.
Seite 86, Reihe 9, lies der statt er.
Seite 101, Reihe 3, lies vom statt dem.
Seite 246, Reihe 10, lies Brünger statt Brünger's.





